

GOVERNMENT OF INDIA

DEPARTMENT OF ARCHAEOLOGY

CENTRAL ARCHÆOLOGICAL
LIBRARY

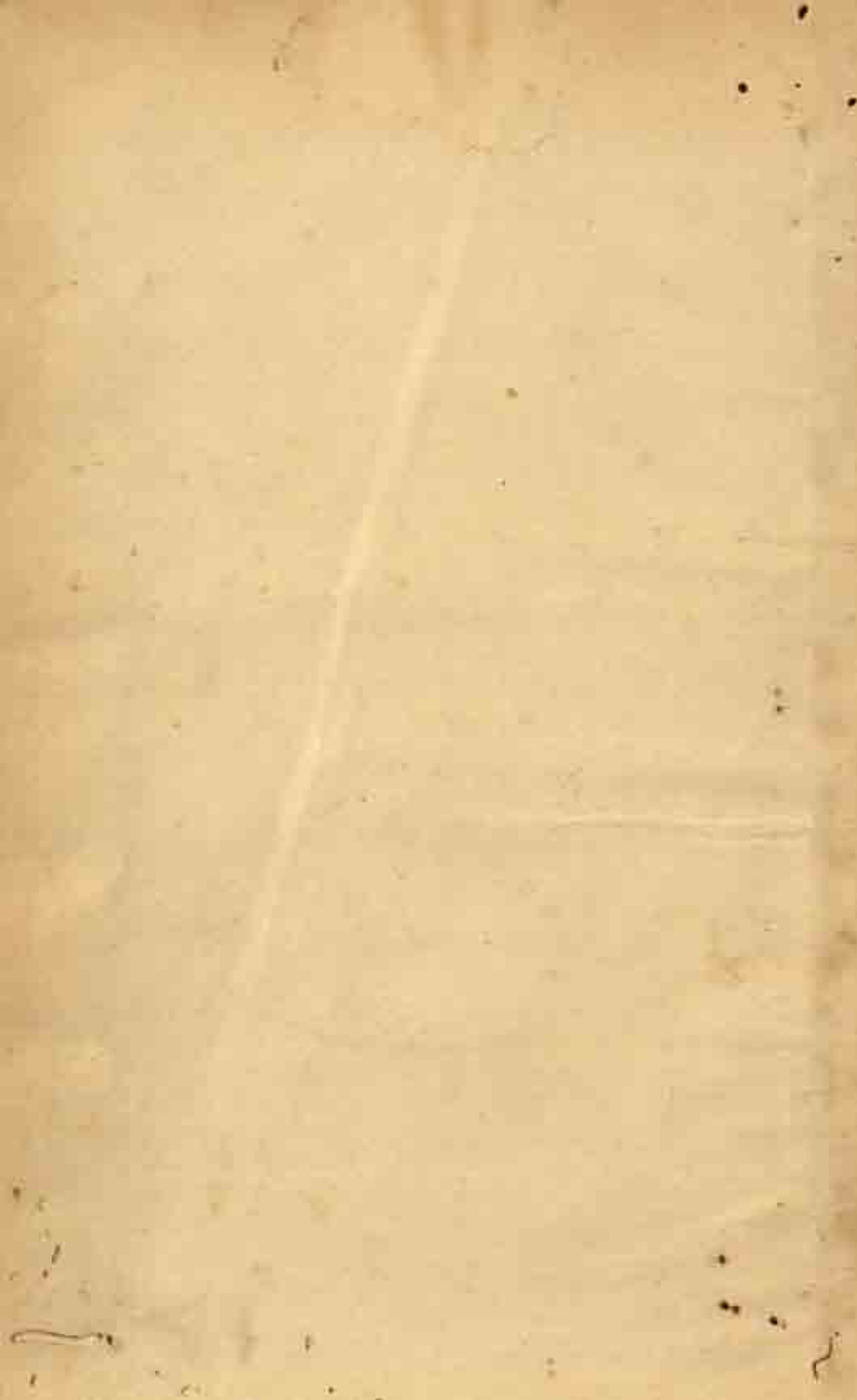
CALL NO. 891.05/Z.D.M.G.

ACC. NO. 25895

D.G.A. 79.

GIPN-S4-2D. G. Arch. N. D./57-25-9-58-1,00,000





ZEITSCHRIFT

der

Deutschen Morgenländischen
Gesellschaft

Im Auftrage der Gesellschaft

herausgegeben von

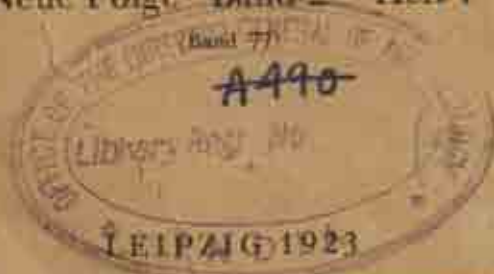
Georg Steindorff

25895

891.05

Z. D. M. G.

Neue Folge · Band 2 — Heft 1



IN KOMMISSION BEI F. A. BROCKHAUS

Diesem Heft sind Beilagen der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung,
Leipzig, und der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck, München, beigeheftet.

**CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY, NEW DELHI.**

Acc. No. 25895
Date 21.2.57
Call No. 891.05/2.04.6.

INHALT

	Seite
O. Franke, China als Kulturmacht	1
Franz Tasschuer, Die geographische Literatur der Osmanen	31
Arthur Ungnad, Babylonische Sternbilder oder der Weg babylonischer Kultur nach Griechenland	81
Alan H. Gardiner, Der ägyptische Ursprung des semitischen Alphabets. Mit zwei Tafeln	92
Heinrich Zimmern, Friedrich Delitzsch und Carl Bezold. Ein Nachruf.	121
W. Sted. T. W. Rhys Davids. Ein Nachruf	127
Reinhard Wagner, Ludwig Fritze. Ein Nachruf	145
Franz Tasschuer, Nachtrag	145

Protokollarischer Bericht über die am 9. April 1923 in der Aula der Universität zu Berlin abgehaltene Mitgliederversammlung der D. M. G.

Protokolle der Fachsitzungen des Deutschen Orientalistentages Berlin vom 9.—11. April 1923.

I. Ägyptologie S. IV. — II. Indologie S. VI. — III. Semitistik, Turkologie und Islam S. VIII. — IV. Assyriologie S. IX. — V. Alttestamentliche Gruppe S. — VI. Ostasienforschung S. X.

Anzeige aus der Redaktion über Einnahme und Ausgabe der Kasse der D. M. G. auf das Jahr 1922

Mitgliedernachrichten.

Internationale Austauschzentrale für orientalische Literatur

Mitteilung der De Goeje-Stiftung

Anzeige

Letzte Veröffentlichungen der D. M. G.

XII

XIV

XX

XXIII

XXIV

XXIV



China als Kulturmacht.

Von
O. Franke.

Wer den Ausdruck „Ostasien“ als Bezeichnung der großen, scharf geprägten Kulturwelt des Fernen Ostens gebraucht, der mag, ohne der geschichtlichen Entwicklung oder dem noch heute bestehenden Zustande Gewalt anzutun, ebensogut „China“ dafür sagen. Es ist das Reich des chinesischen Geistes, das wir hier betreten, das Geltungsgebiet konfuzianischer Weltanschauung, das sich von der Mündung des Amur bis zur Südspitze von Kambodscha erstreckt, im Osten die japanischen Inseln mit einschließt und in Innerasien sich in den Einöden der westlichen Gobi, den Tälern des Tien schan und den Steppen der Daungarei verliert. Es hat Zeiten gegeben, wo auch die politische Macht des „Himmelssohnes“ bis an die Grenzen dieser ungeheuren Ländergebiete und darüber hinaus fühlbar war, aber für gewöhnlich reichten die Kräfte der staatlichen Gewalten nicht aus, um dem chinesischen Genius auf seinem Fluge in die Weite zu folgen. Die chinesische Theorie vom Universalstaate hat freilich immer die Herrschaft des Zentralgewaltigen im „Mittelreiche“ über die gesamte Erde beansprucht, aber diese Erde war ja in Wahrheit weit größer als man glaubte, und von der Verwirklichung des Anspruchs war man deshalb viel weiter entfernt als das konfuzianische Selbstgefühl annahm. Wann immer der „Himmelssohn“ in der Ausübung seiner rechtmäßigen Befugnisse durch äußere Gewalt behindert oder beschränkt war, galt dies für einen widernatürlichen Zustand, und wenn die Völker der unbekannten Weiten sich der Unterwerfung unter sein von Gott verliehenes Szepter weigerten, so verdienten sie eher Mitleid als Bestrafung: sie sperrten sich

ab vom Lichte der Bildung, blieben im Dunkel der Barbarei und lernten die Gesetze nicht kennen, deren Befolgung erst den Menschen zum Menschen macht, die gesittete Gemeinschaft ermöglicht und das Glück verbürgt. Aber das eigene Schwergewicht jener Gesetze, deren Verkündung allein dem Zentralherrscher obliegen sollte, war stärker als die politischen Kräfte dieses Herrschers: oftmals wohl sind sie durch den Sieg der chinesischen Waffen in ferne Länder getragen worden, aber sie behielten ihre Geltung, wenn die Eroberungen längst wieder verlorengegangen waren, sie erzwangen sich friedlich den Eintritt da, wo eine gewaltsame Öffnung nie versucht worden war, und sie übten ihre Herrschaft auch dann, wenn das fremde Volk im politischen Gegensatze zu dem chinesischen stand und ihm an staatlicher Macht überlegen war. Die Kulturmacht China ist, wie jede Kultur in der Geschichte, groß geworden mit dem Staate und durch den Staat, der sie vermöge seiner realen Machtmittel trug und nährte. Aber sie ist stärker geworden als der tragende Staat selbst, sie hat mehr als einmal seinen Zusammenbruch überdauert und sein Wiederaufstehen ermöglicht, sie hat über seinen Herrschaftsbereich hinausgegriffen und mit eigenen Kräften nach eigenen Gesetzen unter den fremden Völkern gewirkt.

Was ist es, das ihr diese ungeheure Lebensenergie gegeben hat? Worin bestehen jene zähen, anscheinend unzerstörbaren Kräfte, die ohne staatliche Stützen weiter leben, weiter wirken konnten? Es war nicht die Schönheit der Kunst, nicht die Tiefe der metaphysischen Spekulation, die der chinesischen Kultur die Länder öffneten, sondern es war die Natürlichkeit, die Einfachheit und die Folgerichtigkeit ihres Menschheitsgedankens, die eine so ungeheure Werbekraft bei den Völkern entfaltete. Schon seit den Tagen des Altertums, jedenfalls aber seit der Begründung der Tschou-Dynastie im 12. Jahrh. v. Chr. und seit der Vergöttlichung der kaiserlichen Macht durch den genialen Gründer des Reiches, den Herzog von Tschou, war dieser Menschheitsgedanke zum Staatsgedanken geworden, d. h. er faßte die Menschheit als eine Einheit, als ein Weltvolk, das geführt, belohnt, gefördert, beherrscht wird durch den Himmel, d. h. durch Gott, vertreten durch des

Himmels Sohn, den Zentralherrscher, den Kaiser mit dem Sitz im Mitteleiche, das rings von bildungs- und belehrungsbedürftigen Barbarenvölkern umgeben ist. Dieses Weltvolk aber ist nicht, ebensowenig wie der einzelne Mensch, ein in sich geschlossener, für sich bestehender Organismus mit eigener Zwecksetzung, sondern es ist nichts anderes als ein Teil, der wichtigste vielleicht, aber doch nur ein Teil der gesamten Welterschöpfung, von ihren Kräften ist es durchtränkt, an ihrem regelmäßigen Gange beteiligt, an ihre Gesetze gebunden. Weltvolk und Weltstaat sind nur eine der Daseinsäußerungen des Kosmos, ihre Funktionen gehören mit zum Gange des Universums, mit zum Ablauf des Weltgeschehens, sie sind beide nur eine der Erscheinungen in der natürlichen Weltordnung. Dieser kosmische Gedanke verlangt, daß der Staat in seinen Obliegenheiten und Einrichtungen sich einfügt in das Getriebe der Natur, die Harmonie, die dort herrscht, auch in ihm sich widerspiegelt, die Ordnung dort auch seine Teile und ihr Wirken regelt, und zwar politisch und sittlich. „Der Fürst soll Fürst sein, der Untertan Untertan, der Vater Vater, der Sohn Sohn“, sagt Konfuzius.¹ Denn bis in die kleinsten Triebe hinein, wie in den Verästelungen eines Baumes, wirkt das kosmische Gesetz, der Lebensodem der Natur. Auch der einzelne Mensch in allen seinen Teilen entspricht der Zusammensetzung des Weltganzen, sein Lebensvorgang ist der gleiche wie der des Alls, ein Mikrokosmos im Makrokosmos. Die Einzelnen bilden die Familie, und die Ordnung in der Familie wird ebenso bestimmt durch die kosmische Harmonie wie die Ordnung im Staate, der nichts anderes ist als die Familie im großen, wie die Familie der Staat im kleinen. Lebendige Wurzel der Ordnung für den Menschen ist die Pietät, oder vielleicht würden wir besser Ehrfurcht sagen, sie weist den Sohn in sein richtiges Verhältnis zum Vater, den jüngeren Bruder in das zum älteren, den Freund in das zum Freunde, die Frau in das zum Manne, den Untertan in das zum Fürsten. Aber nicht bloß die Lebenden sind es, die von der Pietät umschlossen werden, auch die Geister der Verstorbenen gehören der großen Gemeinschaft an. Im Ahnendienst, der wichtigsten

1) *Lün-yü* XII, 11.

Pflicht und dem höchsten Vorrecht des Familienältesten, findet diese Zusammengehörigkeit ihre lebendige Form, und selbst der feierlichste Akt des Staatskultus, das Opfer des Kaisers an den Himmel, ist nichts anderes als Ahnendienst des Volksältesten für den Menschheitsvater, den ewigen Gott. So fühlt sich der Einzelne nur als winziges Glied in der endlosen Kette seines Geschlechts, die in unablässigem Wechsel durch die sichtbare und unsichtbare Welt sich hinzieht, ebenso wie Sonne, Mond und Planeten in ewiger Regelmäßigkeit ihre Bahnen wandeln. Dieses Gefühl des Verwurzelteins in einem größeren Ganzen aber gibt ihm einen starken sittlichen Halt, indem ihm einmal ein gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Gesamtheit, seiner Familie zunächst, dann seiner Stammesgenossen beherrscht, und andererseits das Bewußtsein ihn trägt, in seinem Dasein gestützt zu werden von dieser Gesamtheit, auch noch über das irdische Leben hinaus. Durch alle Schichten des Volkes hindurch zieht sich jenes Verantwortlichkeitsgefühl bis hinauf zum Kaiser, der für das Wohl und Wehe des ganzen Volkes dem Himmel und seinen Ahnen haftbar ist. Es hat dem sozialen Gefüge des chinesischen Staates seine erstarrliche Festigkeit gegeben und die Lenkung der Massen ohne verwickelte Gesetze und ohne polizeiliche Überwachung ermöglicht. Die Stelle des Gesetzgebers und Richters im Abendlande nahm der Weise und Lehrer ein, statt des verstandesmäßig erworbenen Rechts herrschte das ungeschriebene Gesetz der Pietät, die ererbte Ordnung und die heilige Überlieferung. Nicht der Rechtsstaat war es, den die chinesische Gemeinschaft bildete, sondern das Reich des verpflichtenden ethischen Gedankens. Und dieser kosmisch-ethische Gedanke ist es gewesen, der dem chinesischen Weltstaate seine ungeheure Werbekraft, der chinesischen Kultur ihre alles bezwingende Macht gegeben hat.

Mit ihm ausgerüstet, drang der chinesische Urstamm, mag er nun aus Innerasien, aus den Ebenen des Gelben Flusses oder sonstwoher gekommen sein, in die unermesslichen Ländergebiete der wenig zivilisierten Völkerstämme des äußersten Ostens ein, bis er im Osten den Ozean erreichte, und im Süden und Westen die Wildnisse von Tonking, Yün-nan und Sze-tsch'uan

ihn vorläufig aufhielten. Und überall, wohin er kam, brachte er seine Lehre von Pietät und Ahnendienst, vom Menschheitsvolke und der kosmischen Gemeinsamkeit mit, und willig fügten sich alle die mit den Waffen unterworfenen oder mit friedlichen Mitteln gewonnenen Völker in das neue Kultur-System ein, das ihnen Raum genug ließ für ihre eigenen Sitten, Gewohnheiten und Überlieferungen, und dessen Trügerschaft sie im Laufe der Jahrhunderte ständig verbreiteten. Als Konfuzius lebte und wirkte, war diese Entwicklung schon weit fortgeschritten, es ist aber fraglich, ob ohne ihn das System innerlich so gefestigt worden wäre, daß es den neuen Aufgaben, die immer gewaltigere Größenverhältnisse annahmen, dauernd hätte gewachsen bleiben können, zumal es nicht an inneren Krisen gefehlt hat, die es zeitweilig zu zerreißen drohten. Der geniale Gewaltherrscher Schi huang-ti im 3. Jahrh. v. Chr., der dem Reiche die politische Einheit aufzwang und damit die heilige Überlieferung vom Lehenstaate der Tschou von ihrem Throne stieß, ist zwar von der konfuzianischen Orthodoxie als der Zerstörer der göttlichen Weltordnung verflucht worden, aber die eigentlichen Grundlagen der chinesischen Kultur hat er tatsächlich nicht angetastet. Weit kritischer war jener Augenblick, als im 2. Jahrh. v. Chr. die erste Berührung mit dem iranisch-indisch-griechischen Kulturkreise im fernen Mittelasien stattfand. Damals, als die märchenhafte Kunde von einer blühenden Kulturwelt jenseits der Barbarenvölker, die doch den Zwischenraum vom Mittelreich bis an die Grenzen der Erdscheibe einnehmen sollten, durch Tschang Kien an den Kaiserhof von China drang, mag wohl mancher zweifelhaft geworden sein an der Richtigkeit des überkommenen Weltbildes und der ethischen Gesetze, die es regieren sollten. Auch die Lehren des Buddhismus und alles das, was die chinesischen Pilger auf ihren Reisen nach Indien sahen, wollte zu vielem nicht passen, was die Überlieferung sagte, und hätte Buddhas ursprüngliche Weisheit sich ausgewirkt, so wären Pietät und Ahnendienst zu Grunde gegangen. Aber die Kulturmacht China war stärker als alles das. Und sie wurde um so stärker, je fester, je geschlossener die Form wurde, die ihrem Dogma der Konfuzianismus gab. Nicht sowohl Konfuzius selbst

als seine Schüler und Ausleger waren es, die diese Form schufen, erklärend, ordnend, teilend durch mehr als ein Jahrtausend hindurch, bis sie schließlich im 12. Jahrh. durch Tschu Hi ihre endgiltige Gestalt erhielt und dann zum starren, alles beherrschenden Dogma des Staates wurde. Aber gerade als solches hat das konfuzianische System, das mit Hilfe der staatlichen Prüfungen die Geister zu unerhörter Gleichartigkeit bildete, sich wie ein ehernes Band um die nach ihrer Stammesart völlig verschiedenen und darum auseinanderstrebenden Teile des riesigen Staatsvolkes gelegt, sie zu einem einzigen gewaltigen Organismus zusammenschließend, das nun um so eindringlicher in die Ferne wirken konnte. Ein einzigartiges, wunderbar entwickeltes Bilderschriftsystem, das nur dem Auge sich vermittelte, den Laut der Worte aber unberücksichtigt ließ und darum jedem Dialekt, jeder Sprache ohne weiteres zum Ausdrucksmittel werden konnte, hat diese Wirkung um ein beträchtliches verstärkt.

Die Gefahr des Zweifels, die dem chinesischen Geiste drohte, als die ersten Klänge aus der Kulturwelt des Westens zur Han-Zeit (im 2. Jahrh. v. Chr.) die Harmonie seiner Weltanschauung unterbrachen, ist vorübergegangen, der Universalismus hatte seine Wurzeln schon zu tief gesenkt. Der Buddhismus aber, so umgestaltend, so reich befruchtend er auf das chinesische Geistesleben eingewirkt hat, auch er hat die Fundamente der chinesischen Kultur nicht zu erschüttern vermocht, und seine Eroberungen hat er mit dem Verlust seines eigenen Wesens bezahlen müssen. Niemals hätte die indische Lehre in ihrer alten Form mit dem Endziel der Passivität des Nirvāṇa und Parinirvāṇa bei dem lebensbejahenden Volke der Chinesen festen Fuß fassen können, erst das Mahāyāna-System mit seinem westlichen Paradiese der Sukhāvati, mit seiner Lehre von der Erlösung durch die Vermittlung des Amitābha und des Avalokiteśvara und mit seiner Heilmöglichkeit für alle, auch die bereits Verstorbenen, erst diese neue Form eines religiösen Synkretismus, die mit der Lehre Buddhas kaum noch etwas gemein hatte, ist im Stande gewesen, sich das Heimatrecht im chinesischen Kulturganzen zu erwerben, und auch sie erst dann, nachdem sie die wichtigsten Teile der

konfuzianischen Ethik, vor allem die Pietät und ihre Pflichten, in die Sammlung ihrer Gebote aufgenommen hatte. Wann immer aber die buddhistischen Mönche wagten, sich an den Grundlagen des konfuzianischen Staates zu vergreifen, fuhr das Literatentum als Hüter der Überlieferung und Inhaber der staatlichen Gewalt auf und wies die Angreifer, oft mit erbarmungsloser Grausamkeit, in ihre Schranken zurück. Die konfuzianische Kultur, gleichmäßig und ihrer selbst sicher im gewöhnlichen Lauf der Dinge, erwiderte sofort und mit größter Schärfe, wenn man ihren Lebensnerv berührte.

Und wie der chinesische Geist den indischen Buddhismus umschuf zu einem chinesischen, so gab er jedem fremden Volke und jedem fremden Staatswesen, die in den Bannkreis seines Wirkens kamen, chinesisches Gepräge. Als die Han-Kaiser vom 2. Jahrh. v. Chr. ab ihre großartige Kolonialpolitik in Mittel-Asien trieben, öffneten sie damit der Kultur ihres Landes die Wege in neue unbekannte Fernen, wenngleich ein besonders hochwertiges Erzeugnis des chinesischen Gewerbellleißes, die Seide, schon vorher im Reiche Alexanders des Großen und später im römischen Reiche Eingang gefunden hatte. Aber nun folgten chinesische Sprache, Schrift, Literatur, Kleidung und Sitte den chinesischen Heeren nach Westen, und die Staaten an den Rändern des Tarim-Beckens, wie jenseits des Tsung ling bis Baktrien und Sogdiana schickten ihre Tributgesandtschaften an den Hof des Zentralherrschers in Tsch'ang-an und Lo-yang, in ihren Schulen wurden die kanonischen Schriften der Konfuzianer gelehrt, und ihre Einrichtungen ahmten die chinesischen Vorbilder nach, oft sogar unter Beibehaltung ihrer Namen. Die politische Macht der Chinesen in Turkistan ist großen Schwankungen unterworfen gewesen, aber ihr Kultureinfluß ist nicht mehr gewichen von dort bis auf den heutigen Tag, auch nicht, nachdem der Muhammedanismus überall seinen siegreichen Einzug gehalten hatte. Ja die vielgeschäftigen Araber haben im Laufe der Jahrhunderte noch manches gewerbliche Erzeugnis dieser Kultur wie den Holzplattendruck, das Papier und das Porzellan von dort und später auch auf dem südlichen Seewege weiter nach Westen bis in die europäischen Länder hinein verbreitet. Die Kämpfe,

die die Chinesen Jahrtausende hindurch in den nördlichen Gebieten ihres Reiches mit den immer wieder vordringenden Völkern tungusischer, türkischer und tangutischer Herkunft haben führen müssen, waren ausnahmslos ein Ringen um die politische Macht, niemals um das Geltungsrecht der Kultur. Die geistige Oberherrschaft des Chinesentums ist von jenen Völkern niemals angetastet, nicht einmal in Zweifel gezogen worden. Auf dem Gebiete hatten sie nichts, was sie als gleichwerthig hätten entgegenstellen können, hier sind sie immer die Unterlegenen gewesen. Nirgends zeigt sich die unwiderstehliche Saugkraft der chinesischen Kultur deutlicher als in dem Schicksal der fremden Staaten, die sich auf chinesischem Boden bildeten. Schon vom Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. ab kommen große Teile des Reiches im ganzen Norden vom westlichen Kan-su an bis zum Golf von Liao-tung unter türkische und tartarische Fürstengeschlechter, die einen chinesischen Zentralherrscher nicht anerkennen, vielmehr selbständige nationale Staaten gründen. Aber soweit sich auch die Macht dieser neuen Könige erstreckt, und sie hat, wie z. B. bei den tungusischen Wei, zuweilen tief nach Inner-Asien hineingereicht, ihr Staat atmet chinesischen Geist, seine Einrichtungen sind genau nach denen des besiegten oder zerstörten Reiches geformt, die amtlichen Bezeichnungen entsprechen denen ihrer Vorbilder, Sprache und Schrift im amtlichen Verkehr sind chinesisch, ja man scheint die neue Gründung erst dann für vollständig und der Weltordnung entsprechend anzusehen, wenn ihr das chinesische Gewand angezogen, der konfuzianische Geist eingehaucht ist. Auch die Dynastie selbst legt ihren Namen ab und nimmt eine chinesische Bezeichnung an, und zwar eine solche, die entweder in der orthodoxen Geschichtsschreibung der Vergangenheit bereits erscheint oder wenigstens ihrem Sinne nach chinesischen Gedankengängen entspricht und dadurch ihre Rechtfertigung erhält. Mit dem wachsenden Aufgehen in der chinesischen Weltanschauung entsteht in dem Herrscher das Verlangen, selbst der „Himmelsohn“ zu sein, und dieses Streben treibt zu immer neuen Eroberungen, um das Weltreich unter dem einen Szepter zu vereinigen. So herrscht nie ein ausgeglichenes

Verhältnis zwischen den Staaten, der chinesische Kulturgedanke fordert die Einheit, und dieser Einheit gilt der Kampf. Im 12. Jahrhundert bestehen vier Reiche mit „Himmelssöhnen“: in der östlichen Mongolei, der südlichen Mandchurei, Korea und Nord-China der Staat der tungusischen Khitan, seit 937 mit dem chinesischen dynastischen Namen Liao, im Westen davon, in Kao-su und dem Kukuor-Gebiet ein tungusisch-tangutischer Staat mit dem alten chinesischen Namen Hia, dann später im Rücken der Khitan, in der nördlichen Mandchurei und von hier aus nach Süden drängend, das Reich der mandchurischen Jutschen unter dem chinesischen Namen Kin, und schließlich, auf den Süden beschränkt, mit Hang-tschou als neuer Hauptstadt, das eigentliche „Mittelreich“ der Sung-Dynastie. Alle diese Staaten waren von dem gleichen chinesischen Kulturgedanken beherrscht, und zwar die fremden um so stärker, je weiter sie in der Reichweite der chinesischen Gesamtkultur vorrückten. Alle Staatseinrichtungen waren chinesisch und trugen chinesische Namen, die Schrift war künstlich aus der chinesischen zusammengestellt und für das heimische Idiom vereinfacht. Zurückgedrängt vom Lande der Väter und der politischen Machtstellung beraubt, beherrschte der chinesische Genius doch gerade in jenem 12. Jahrhundert mehr als je vorher die gesamte Welt des Ostens und entfaltete sich auf allen Gebieten des geistigen Lebens, in Malerei und Plastik, in Philosophie und Dichtung mit einem Glanze, der jene Periode der Sung zum augustäischen Zeitalter Chinas vorklärt. Was Marco Polo, der mit Unrecht viel beargwöhnte und bespöttelte, später in seinen glühenden Schilderungen von dem Reiche des großen Kublai Khan erzählte, das war nichts anderes als die wahrheitsgetreue Darstellung des Widerscheinens von dem ruhmstrahlten Sitze der Sung. Und als dann jener Größte selbst, der Enkel Dschingis Khans, Kublai Khan, das Werk seines Großvaters fortsetzend, die Dynastie der Sung beseitigte, und somit, da alle die anderen Reiche chinesischen Geistes schon vorher von den Mongolen unterworfen waren, die Herrschaft über das gesamte riesige Reich in seiner Hand vereinigte, da erschien zum ersten Male seit langer Zeit wieder, und in einem Maße wie nie zuvor, der konfuzianische Gedanke der „großen

Einheit“ (*ta fung*) verwirklicht. Das Weltreich Kublais, das sich von den Gestaden des Stillen Ozeans über den ganzen asiatischen Kontinent hinweg bis zur unteren Donau, von den Waldgebirgen Sibiriens bis zur Südspitze Indiens und den Inseln der Südsee erstreckte, es kam in der Tat dem Ideal vom planetarischen Gesamtstaate, wie es in den Theorien der Konfuzianer lebte, so nahe wie kein Reich der großen chinesischen Dynastien vorher und nachher. Ein seltsames Schicksal hatte es gefügt, daß die vollendetste Verkörperung des konfuzianischen Staatsgedankens, die doch dem berufenen „Volk der Mitte“ vorbehalten sein sollte, ein „Barbar“ sein mußte. Und dieser „Barbar“, wegen seiner Tatkraft, seiner Weisheit und seiner Großherzigkeit eine der glänzendsten Herrschergestalten der Weltgeschichte, den Marco Polo „den mächtigsten Mann“ nennt, „der in der Welt lebt und jemals gelebt hat von der Zeit unseres ersten Vaters Adam bis auf diesen Tag“¹⁾, dieser Gebieter einer Welt fügte sich ein in das chinesische Kultursystem, anscheinend ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, sich ihm zu entziehen. Im Jahre 1260 hatte er den Thron seiner Väter bestiegen und schon vier Jahre später verlegte er die Hauptstadt seines Reiches von dem bisherigen Sitze der mongolischen Macht, Karakorum am Orkhon in der nördlichen Mongolei, nach Peking, und da die Stadt seit der Eroberung durch Dschingis Khan größtenteils in Trümmern lag, so baute er eine neue, weit glänzendere Stadt unmittelbar daneben und gab ihr den chinesischen Namen *Tu tu* oder *Tai tu* (das *Daidu* der Mongolen und *Taidu* Marco Polos) d. h. „die große Hauptstadt“. Zugleich mit der Übersiedelung übernahm er den konfuzianischen Kult der Ahnenverehrung, baute in Peking seinen Ahnentempel, verlieh seinen Vorfahren nach dem Vorbilde chinesischer Dynastien Tempelnamen in chinesischer Sprache und opferte vor ihren Tafeln nach konfuzianischem Ritus. Die Dynastie als solche erhielt einen chinesischen Namen. So wurde die Stadt des Mittelreiches, als sei es ein gesetzmäßiges, selbstverständliches Vorrecht, der Mittelpunkt des Weltreiches, „der Lichtpunkt des

1) *The Book of Ser Marco Polo* ed. Yale (3. Aufl.) I, 331.

Universums*, wie ein persischer Geschichtschreiber so begeistert den Sitz des Groß-Khans nennt.¹ Den konfuzianischen Literaten war dieser Weltherrscher zwar wenig gewogen, aber der Grund dafür lag in ihrem anmaßenden, unduldsamen Auftreten, das dem aufgeklärten, freier denkenden Manne unerträglich war. Ganz in Übereinstimmung mit dem universalistischen Gedanken der Konfuzianer verlangte er, daß die Erde ihm untertan sein müsse, wenn es auch den einzelnen Völkern überlassen blieb, wie es schon die alten Kaiser der Tschou hatten gelten lassen, ihre Angelegenheiten nach eigenem Brauch zu regeln. Auch Kublai war die chinesische Staatslehre als die natürliche erschienen, und mit Widerstreben muß der konfuzianische Geschichtschreiber von ihm sagen: „Er kannte die Menschen und er verbesserte die Verwaltung, indem er zuverlässige Männer anstellte und die konfuzianischen Grundsätze anwandte. Die Wahrheit, daß mit der chinesischen Bildung die Barbaren zivilisiert werden, hat er seiner staatlichen Organisation zu Grunde gelegt, darum sind die Einrichtungen seiner Regierung ein Vorbild geworden, das auf die fernsten Länder wirkte.“²

Als in dem großen chinesisch-tartarischen Ringen, in dem sich Sieg und Niederlage auf beiden Seiten mit seltsamer Regelmäßigkeit ablösen, in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Mandschu sich der Hauptstadt Peking und damit der Herrschaft bemächtigten, waren sie bereits stärker chinesisch-kulturell beeinflußt als ihre Vorgänger und Ahnen, die Jutschen, fünfhundert Jahre früher. Abgesehen davon, daß sie den Chinesen ihre Haartracht mit dem Zopf aufzwangen und ihrerseits ihre Frauen vor der chinesischen Sitte der Fußverkrüppelung bewahrten, sind ihre Herrscher und ihr ganzes Volk bis in ihre nördlichsten Heimatgebiete hinein in kurzer Frist vollständig zu Chinesen geworden, so vollständig, daß sie selbst die eigene Sprache vergaßen, und nur eine kleine Schicht sie als eine Art Kultsprache künstlich lernen mußte. Man wird sich keiner Übertreibung schuldig machen, wenn man die mandschurische Dynastie als die orthodoxeste von allen bezeichnet.

1) A. a. O. I, 332.

2) *Yuan schi* Kap. 17 fol. 331⁴.

Keine hat das konfuzianische System mit solcher an Fanatismus streifenden Leidenschaft gefestigt und ausgebaut wie sie, keine das orthodoxe Literatentum mit solchem Hochmut erfüllt, und keine mit solcher Engherzigkeit und Unduldsamkeit jede abweichende Lehrmeinung, jeden fremden Einfluß bekämpft wie dieses landfremde Herrscherhaus. Sie hat die Auslegung der kanonischen Schriften von Tschu Hi aus dem 12. Jahrhundert für die allein zulässige bei den Staatsprüfungen erklärt, und ihr ist es vorbehalten geblieben, dem Konfuzius das Recht auf göttliche Ehren zuzusprechen, d. h. nichts anderes als ihn selbst zum Gott zu ernennen, nur um dem abendländischen Christus ein chinesisches Gegenstück bieten zu können. Es ist nicht auffallend, daß die Bemühungen der Mandschu für die Orthodoxie um so leidenschaftlicher wurden, je mehr sich der innere Verfall des Staates geltend machte, und je stärker unter dem Einfluß des Abendlandes die Zweifel in dem Kulturgefüge selbst zu werden begannen.

Gerade das Schicksal der Mandschu zeigt in besonders einfalliger Art, wie leicht und wie vollständig fremde Völker in der chinesischen Kulturwelt ihrer eigenen Art verlustig zu gehen scheinen. So wechselvoll und so bedrohlich oft auch das politische Geschick des chinesischen Volkes als Nation gewesen sein mag — und auch bei ihm hat der Universalismus das naturgegebene Gefühl als Volk nie ganz auslöschen können —, der Weg der Kulturmacht China ist bis zum 19. Jahrhundert beständig aufwärts gegangen. Wohl hat es auch für die Zeiten des Stillstandes oder gar des Niederganges gegeben, aber dann war die Ursache nicht innerer Verfall ihrer eigenen Lebenskraft, sondern übermäßige Schwächung der tragenden Staatsgewalt, Aushöhlung der Dynastie, Kämpfe einzelner Landesherren um die politische Macht, Angriffe auswärtiger Feinde, nicht aber Verflüchtigung der Kulturgedanken selbst. Sie haben sich unverkümmert erhalten durch den Wechsel der Zeiten hindurch; mochten die chinesischen Waffen auch oft unfähig sein, die völkische Selbständigkeit zu schützen, der chinesische Geist ist immer Sieger geblieben, die feindlichen Herrscherfamilien nördlich und südlich des großen Trennungsgrabens, des Yangtsu, haben nie gewagt, ihm zu nahe

zu treten, und die volksfremden Feinde sind ausnahmslos seine Untertanen geworden. Die Zahl der fremden Dynastien in China ist fast ebenso groß gewesen wie die der einheimischen, aber sie alle sind in dem großen konfuzianischen Kultursystem aufgegangen und geistig, oft genug auch physisch, Chinesen geworden.

Und selbst in die weitere Ferne hat jener Geist umbildend, erobernd gewirkt, ohne es selbst zu wollen, auch auf Staaten, die weder jemals nach der Herrschaft in China gestrebt haben, noch jemals von China in feindlicher Absicht betreten worden sind. Tongking, Annam und die übrigen Staaten der hinterindischen Halbinsel, das jetzt so selbstbewußt gewordene halb-indische Siam eingeschlossen, Birma und der auch mit Waffengewalt von den Mandachus unterworfenen lamaistische Kirchenstaat Tibet mit seinen Grenzstaaten Bhutan und Nepal, sie alle haben sich als Glieder des chinesischen Weltstaates gefühlt und von den Quellen chinesischer Kultur genährt, bis die Kanonen Englands und Frankreichs bewiesen, daß sie stärker seien als konfuzianische Einheitsgedanken, und daß die Ansprüche Chinas „völkerrechtlich“ keine Stütze finden. Der Staat der tungusischen Koreaner ist so völlig chinesisch geworden, daß er in seiner Organisation als ein Abbild im kleinen von dem großen China erscheint und selbst seine Literatursprache im wesentlichen das Chinesische ist. Völlig in geistiger Abhängigkeit von dem chinesischen Genius aber befindet sich das kulturstolze Japan. Es kann sich freilich rühmen, daß es niemals die oberste Gewalt des Himmelssohnes anerkannt hat, so unerhört diesem auch der Widerstand gegen die göttliche Ordnung erschien, und der Ozean hat das Inselvolk davor geschützt, daß ihm jene Ordnung mit den Waffen aufgezwungen wurde. Selbst der große Kublai Khan hat den Versuch dazu aufgeben müssen. Als im Jahre 1381 eine Gesandtschaft der Japaner am chinesischen Kaiserhofe wegen Formwidrigkeiten in brüsker Weise abgewiesen wurde, erklärte der Schogun in einem Schreiben an den Himmelssohn: „Die Unermeßlichkeit des Alls unterliegt nicht der alleinigen Gewalt eines einzigen Herrn, sondern in dem unendlichen Gebiete der Welt gibt es verschiedene Staaten, von denen jeder sein Teil

bewahren soll. So ist also die Erde das Eigentum der Gesamtheit (ihrer Bewohner) und nicht das eines einzelnen Menschen.¹⁾ Das war die glatte Ablehnung eines der Grundgedanken im konfuzianischen System und für das chinesische Denken ein Verneinen aller göttlichen Vernunft. Aber man wird auch in Japan im Jahre 1381 nicht vergessen haben, daß der japanische Staat von der Mitte des 7. Jahrhunderts ab nach dem Muster der Verfassung der chinesischen Tang-Dynastie neu gebildet war, daß die Grundlagen, auf denen er und das gesamte soziale Gefüge ruhten, die konfuzianische Ethik war, und daß deren Grundelemente, Pietät und Ahnenverehrung, das ganze Leben des Volkes durchtränkt hatten. Den Universalismus der Chinesen lehnte man zwar ab, weil der völkische Stolz ihn nicht dulden wollte, aber die Erhebung des japanischen Herrschergeschlechtes an die Spitze der Menschheit, indem man seinen Stammesbaum auf die Sonnengöttin zurückführte, erregte keine Bedenken und ist all die Jahrhunderte hindurch ein unerschütterliches Dogma des Volkes geblieben. Und doch sieht das Ganze aus, als seien hier chinesische Vorstellungen auf einheimische alte Sagen aufgepfropft worden. Japan ist nicht zaghaft gewesen in der Aneignung chinesischen Kulturgutes. Der berühmte halbgöttliche Ahnherr der angeblich ununterbrochenen Herrscherreihe des Sonnenlandes, Jimmu Tennō, samt seinen ersten dreifüg Nachfolgern, sie alle sind nichts anderes als chinesische Persönlichkeiten, die eine flüchtige *pia fraus* den kanonischen Schriften der Konfuzianer und Taoisten, sowie den Annalen verschiedener chinesischer Dynastien von den Han abwärts bis zu den Song (5. Jahrh. n. Chr.) und den nördlichen Ts'ü (6. Jahrh. n. Chr.) unter Japanisierung der Namen entlehnt hat. Ja noch mehr als das. Die Japaner haben die ersten dreizehn Jahrhunderte ihrer „Geschichte“ bis zur zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. künstlich aufgebaut, und zwar im wesentlichen nach chinesischen Vorbildern, indem sie Namen, Daten, Ereignisse, Reden und Aussprüche der älteren chinesischen Literatur entnahmen, oftmals sogar in einer Form, daß ihre

1) *Ming shi* Kap. 302 fol. 32*.

ältesten Geschichtswerke stellenweise nur von jemand verstanden werden können, der die chinesische Sprache beherrscht. Wer den Nachahmungstrieb der Japaner in der modernen Zeit beobachtet hat, wird die Kühnheit dieser Täuschung ebenso verständlich finden wie die Leidenschaftlichkeit, mit der man die Echtheit der erborgten Geschichte verteidigt hat. Die japanische Kultur ist auch heute noch in fast allen ihren Formen ein Seitentrieb der chinesischen, und wer heute wissen will, was japanisch ist, muß zunächst wissen, was chinesisch ist. Die japanische Sprache mit ihrem reichen chinesischen Wortschatz, ihren chinesischen Konstruktionen und ihren chinesischen Zitaten ist ein getrennes Abbild dieses Verhältnisses.

Offenherziger hinsichtlich der geistigen Abhängigkeit von China als Japan ist Korea gewesen. Hier haben freilich das politische Vasallenverhältnis und die größere Landnähe das ihrige getan, um die Abhängigkeit im Leben des Volkes fühlbarer zu machen. Der koreanische Staat ist — oder war —, wie bereits gesagt wurde, lediglich ein Abbild des chinesischen im Kleinen. Seine gesamte Verfassung mit allen ihren Behörden und Beamten, ihrer Verwaltungseinteilung, ihrem staatlichen Prüfungssystem und ihren Sitten und Unsitten war bis zu den von den Japanern erzwungenen Reformen nach dem Staate der Ming-Dynastie (14. bis 17. Jahrh.) geformt; selbst die Bezeichnungen waren bis in alle Einzelheiten chinesisch. Daß die konfuzianische Ethik den gesamten Organismus des Volkes regelte, war selbstverständlich, die gelehrte Literatur des Landes, auch die Annalen der Geschichte, war chinesisch; man schämte sich fast der einheimischen Sprache, und für gebildet konnte nur gelten, wer das Chinesische in Wort und Schrift beherrschte. Korea war dem chinesischen Geiste in noch höherem Maße untertan als sein König dem Himmelssohne in Peking.

Es gab in Ostasien, von Sibirien und den dünnbevölkerten, halbwilden Küstengebieten nördlich von der Amur-Mündung abgesehen, in der Tat kein Land mehr, das nicht der Kulturmacht China bewußt oder unbewußt huldigte. Unersehüttet durch politische Rückschläge, war diese Kulturmacht mit dem Schwergewicht ihrer eigenen still wirkenden Über-

legenheit über den Kontinent dahingeschritten, Unterwerfung erzwingend, ohne auf Eroberungen auszugehen, siegreich auch da, wo sie politisch ohnmächtig war. Die ganze Welt des Ostens hatte sie mit ihrem Geiste erfüllt, nach den Lehren ihrer Weisen geformt, mit ihrem Schriftsystem zu einer Einheit verbunden. In allen Teilen Chinas, sowie in Japan, Korea und Annam galt als Verständigungsmittel die chinesische Schrift, und auch zwischen den Söhnen dieser Länder selbst, die nur ihre eigene Sprache beherrschten, war sie die gegebene Brücke für den schriftlichen Austausch der Gedanken. Als 1899 in Japan unter dem Druck der vom Abendlande erfahrenen Kränkungen und zur Abwehr der dem Osten von dorthier drohenden Gefahr der „ostasiatische Kulturbund“ gegründet wurde, wählte man mit gutem Bedacht für den Namen, „Bund der gemeinsamen Literatur“ (*fung wen hui*), ein Schriftzeichen (*wen*), das sowohl „Schrift“ wie „Schrifttum“, „Literatur“ und „Kultur“ bedeutet. Es war der japanische Notschrei an die Länder des Ostens zum Schutz für die chinesische Geisteswelt, gewiß von politischen Hintergedanken begleitet, aber doch aus dem Empfinden heraus, daß hier der gemeinsame Boden lag, in dem das staatliche und soziale Leben aller verwurzelt war.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem chinesischen Geiste sein Siegeszug wesentlich erleichtert worden ist durch die Tatsache, daß ihm in ganz Ostasien ein Kultursystem von gleicher Bedeutung niemals gegenübergestanden hat. Indessen hat er auch in Mittelasien, wo er auf die indische und die iranisch-hellenische Kulturwelt stieß, deutliche und nachhaltige Spuren hinterlassen, wie uns die archäologisch-literarischen Forschungen in Turkistan bei jedem Schritt vor Augen führen. Nicht minder stark schien sein Einfluß auf die abendländische Kultur werden zu wollen, als sie zuerst mit ihm in Berührung kam. Seit die holländischen Kaufleute im 17. Jahrhundert die Erzeugnisse des ostasiatischen Kunstgewerbes, meist chinesische Formen in japanischer Abwandlung, nach Europa gebracht hatten, begann sich der Einfluß der neuen Muster in Architektur und Gartenanlagen, in Möbeln und Porzellan zunächst in Frankreich, dann, bei der Herrschaft französischer Mode, auch in den übrigen Ländern des Kontinents, nicht zum

wenigsten in Deutschland, geltend zu machen. Das Zeitalter der „Chinoiserien“ in der europäischen Kunst begann, und das Rokoko und die Zopfzeit fanden darin gute Nährwurzeln. Auch Lebensstil und literarischen Geschmack der Chinesen und Japaner, so wie man sich beides, unter dem Eindruck der ausführlichen Berichte der katholischen China-Mission, in der Phantasie ausmalte, fing man an nachzuahmen und nachzudichten. Man trank chinesischen Tee aus chinesischen Tassen, freute sich an chinesischen Malereien und ersann chinesische Romane und Tragödien. Aber das Ganze war doch schließlich nicht viel mehr als eine flüchtige Laune, wenn sich auch selbst ein Mann wie Voltaire zeitweilig der neuen Strömung überließ, eine Spielerei mit äußerlichen Formen, geboren aus dem Überdruß am Altgewohnten und dem Reiz des unverständlich Seltsamen. In das Wesen des Chinesentums ist von all den orientalisierenden Künstlern keiner eingedrungen. Weit ernsthafter war die Bekanntschaft, die den abendländischen Denkern von den katholischen Missionaren des 17. und 18. Jahrhunderts vermittelt wurde. Diese Männer, durch Lebensklugheit, Gelehrsamkeit und Opferwilligkeit in gleichem Maße ausgezeichnet, studierten die chinesische Geistigkeit an ihren Quellen und stiegen hinunter in alle ihre Tiefen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß sie betroffen und hingerissen waren von dem, was ihnen das chinesische Kulturgefüge bot. Jene weltumspannende Einheit des Organismus, jene Zusammenfassung der Menschheit zu einem einzigen gläubigen Volke des göttlichen Stellvertreters, die doch der katholischen Kirche als ihr letztes Ziel auf Erden gilt, und für deren Erreichung sie das Schwert des römischen Imperiums an sich genommen hat, sie war hier als selbstverständlicher Gegenstand des göttlichen Wollens bereits als vorhanden angenommen, nur ohne jeden religiösen Bekenntniszwang, vielmehr allein bedingt und beherrscht durch den kosmischen Gedanken. Und hier war man dem Ziele schon wegen der wunderbaren Einheitlichkeit der Auffassung, um ein gut Stück näher gekommen als im Westen, denn der bis ins kleinste folgerichtig durchgeführte Organismus des Himmelssohnes, der Papst und Zäsar als untrennbare Einheit darstellte, war um mehr als ein Jahrtausend älter als der römische

Papst und die Kirche. Dazu aber kamen die alten Anschauungen der Chinesen vom „Himmel“ und vom Schang ti (dem „Herrscher in der Höhe“), sowie das ethische System des Konfuzianismus mit seinen festen, durch die Pietät bestimmten Formen, aus denen schon Ricci, der Begründer der Jesuiten-Mission in China im 16. Jahrhundert, die Überzeugung gewonnen hatte, daß die Chinesen *„im non uno saeculo, sed pluribus habuisse notitiam veri Numinis ac simul praestantia quaedam lumina legis naturalis“*¹⁾, eine Beobachtung, die dann seine Nachfolger in den folgenden beiden Jahrhunderten mit immer neuem Staunen erfüllte. Dieses Staunen und diese Hungerissenheit fanden ihren unmittelbarsten Ausdruck vor allem in dem Werke der Jesuiten Intorcetta, Herdtrich, Rougemont und Couplet, *Confucius Sinarum philosophus*, das i. J. 1687 in Paris erschien und für die Kenntnis des chinesischen Geisteslebens im Abendlande von großer Bedeutung wurde. Die Verfasser bemühten sich darin, nachzuweisen, daß *Sinas diluvio fuisse proximas, adeoque notitia cultusque veri Numinis in ipso ortu imbutos*, daß sie diese Kenntnis *probabiliter perrepererint per aliquot saecula*, wonach dann *argumentis aliis atque aliis confirmatur veri Dei apud Sinas notitiam extitisse*.²⁾ Diese Darlegungen der Missionare und die im Laufe des 18. Jahrhunderts folgenden zahlreichen gelehrten Arbeiten über alle Gebiete des chinesischen Geisteslebens, die Übersetzungen wichtiger Literaturdenkmäler, die Berichte über die innere Entwicklung im chinesischen Reiche, über die Vorgänge am Hofe und die einflußreiche Tätigkeit der Missionen selbst dort, alles das erweckte eine starke Anteilnahme in den gebildeten Kreisen Europas und ließ das bis dahin kaum gekannte China in dem magischen Lichte einer neuentdeckten besseren Welt erstrahlen. Vor allem war es — freilich sicher nicht im Sinne der Missionare — das Verstandes- und Vernunftgemäße in dem allem Transzendenten abholden konfuzianischen System, das die Geister der „Aufklärung“ in Frankreich und Deutschland anzog. Hier schien in der Tat die Theorie von der universellen Vernunftreligion ihre Verwirklichung gefunden zu

1) *Confucius Sinarum philosophus* S. LXXIV ff.

2) A. u. O. S. LXXIV.

haben, und Konfuzius, der vermeintliche Schöpfer dieser sozial-ethischen Welt, galt als einer der größten Lehrer und Führer der Menschheit, obwohl schon Christian Wolff, der bedeutendste Vorläufer der deutschen „Aufklärer“ 1724 darauf hingewiesen hatte, daß die chinesische Weisheit viel älter sei als Konfuzius. Es bleibt noch festzustellen, in welchem Maße die Enzyklopädisten in Frankreich und ihr Anhang durch die neugeschaffenen Vorstellungen von der chinesischen Geisteskultur und deren literarischen Formen beeinflußt worden sind, und ob nicht der deutsche Rationalismus wieder unmittelbar einen Teil seiner Nahrung auf diesem Wege erhalten hat. Kein Geringerer als Leibniz, der universalste Geist seiner Zeit, hatte die Kunde von der neuen Geisteswelt aufgenommen und mit starkem Widerklänge weitergegeben. Zwar hatte er früher bereits der chinesischen Kultur seine Aufmerksamkeit geschenkt, aber erst die persönlichen Beziehungen zu dem Jesuiten Grimaldi, einem der führenden Missionare in Peking, dessen Bekanntschaft er 1689 in Rom gemacht hatte, fachten diese Aufmerksamkeit zu einer fast leidenschaftlichen Anteilnahme an. Ein jahrelanger lebhafter Briefwechsel mit mehreren hervorragenden Jesuitenmissionaren schloß sich an die Bekanntschaft mit Grimaldi; immer neue Anregungen strömten seinem rastlos arbeitenden Geiste zu, immer mehr wollte er von dem großen Kulturvolke am anderen Ende der Welt wissen, und immer weitere Pläne faßte er, um die gründliche wissenschaftliche Erforschung des Chinesentums und seiner Geschichte in Deutschland und Europa zu ermöglichen. Er forderte auf zur Erlernung der chinesischen Sprache, regte den Protestantismus an, nach dem Vorbilde der Jesuiten auch seinerseits eine Missionstätigkeit in China zu beginnen, arbeitete Entwürfe aus zur Gründung gelehrter Gesellschaften und stiftete die Preußische Akademie der Wissenschaften mit zu dem Zwecke, die Kultur Chinas und Europas auszutauschen und das ungeheure Land dem Christentume zuzuführen. Diese Gedanken fanden dann ihren besonderen Ausdruck in dem 1697 erschienenen kleinen Buche *Novissima Sinica historiam nostri temporis illustratura*, das unter dem Eindruck der glänzenden Erfolge der Jesuiten in China und wohl auch des Werkes *Confucius Sinarum Philo-*

sophus geschrieben worden ist. Gleich der erste Satz der Vorrede *Benevolo Lectori* kennzeichnet seinen Standpunkt. *Singulari quodam fatorum consilio factum arbitror, ut maximus generis humani cultus ornatusque hodie velut collectus sit in duobus extremis nostri continentis, Europa et Tschina (sic enim offerunt), quae velut Orientalis quaedam Europa oppositum terrae marginem ornat. Forte id agitat suprema Providentia, ut dum politissimae gentes caedemque remotissimae sibi brachia porrigunt, paulatim quicquid intermedium est, ad meliorem vitae rationem traducatur.* Unter diesem „intermedium“ will Leibniz vor allem Rußland verstanden wissen, dessen Anschluß an die westliche Kultur gerade damals von Peter dem Großen angestrebt wurde. Es folgt dann ein begeisterter Hymnus auf die *practica philosophia* der Chinesen, d. h. auf „die Vorschriften der Ethik und der Staatskunst“, die eine so musterhafte Lebensführung des ganzen Volkes bewirkt habe, wie sie in Europa vergeblich gesucht werde und wie man sie „ohne Einwirkung der himmlischen Gnade und ohne christliche Zucht“ nicht für möglich halten könne. Und voll Staunen rühmt er den Herrscher Chinas, der „durch seine Größe fast über menschliches Maß hinausragt und wie ein sterblicher Gott angesehen wird, so daß alles seinem Wille gemäß geschieht, trotzdem aber so zur Tugend und Weisheit erzogen zu werden pflegt, daß er es seiner eigenen Stellung für würdig zu erachten scheint, an erstaunlichem Gehorsam gegen die Gesetze und an Ehrfurcht vor weisen Männern alle seine Untertanen zu übertreffen“. Ein Austausch der westlichen Kulturgüter (er rechnet dazu außer dem Christentum hauptsächlich die Logik, die Metaphysik und die Geometrie) mit China sei in hohem Maße wünschenswert, und er scheut sich nicht, zu erklären: „Derart wahrlich scheint mir der Zustand unserer Verhältnisse zu sein, bei dem die Sitten verderbnis ins ungeheure anwächst, daß es fast notwendig scheint, daß Missionare der Chinesen zu uns gesandt werden, die uns Zweck und Anwendung der natürlichen Theologie lehren, ebenso wie wir solche zu ihnen schicken, die sie in der offenbarten Theologie unterrichten. Ich glaube deshalb, daß, wenn ein Weiser zum Richter nicht über die Schönheit von Götinnen, sondern über die Vortrefflichkeit der Völker gewählt

würde, er den goldenen Apfel den Chinesen reichen würde, wenn wir diese nicht durch ein einziges, allerdings übermenschliches Gut überragten, nämlich durch das göttliche Geschenk der christlichen Religion.“

Man sieht hieran: genau die gleichen Grundzüge der chinesischen Kultur, die einst die Völker Ostasiens untertan gemacht, die fremde Religionssysteme umgewandelt und überall die unwiderstehliche Werbekraft für den chinesischen Weltstaat entfaltet haben, genau die gleichen Grundzüge sind es gewesen, die im Abendlande den aufgeklärtesten und scharfsinnigsten Geist jener Zeit in ihren Bann gezogen haben. Dank den klugen Missionaren schien die Kulturmacht China sich auch dem Geiste des Abendlandes gewachsen zu zeigen. Leibniz Verkündigung dessen, was ihm die Nachrichten über die chinesische Kultur eingaben, haben in der gelehrten Welt seinerzeit starkes Interesse hervorgerufen, und selbst bei einem Manne von so völlig verschiedener religiöser Richtung wie August Hermann Francke warmes Verständnis gefunden. Die „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts stand ganz im Zeichen der China-Bewunderung, und selbst Goethe konnte sich ihr nicht entziehen. Man kann heute nicht ohne ein Lächeln die gelehrten Darlegungen lesen, in denen der berühmte Christian Wolff, der Märtyrer von Halle, die Frage erörtert, ob die Chinesen „einige Spuren der göttlichen Offenbarung hatten“, oder die begeisterten Schilderungen anderer Bewunderer der „natürlichen Religion“, die sie von der Weisheit und Tugendhaftigkeit eines zurechtstilisierten China entwerfen. Auch in England und Frankreich fehlte es nicht an Stimmen, die des Konfuzius ethische Maximen als Vorbilder für das christliche Europa mit seinem unchristlichen Gebaren priesen. Am ruhigsten noch beurteilte dort Voltaire die Religion ohne Wunder und Offenbarung, die Tugendlehre der reinen Vernünftigkeit, wie man sie in China am vollkommensten bewundern könne. Aber über die gelehrten Kreise scheinen alle diese Erörterungen schließlich doch nicht viel hinausgekommen zu sein, und eine bleibende Wirkung haben sie auch hier nicht gehabt. Den weit ausschauenden Hoffnungen und kühnen, wohl allzu kühnen Plänen des großen Polyhistora Leibniz begegnete man nament-

lich in Deutschland mit kühler Ablehnung, zum Teil mit offenem Spott. In der Tat hat die geschichtliche Entwicklung auch Leibniz Auffassungen nicht recht gegeben. Den Niedergang der Mission in China hat er selbst noch erlebt, und der Streit über die Bedeutung der Ausdrücke *T'ien* (Himmel) und *Schung ti* (Herrscher in der Höhe) zwischen den verschiedenen Orden innerhalb der Kirche, sowie die Haltung des Papstes Klemens XI. mögen ihm selbst die Überzeugung gegeben haben, daß seine Hoffnungen wenigstens verfrüht gewesen waren.

Zwei Dinge waren es, die von den Missionaren sowohl wie von Leibniz und den Aufklärern übersehen waren. Einmal war der Gedanke des Universalismus, das Kernstück des konfuzianischen Systems, d. h. der Glaube, die „große Einheit“ des Menschengeschlechts nicht bloß sittlich, sondern auch politisch ausdeuten zu können, von der Geschichte immer wieder als eine Verirrung erwiesen worden, und zweitens hatte bereits im 17. Jahrhundert in der chinesischen Kultur die Erstarrung eingesetzt, das Leben entwich aus den Formen des „vernunftmäßigen“ ethischen Systems und sie begannen abzusterben. Das Volk hatte für seine natürlichen metaphysischen Bedürfnisse, die der Konfuzianismus unberücksichtigt ließ, längst Ersatz in dem Wunderglauben des Taoismus und den Heilslehren der Buddhisten gesucht und gefunden. Das konfuzianische System selbst aber, seit es durch Tschu Hi im 12. Jahrhundert zum Staatsdogma gestaltet war, hatte zwar die Völker des Weltreichs wie ein ehernes Band zusammengehalten, aber zum Schaden der geistigen Entwicklung des Einzelnen und somit der Gesamtheit: das staatliche Universum war zu einer erstarrlichen Einheitlichkeit gestaltet worden, aber die Persönlichkeit war dabei zum Opfer gebracht, sie war tot. So mußten dem Organismus die Lebensquellen versiegen, die Form war ihres Inhaltes beraubt, sie wurde Selbstzweck. Diese geistige Aushöhlung des chinesischen Kultursystems mag unter einem so glänzenden Herrscher wie K'ang-hi, der persönlich, am Anfange eines noch frischen Geschlechtes stehend, den verdorrten Einflüssen des Dogmas noch nicht erliegen war, nicht besonders in die Erscheinung getreten und daher den älteren Missionaren

verborgen geblieben sein, aber schon die Erfahrungen ihrer Nachfolger unter den Kaisern Yung-tschong und K'ien-lung waren wesentlich anderer Art und mögen ihnen Zweifel an der Richtigkeit der früheren Beobachtungen erweckt haben. Der Zustand des mechanisierten, formelhaften, gedankenarmen Universalismus im chinesischen Staatswesen, an sich schon, wie die Schicksale aller früheren Weltreiche gezeigt haben, eine Unmöglichkeit, mußte zur Katastrophe führen, als der Zusammenstoß mit dem nationalen Individualismus des Abendlandes erfolgte. Die Art dieses Zusammenstoßes hatte nichts Erhebendes, weil es der kapitalistische Imperialismus Englands und die ruhmstüchtige Eitelkeit Frankreichs waren, die sich im 19. Jahrhundert auf das Rieseureich stürzten, besonders nachdem man dessen militärische Wehrlosigkeit erkannt hatte. Diesem Ansturm gegenüber versagte die Kulturmacht China völlig. Man war im Westen nicht mehr weltbürgerlich und sentimental wie im 18. Jahrhundert, sondern man pochte auf seine nationalen „Interessen“, man wollte Märkte erobern, Waren absetzen, Geld verdienen, nicht aber Vergleiche anstellen über Wert und Unwert kultureller Systeme oder gar einen Austausch herbeiführen zwischen den geistigen Gütern beider Welten. Daneben drang unter dem Schutze der Waffen ein beschränktes religiöses Zelotentum in das Land, daß die „Heiden“ und „Götzenanbeter“ zivilisieren und die Nacht seines Unglaubens mit dem Lichte seines verzerrten Christentums durchleuchten wollte. Niederlage folgte auf Niederlage. Demütigung auf Demütigung. Europa, Amerika und allen voran das vom modernen Imperialismus erfaßte reformierte Japan stürzten sich in wildem Wettbewerb auf die wohlfeile Beute.

Angeichts dieser von allen Seiten heranbrausenden Flut und unter dem Eindruck dessen, was man von den Fremden und ihren Ländern hörte und sah, wurden gegen das Ende des 19. Jahrhunderts im Chinesentum selbst Zweifel und Unsicherheit an der Richtigkeit der überkommenen Weltanschauung lebendig. Wie einst im 2. Jahrhundert v. Chr. die Entdeckung der iranisch-indisch-griechischen Kulturwelt durch Tschang K'ien den Gedanken wachrief, daß die Welt doch

größer und mannigfaltiger sein könnte als man annahm, so kündete jetzt der Einbruch des Westens dieselbe Lehre, aber unendlich viel lauter, eindringlicher, rücksichtsloser. Und diesmal schlummerten die Zweifel nicht wieder ein, der Universalismus war an seiner Wurzel getroffen. Überraschenderweise war es gerade die Volksschicht, die bisher der stärkste Träger der Überlieferung gewesen war, das konfuzianische Literatentum, in der sich der Herd des Zweifels bildete. K'ang You-wei und seine Schüler begannen bereits 1888, laut und dringlich auf den Ernst der Lage hinzuweisen, und verlangten zum Schutze dagegen eine völlige Umgestaltung des Staatswesens. Freilich bis zu der Erkenntnis waren auch sie noch nicht durchgedrungen, daß in dem von den Alten ererbten Kultursystem selbst ein Fehler sein könnte, im Gegenteil, sie sahen die Ursache alles Elends darin, daß man sich seit der Han-Zeit von dem Boden der Weisheit des Altertums entfernt und in der Zwischenzeit Mißbräuche auf Mißbräuche gehäuft habe. „Wer heute noch an den hergebrachten Methoden und Anschauungen festhält“, schreibt K'ang You-wei, „der versteht nicht bloß die staatlichen Erfordernisse des Altertums und der Neuzeit nicht, sondern er hat sich auch von dem Boden der wirklichen Anschauungen der alten Weisen entfernt“¹⁾. Man war bereit, den Universalismus preiszugeben, soweit er politisch war, weil er im alten Konfuzianismus angeblich keine Grundlage fände²⁾, und man verkündete statt dessen den Universalismus des vernünftigen ethischen Gedankens, den Konfuzius gelehrt habe. In diesem Universalismus aber würde sich dereinst die Welt nach Überwindung aller religiösen Bekenntnisse zusammenfinden. Die Gedanken der „Aufklärer“ des 17. und 18. Jahrhunderts wurden also hier wieder aufgenommen. Die Entwicklung ist rasch über die Köpfe dieser ersten Reform-Konfuzianer hinweggegangen. Die folgenden politischen Katastrophen und vor allem der von Amerika aus mit reichen Mitteln verbreitete Geist des rücksichtslos selbststüchtigen Individualismus haben ihnen die Leitung schnell und für immer aus der Hand genommen. Dem aufsteigenden Radikalismus

1) Denkschrift vom 19. Dezember 1888.

gegenüber, der besonders in Süd- und Mittel-China seinen Sitz hatte, war die schwache Regierung hilflos, sie fühlte, wie ihr der Boden unter den Füßen schwand, wie das ganze innerlich längst ausgehöhlte System des Staats-Konfuzianismus zusammenzustürzen drohte, und sie bemühte sich verzweifelt, von dem sinkenden Schiffe zu retten, was zu retten war. Nur als eine Maßnahme der Verzweiflung ist auch jenes bereits erwähnte Edikt von 1906 zu verstehen, das dem Konfuzius in höchst unkonzufuzianischer Weise die gleichen Opfer aussprach wie den höchsten göttlichen Kräften des Alls, d. h. ihn selbst zum Gott machte. Man sah im Christentum das Kultursystem des Abendlandes, von dem das eigene erdrückt zu werden drohte. Und um es vor diesem Schicksal zu bewahren, mühte man sich, den Konfuzianismus aus einer *Theologia naturalis* zu einer *Theologia revelata* in Leibnizschem Sinne zu machen. Man wollte einen chinesischen „Heiland“ schaffen den man dem abendländischen Christus gegenüberstellen konnte, und man wollte der Staatsreligion jenes metaphysische Element zuführen, dessen Fehlen die Volksmassen den fremden Lehren zugetrieben hatte, erst dem Buddhismus und nun dem Christentum.

Aber alle Bemühungen haben den einmal in Bewegung geratenen Strom nicht mehr aufhalten können. Die Woge des Radikalismus schwemmte die Monarchie und mit ihr den überkommenen konfuzianischen Staat hinweg, ein dem chinesischen Geiste wesensfremdes Gebilde, die Republik amerikanischer Prägung an seine Stelle setzend. Auf der politischen Sturmflut trieben die Trümmer der konfuzianischen Weltordnung. Der neue Unterrichtsminister Ts'ai Yuan-p'ei, der in Deutschland seine Studien betrieben hatte, zog rücksichtslos die Folgerungen aus der Lage: in dem republikanischen Staatswesen hatte der Konfuzianismus mit seinem zäsaropapistischen Grundgedanken keinen Raum mehr, er mußte ausgeschlossen, und der mit ihm zusammengefügte Staatskultus beseitigt werden. Dementsprechend traf der Minister seine Verfügungen: schon im Januar 1912 bestimmte er, daß der Unterricht im konfuzianischen Kanon aus dem Lehrplan der Schulen zu streichen und lediglich, als die Reliquie einer überwundenen Zeit, den

geschichtlich-literarischen Abteilungen der Hochschulen vorzubehalten sei. Damit wurde das chinesische Kultursystem in aller Form preisgegeben. Kaum ein halbes Jahrhundert einer wenig mehr als flüchtigen Bekanntschaft mit der abendländischen Geisteswelt hatte hingereicht, um das, was drei Jahrtausende nur Siege und Triumphe gekannt hatte, zu Fall zu bringen, ein Zeichen, daß die Formen, die eine altertümliche Staatsweisheit einst geschaffen, bei aller erstaunlichen Festigkeit längst nicht mehr lebensfähig waren. Freilich durchgedrungen ist Ts'ai über alles Maß hinausgehender Radikalismus nicht. Ein leidenschaftlicher Widerstand erhob sich gegen die Durchführung der Verordnung, und die Folge war eine neue religiöse Bewegung im Konfuzianismus, die den schon unter der kaiserlichen Regierung ersonnenen Rettungsplan wiederaufnahm und weiterführte. An ihrer Spitze stand ein in Amerika gebildeter Literat der K'ang-You-weischen Schule namens Tsch'en Huan-tschang, der davon ausging, daß der Konfuzianismus dazu bestimmt sei, die Weltreligion der Zukunft zu werden und die „große Einheit“ der Völker auf sittlicher Grundlage herbeizuführen. Um ihn dazu passend zu machen, hielt es Tsch'en für notwendig, ihm die Form und Verfassung einer echten Religion im abendländischen Sinne zu geben. Und zwar wählte er dafür das Vorbild der protestantischen Kirche, wie er sie bei den Amerikanern kennengelernt hatte, indem er seinen Konfuzianern eine Gemeindeverfassung, eine Bibel, Gottesdienste mit Predigt, ein „Weihnachtsfest“ am Geburtstage des Konfuzius und selbst eine Missionstätigkeit in fremden Ländern zuwies. Anfang 1913 wurde beim Präsidenten der Republik der Antrag gestellt, den Himmelstempel in ein öffentliches Gotteshaus umzuwandeln und Konfuzius selbst ausdrücklich Gott zur Seite zu stellen. Die Bewegung hatte im Lande starken Anhang gefunden, so daß auch die Staatsgewalt sehr ernstlich mit ihr rechnen mußte, ein Beweis, daß die konfuzianischen Grundlehren stärkere Wurzeln in breiten Schichten des Volkes haben als der Radikalismus glauben wollte, und daß das System unter geschickter Führung — geschickter allerdings als die von Tsch'en Huan-tschang — wieder zu einer bedeutenden Macht im Staate werden kann. Die kri-

gerischen und politischen Ereignisse der Folgezeit haben die Frage vorläufig verstummen lassen. —

Schweigend und rätselvoll blickt uns die Zukunft an. Wie wird das Ergebnis der weiteren Entwicklung sein? Wer die Frage mit dem Argument abtan zu können glaubt — und nicht wenige tun es —, daß China schon viele Krisen in seiner langen Geschichte überstanden habe, und daß es deshalb auch diese ohne Gefahr für seinen Bestand überdauern werde, der verkennet die geschichtliche Lage. Wir haben gesehen, daß alle Katastrophen der Vergangenheit immer nur die politische Macht Chinas getroffen, sein Kulturgefüge aber unberührt gelassen haben. Alle politischen Sieger zwang die Kulturmacht China schließlich in ihren Bann, und aus jeder Niederlage ging sie gestärkt, mit verbreiteter Grundlage hervor. Heute aber ist diese Kulturmacht selbst getroffen. Was die Waffen der Türken und Tartaren in Jahrtausenden nicht vermocht, das hat innere Überalterung und die zersetzende Kraft des abendländischen Geistes bewirkt. Die Lösung des dogmatischen Geistesbandes, das seit dem 13. Jahrhundert die Einheit des Reiches gesichert, hat seit dem Sturz der Dynastie, des Mittelstückes dieser Einheit, die sofortige Zerreißen zur Folge gehabt. Der uralte Scheidegraben zwischen dem Norden und Süden hat sich wieder aufgetan, in den einzelnen Teilen brechen die eingeschlaferten, aber nicht toten völkischen Eigenheiten wieder durch, und ein allseitiges Ringen um die Macht setzt ein. Der Vorgang hat äußerlich Seitenstücke genug in der Zeit vor der Dogmatisierung des 12. Jahrhunderts, aber innerlich nicht, weil diesmal auch der gemeinsame Kulturboden zerrissen ist und die Tragfähigkeit verliert. Es gibt keinen Zweifel mehr wie der chinesische Staat, so ist auch die chinesische Kulturmacht in der Auflösung, mag die Entwicklung auch heute erst in ihren Anfängen stehen. Welches aber die Folgen dieser Auflösung sein werden, die viele hunderte von Millionen Menschen mit unbegrenzten Lebensenergien in neue Daseinsformen zwingt, das voranzusagen wird heute niemand vermessen genug sein. Wir stehen hier vor dem größten und dem dunkelsten der vielen Probleme des Stillen Ozeans. Eins nur ist sicher: auch dieses chinesische Problem bildet nur wieder

einen Teil eines noch größeren Problems, nämlich des gesamt-asiatischen. Vom Bosphorus an durch die gesamte islamische Welt der Türkei, Arabiens, Persiens, Mittelasiens und Indiens, über Afghanistan, Tibet und China bis an die Gestade des Stillen Ozeans sind die alten Kulturvölker zu neuem politischen Leben erwacht. Der japanisch-russische Krieg, die Verkündigungen der japanischen Sendboten vom Recht der asiatischen Völker, der Weltkrieg mit Wilsons Reden vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, und schließlich die Lehren des russischen Bolschewismus von der Verworfenheit des kapitalistischen Imperialismus des Westens haben die asiatischen Völker sich ihrer Unfreiheit bewußt werden lassen, und heute ist Moskau die Zentrale, von der aus in tausend Kanälen die Aufklärung über das habgierige, herzlose, heuchlerische Abendland durch die endlosen Ländermassen strömt. Auch China erbebt unter diesem Völkersturm, und durch die Massen geht eine Bewegung, deren Erscheinungen nicht mehr mit den sozialen Gesetzen des konfuzianischen Systems zu tun haben. Wo wird diese und die gesamt-asiatische Bewegung endigen, was wird sie erst zerstören müssen, ehe sie neu schaffen kann, und wie wird die Neuschöpfung aussehen? Was sich heute als eine solche Neuschöpfung in dem chinesischen Staate darbietet, das ist das Zerrbild eines abendländischen Staates, geboren aus amerikanischem Geiste, ein Fremdkörper im Chinesentum, wurzellos und ohne Dauer. Es ist noch die Frage, ob, wann und wie die Chinesen sich zu einer einheitlichen Nation zusammenfinden werden. Nur der neue nationale Staat aber wird im Stande sein, die neue Kultur chinesischen Geistes zu tragen. Und wie endlich wird das Verhältnis des Abendlandes und seiner Kultur zu einem neuen China sein, wenn erst der chinesische Geist sich selbst wiedergefunden haben wird? Wird sich ein Ausgleich vollziehen zwischen all den geistigen Kräften, der dann wirklich jene „große Einheit“ der Menschheit, sittlich und gedanklich, heraufführen wird, von der die Völker seit Jahrtausenden geträumt haben, um dann immer wieder ihres Irrtums überführt zu werden? Es ist ein seltsames Schauspiel für den geschichtlich denkenden Beobachter: während die Völker Asiens, bisher die Träger des Universalismus, sich

recken in einem neu erwachten Nationalgefühl und die gewaltige Kraftquelle des nationalen Gedankens erkennen, schwärmt im Abendlande, am meisten in Deutschland, das sich doch zwei Jahrhunderte hindurch vergeblich nach dem nationalen Staate geseht hat, ein weltentrückter Sozialismus und Pazifismus von Völkerverbrüderung und Verwischung der nationalen Besonderheiten. Zugleich aber ist das Grundelement der konfuzianischen „Vernunftreligion“, die von den westlichen Denkern des 17. und 18. Jahrhunderts so eifrig bewundert wurde, die Pietät, d. h. genau das, was Goethe verstanden wissen will unter der „Ehrfurcht vor dem, was über uns ist“¹⁾, dieses Grundelement ist in China unter der Einwirkung des westlichen Geistes im Schwinden, während im Abendlande auch die letzten kümmerlichen Reste davon in dem Strudel einer wilden Erwerbsucht und eines zügellosen Individualismus versunken sind. So scheint heute die sittliche und weltanschauliche Grundlage jener Einheit mehr zu fehlen, der Ausgleich ferner zu sein als vor zweihundert Jahren. Mit dem ethischen Universalismus des Reform-Konfuzianismus steht es offenbar nicht anders als mit dem politischen des früheren. So werden wir uns bis auf weiteres an Fichtes Worte bei seiner Verurteilung des Universalismus zu halten haben: „Die geistige Natur vermochte das Wesen der Menschheit nur in höchst mannigfaltigen Abstufungen an einzelnen, und an der Einzelheit im großen und ganzen an Völkern darzustellen . . . Nur in den unsichtbaren und den eignen Augen verborgenen Eigentümlichkeiten der Nationen, als demjenigen, wodurch sie mit der Quelle ursprünglichen Lebens zusammenhängen, liegt die Bürgschaft ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Würde, Tugend und ihres Verdienstes“²⁾. Oder an das Wort des weisen Plato: „Derjenige Staat, der in der ihm eigentümlichen Sprache zu Göttern und Menschen spricht und sein Verfahren ihr gemäß einrichtet, der gedeiht immer und bleibt erhalten; der aber, der eine andere nachahmt, geht zu Grunde“³⁾. Das gilt heute,

1) *Wilhelm Meisters Wanderjahre* II, 1.

2) Reden an die deutsche Nation. Dreizehnte Rede.

3) *Ἡ δὲ πόλις ἡ ἐν τῷ αὐτῷ νόμῳ τῶν θεῶν καὶ ἀνθρώπων ὁμοῦ λέγουσα, ἡ δὲ πόλις ἡ ἐν τῷ αὐτῷ νόμῳ τῶν θεῶν καὶ ἀνθρώπων ὁμοῦ λέγουσα, ἡ δὲ πόλις ἡ ἐν τῷ αὐτῷ νόμῳ τῶν θεῶν καὶ ἀνθρώπων ὁμοῦ λέγουσα.*

wie es vor dreißig Jahrhunderten gegolten hat. Nur die Nationen werden sich in dem kommenden Weltsturm behaupten, die den ehernen Willen haben, Nationen zu sein. Das ist die große Lehre, die uns auch die Geschichte der chinesischen Kulturmacht verkündet

ἄνθρωποι καὶ πρὸς ἀλλήλους, καὶ εἰς τὴν ψυχὴν τὰς ἀρχαῖς ἐκείνων ἀποδεδῶκεν, διὰ τοῦτο τε δεῖ καὶ πᾶσι, μάλιστα δ' ἡμῖν φθίσιονται. Platonis Epistolae ed. Hermann S. 46.

Die geographische Literatur der Osmanen¹⁾.

Von
Franz Taeschner.

Von der osmanischen geographischen Literatur ist bisher nur ein einziges Werk näher bekannt und von der Wissenschaft ausgiebiger benutzt worden, das *Djihannumâ* des Hadjy Qalfa²⁾; ein Teil des Werkes ist schon L. J. 1145 H./1732–33 D. gedruckt und danach mehrfach auszugsweise in europäische Sprachen übersetzt worden, und nimmt seitdem seinen gebührenden Platz in der historisch-geographischen Forschung

1) Probevorlesung, gehalten am 2. August 1922 vor der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster.

2) Ich kann mich nicht entschließen, dem arabischen Schriftbild anliebe den in diesem Aufsatz so häufig vorkommenden Namen des großen Polyhistor Hâdjî Chalîfa zu schreiben, sondern schreibe ihn so wie ihn die Türken etwa aussprechen dürfen, Hadjy Qalfa (zur Aussprache Qalfa für Chalîfa vergl. Samy, *Qamûs ul-ahâm* III, S. 1906 und V, S. 3806); ebenso wenig schreibe ich Muhammad, sondern einfach Mehmed und nicht Othmân, sondern Osman, und bemühe mich auch sonst, die Schreibung der Namen, bei der ich mich aber im übrigen natürlich an das arabische Schriftbild halte, der türkischen Aussprache anzugleichen. Bei allbekannten Namen wie Ahmed, 'Alt, Mustafâ u. ä. enthalte ich mich aller für das Türk. überflüssigen diakritischen und sonstigen Zeichen während ich anderseits bei Buchtiteln das arabische Schriftbild genauer wiedergeben suche. Bei der Wiedergabe der arabischen Buchstaben in Umschrift bemühe ich mich, einerseits mit möglichst wenig diakritischen Zeichen auszukommen, anderseits zu große Buchstabenhäufungen zur Wiedergabe eines arsb. Buchstabens zu vermeiden. Nur aus diesen Gründen schreibe ich sh anstatt des sonst üblichen sch oder s, tah anstatt tach oder ð, dj anstatt doch oder g. In der Aufführung der Handschriften bedeutet c. t. natürlich codex turcicus. In Klammern sind die bekannten Handschriftenkataloge mit dem Namen ihrer Verfasser angeführt.

ein. Gegen 1900 wurde dann, wenigstens teilweise, in dem *Sejâhatnâme* des Evlija Tshalebi ein zweites großes geographisches Quellenwerk aus dem osmanischen Schrifttum durch Druck erschlossen; doch ist seine Kenntnis wohl kaum über Orientalistenkreise hinausgegangen. Der Grund dafür, daß die geographische Literatur der Osmanen bisher so mangelhaft der historisch-geographischen Forschung zugänglich gemacht worden ist, liegt zunächst ganz allgemein darin, daß überhaupt die osmanischen Studien sich bei uns einer viel zu geringen Pflege erfreuen; sodann aber hat der Erkenntnis des wahren Sachverhaltes hindernd im Wege gestanden, daß die heutigen Osmanen selbst ziemlich wenig Wert auf diese ihre Erzeugnisse legen. Dies wiederum liegt an dem Schicksal, das die osmanische Literatur erlitten hat: kaum, daß sie sich neben den älteren Literaturen zu einer selbständigen Größe entwickelt hatte, ist sie unter den Einfluß des allzunahen Europas geraten, der zwar in vielen Fällen befruchtend, in den meisten jedoch zunächst lähmend wirkte und infolge der immer größer werdenden Überlegenheit Europas allem sich hervorwagenden eigenen Werk des Orients den Stempel der Greisenhaftigkeit aufdrückte. Im 19. Jahrhundert sind dann die Osmanen ganz dem Einflusse Europas erlegen; dadurch, daß sie bewußt ihre ganze Kultur europäisch umzustellen bemüht waren, haben sie den Blick für den Wert von Erzeugnissen ihrer eigenen älteren Kultur verloren: Der moderne europäisch angekränkelte Efendi lüchelt heute über Evlija Tshalebi¹⁾. Dieses Urteil der Osmanen über ihre eigene, vor allem wissenschaftliche ältere Literatur hat auch manchen europäischen Gelehrten beeinflußt und ihn davon abgehalten, diesen Dingen größeres Gewicht beizumessen²⁾. Nun ist allerdings die geographische Literatur der Osmanen, soweit sich das bis jetzt übersehen läßt, verhältnismäßig klein

1) Vgl. Menzel bei Hugo Grothe, *Meine Vorderasienexpeditionen 1866–1867*, I, Leipzig 1911, S. 196. Das Urteil dürfte sich inzwischen bei den wirklich gebildeten Osmanen, die den wissenschaftlichen Wert der Angaben Evlijas für die Kulturgeschichte und Landarkunde erkannt haben, wesentlich geändert haben.

2) Vgl. das harte Urteil A. D. Mordtmanns gerade über Evlija in *Skizzen aus Kleinasien: Das Ausland*, 1883, S. 414.

im Vergleich sowohl mit der Menge der rein historischen Werke, die die Osmanen hervorgebracht haben, als auch mit der Menge der älteren geographischen Werke der mittelalterlichen Orientalen, die meist in arabischer Sprache verfaßt sind; sie ist aber wichtig genug, daß es gerechtfertigt erscheint, sie einer eigenen Betrachtung zu unterziehen.

Hat die Nähe der europäischen Kultur der osmanischen Kunstdliteratur wenigstens quantitativ nichts geschadet, so war naturgemäß die wissenschaftliche Literatur um so mehr dem lähmenden Einfluß der anerkannt überlegenen europäischen Wissenschaft ausgesetzt; nur der Geschichtsschreibung gelang es dank ihres Gegenstandes, der damals noch nicht von der europäischen Wissenschaft erobert worden war, vorläufig noch, sich dem europäischen Einflusse zu entziehen und eine stattliche Reihe von Werken von selbständiger Bedeutung hervorzubringen. Die übrigen Zweige der Wissenschaft waren nicht so gesichert. Der Werdegang der geographischen Literatur der Osmanen bietet geradezu ein typisches Beispiel für das Schicksal eines Literaturzweiges, der in noch unfertigem Zustande unter einen übermächtigen fremden Einfluß gerät: nachdem europäischer Wissensstoff einmal in den Gesichtskreis des Osmanen eingeführt war, schwand bald alle eigene Produktion von einigem Werte auf dem Gebiete; allein das ankommende Bewußtsein, daß die Europäer alle wissenschaftlichen Gebiete schon viel besser bearbeitet hatten, als es dem Osmanen möglich war, muß diesem die Produktionskraft stark gelähmt haben. Und so kam es, daß nach mannigfaltigen Vorarbeiten die erwartete Blüte der geographischen Literatur gerade durch die Tätigkeit Hadjy Qalfas, die an Europa anknüpfte, im Keime getötet wurde, und als einzige Größe nur noch den unbefangenen Evlija Tshelabi hervorbrachte, der von allen Seiten verhältnismäßig unbeeinflußt blieb.

Der Wert, den die geographische Literatur der Osmanen für uns hat, liegt vor allem auf historisch-geographischem Gebiete: die Forschung verdankt ihr Quellschriften, die für den Orient die Lücke ausfüllen, die zwischen dem 14. Jhdt. und der Jetztzeit liegt. Für die Zeit des ausgehenden Mittelalters haben wir in den letzten alten arabisch und persisch schrei-

benden Geographen vortreffliche Quellen: für die Jetztzeit natürlich in den modernen europäischen Forschungsreisenden; für die Zeit dazwischen müssen die osmanischen Geographen eintreten. Die älteren europäischen Reisenden mit ihren oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten Namen und anderen Mißverständnissen sind nur im Zusammenhang mit der osmanischen Literatur für die historisch-geographische Forschung zu verwenden. Um die osmanische Länderkunde für diese nutzbar zu machen, ist vorerst eine ziemlich umfangreiche philologische Tätigkeit notwendig: die osmanische Literatur führt nämlich viel altes, aus dem Mittelalter übernommenes Nachrichtenmaterial mit sich herum; aus diesem sind nun die eigenen Bestandteile, die der jeweilige Autor dem alten Material hinzugefügt hat, herauszuarbeiten: man würde sonst ein verzerrtes Bild bekommen.

In den Gang der physisch-geographischen Forschung haben die Osmanen nicht eingegriffen, und so dürfen wir auch auf diesem Gebiete keine Offenbarungen aus ihrer Literatur erhoffen; sie hatten offenbar auch nicht allzuviel Sinn für die mathematisch-physikalische Seite der Geographie, und interessierten sich mehr für die beschreibende Länderkunde und Topographie.

Im übrigen war ihr Verhältnis zu der Geographie, der ganzen Art der mittelalterlichen Gelehrsamkeit entsprechend, zunächst ein rein literarisches. Nicht um die Erde und was auf ihr ist, zu erforschen, betreibt man Geographie, sondern weil geographische Werke von den Alten überkommen waren, die man weiter zu überliefern die literarische Verpflichtung fühlte; erst in zweiter Linie kam das Interesse an der Sache hinzu, das sich zunächst dadurch betätigte, daß man den überkommenen Wissensstoff auf den gegenwärtigen Stand der Dinge brachte, ohne sich aber von nicht mehr zutreffenden Nachrichten völlig loszumachen. Auf diese Weise schleppte man bis in die neuesten Zeiten längst veraltetes Nachrichtenmaterial mit sich herum, neben das man unvermittelt ganz neue Mitteilungen stellte. Und so kam es, daß bis tief in die osmanische Zeit hinein hinter allen geographischen Werken die Geographie des Ptolemäus als Prototyp und letztes Auto-

rität steht. Doch nicht wie im Abendlande, wo man zur Zeit des Humanismus mit der geographischen Tradition des Mittelalters brach und neu an Ptolemäus anknüpfte: Das Morgenland hat diesen Bruch mit der mittelalterlichen Tradition, der ja damals durch die gesamte abendländische Kultur ging, nicht mitgemacht, und so konnte sich hier der alte Ptolemäus, wie er sich unter den Händen der muslimischen Geographen des Mittelalters gewandelt hatte, ausleben¹⁾, bis von Europa her ein ganz anderer Geist über ihn kam und so die Tradition von außen her gestört wurde.

Noch ein anderes Kennzeichen für die osmanische geographische Literatur verdient hervorgehoben zu werden, das ebenfalls mit der ganzen Geistesart des Mittelalters im Zusammenhange steht: die Vorliebe für universal umfassende Darstellungen, in unserem Falle also für die Kosmographie, die Beschreibung des gesamten Universums, von Gott selbst angefangen, in der die Geographie nur einen Teil neben Astronomie, Anthropologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie und auch allerhand Mythologie ausmacht.

Mit den Quellen und Vorarbeiten über die osmanische geographische Literatur steht es sehr schlecht: weder ein Osmane, noch ein Abendländer hat je zusammenfassend über das Gebiet gehandelt²⁾. In dem großen bibliographischen Lexikon des

1) Ich verkenne nicht, daß ein großer Unterschied besteht zwischen den eigentlichen Bearbeitungen des Ptolemäus in der orientalischen Literatur des Mittelalters (vgl. die Studien H. v. Měke) und den Werken, die eine eigene Bearbeitung der Geographie zu bieten sich bemühten. Es ist jedoch anzugeben, daß das Verhältnis dieser Werke zu Ptolemäus ein engeres ist als bei Werken, denen wir das Prädikat der Selbstständigkeit zuerkennen würden, daß sie doch alle mehr in seinem Banne standen, als es je die neueren europäischen Werke waren, die doch eigens an Ptolemäus anknüpften.

2) Hammer hat mehrfach versucht, im Anschluß an Zusammenstellungen der historischen Literatur auch das, was ihm an geographischer Literatur begegnet ist, zusammenzustellen (meist aus seiner eigenen Büchersammlung), so in seiner *Geschichte des osmanischen Reiches* (im folgenden stets GOR. abgekürzt), IX, Pest 1833, S. 251 ff.; früher schon, weniger vollständig, in *Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst*, 13, Wien 1832, S. 421. Brunsly Mehmed Tahir verspricht, im 7. Kap. seines im Erscheinen begriffenen grundlegenden Werkes *Osmanly müellîkleri* die osmanischen Geographen zu behandeln.

Hadji Qalfa dürften zwar allerhand geographische Werke der Osmanen aufgeführt sein¹⁾, doch ist das keine Basis, auf der fußend sich eine Darstellung dieser Literatur bieten ließe. So bleibt nichts anderes übrig, als die Handschriftenbestände der verschiedenen Bibliotheken, zunächst Europas, zu durchsuchen²⁾. Mehr als in den europäischen Bibliotheken zusammen, dürfte wohl in dem jetzt leider für einen Deutschen fast unzugänglichen Konstantinopel liegen. Ich gebe im folgenden kurz an, was sich vorläufig über den Entwicklungsgang dieser Literaturgattung sagen läßt; eine erschöpfende Darstellung läßt sich im Augenblick noch lange nicht bieten.

Dem Inhalte nach läßt sich die osmanische geographische Literatur, ebenso wie die der mittelalterlichen Orientalen, in drei Gruppen einteilen: 1. Werke der wissenschaftlichen Geographie, zunächst der mathematischen, die aber nur spärlich in der osmanischen Literatur vertreten ist; dann aber auch der beschreibenden; hieran schließen sich dann die Kosmographien und alle sonstigen Werke, die aus einem rein wissenschaftlichen Bedürfnis geschrieben sind; 2. Werke, die praktischen Bedürfnissen dienen, und 3. Reisewerke. Doch gehen manchmal die Grenzen der Gruppen ineinander über, so daß es nicht angezeigt erscheint, sich zu pedantisch an das Schema zu halten.

Der älteste geographische Schriftsteller der Osmanen, den wir besitzen, ist wohl Jazydjy oghlın Ahmed Bıdjan³⁾. Wie es

1) Hadji Qalfa, *Kashf az-zaman 'an asimi 'l-kutub wa 'l-funun; Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine Haji Khalifa celebrato compositum* . . . instruxit Gustavus Fluegel, 7 Bde., London 1835—58 (im folgenden abgekürzt als HQLb.). Einige kurze Angaben finden sich auch in der Einleitung zu seinem *Tijhannama* (im folgenden abgekürzt als HQDjh), S. 8 und 11 ff., die aber vielfach denselben Wortlaut haben (nur daß sie türkisch sind) wie in seinem Lb.

2) Mir waren dafür die bekannten Handschriftenkataloge Führer. Ich habe nicht alle von den aufgeführten Handschriften selbst einsehen können, sondern nur eins. Handschriften aus Berlin, Dresden, Gotha, Graz, Leipzig, München und Wien, die ich z. T. in den Räumen der betr. Bibliotheken selbst einsehen konnte, z. T. mir zur Einsicht nach Eichstätt und Münster in liberaler Weise zugesandt wurden, wofür ich den betreffenden Bibliotheksverwaltungen an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte.

3) Über die schriftstellerische Tätigkeit der beiden Brüder Jazydjy

denn bei der oben besprochenen literarisch gerichteten Eigenart der osmanischen Geographie nicht anders zu erwarten ist, kam der Anstoß zu einer geographischen Schriftstellerei bei den Osmanen von der Beschäftigung mit der älteren arabisch geschriebenen Literatur, die ja an Werken geographischen Inhalt sehr reich ist. So verfaßte denn auch im Jahre 857 H. 1453 D. Jazydjy oghlu Ahmed Bidjan seinen kurzen kosmographischen Abriß *ʿAdjāib ul-machlūqāt*¹⁾ in deutlicher Anlehnung an das gleichnamige Werk des Qazwini, von dem es ein ganz kurzer türkischer Auszug ist.

Ahmed Bidjan wagte sich dann auch an eine eigene Kosmographie, *Dürr-i-meknün*²⁾ betitelt, die jedoch mit den großen klassischen Werken der mittelalterlichen Kosmographie qualitativ wenig gemein hat. Ahmed Bidjan, der als eifriger Anhänger des berühmten Hadjy Bairām Velī³⁾ neben seinem Bruder Mehmed einen hervorragenden Platz in der sufischen Literatur in türkischer Sprache einnimmt, hat das Thema von einer volkstümlich religiösen, bzw. mythologischen Seite angefaßt; mehr als für das, was auf der Erde zu finden war, schien man sich zu interessieren für die Topographie des Himmels-

oglu, Mehmed und Ahmed, Jünger Hadjy Bairām Velī, die in Galipoli lebten, s. Flügel, Wiener Kat. I, S. 618; Gibb, *History of Ottoman Poetry* I. London 1900, S. 391 ff.

1) HQLb. IV, S. 187, Nr. 8070; Brusaly Mehmed Tahir, *Osmanly müellifleri* I, S. 16 f. Handschriften: Berlin, c. turc. 181 (Ms. orient. 4^o 191; Pertsch, S. 199); Dresden, c. orient. 68 (Fleischer); Breslau, c. t. 41 (Brockelmann, M. 1513); Wien, A. F. 480 (81, Flügel II, 1453); Brit. Mus. Sloane 4088 (Bien, S. 106). Gedruckt: Kasan 1888 (s. OB. S. 1889, S. 11, Nr. 215).

2) HQLb. III, S. 191, Nr. 4873. Handschriften: Leipzig, Universitätsbibliothek (UB.), c. t. 1041; Berlin c. t. 173 (Dier A 8^o 27, Pertsch, S. 198; c. t. 179 (Dier A 8^o 18, Pertsch, S. 199); c. t. 180 (Petermann 499, Pertsch, S. 199); Dresden, c. orient. 269 (Fleischer S. 40); Gotha, c. t. 3 (Pertsch, S. 14), 2; Wien, Mxt. 14 (Flügel II, Nr. 1450); N. F. 435 (Flügel II, Nr. 1451, 1); N. F. 449 (Flügel II, Nr. 1452); Paris, Nr. 160. Inhaltsangabe des Buches bei Hammaier, *Geschichte der osmanischen Dichtkunst*, I, Pesth 1890, S. 128, Anm. 3.

3) Auch für seine kosmographischen Werke bezeichnet Ahmed seinen Meister als denjenigen, unter dessen Leitung sie verfaßt worden seien, obgleich dieser damals zweifellos schon längst tot war († 833 H. 1429-30 D.; vgl. aber das Datum der Abfassung der *ʿAdjāib ul-machlūqāt*).

und der Hölle, für die einzelnen Phasen der Schöpfung, für die Folge der Propheten und für die Ereignisse, die dem jüngsten Tage unmittelbar vorangingen. Auch in den Abschnitten, die die irdischen Dinge beschreiben, nehmen allerlei Wundergeschichten einen unverhältnismäßig großen Raum ein. In dieser Art, Kosmographie zu schreiben, hat Ahmed Bidjan Nachfolger gefunden¹⁾, auch mancher spätere Traktat, wie die kleine Abhandlung *Mir'at ul-'avalim*²⁾, die ganz in Mythologie aufgeht, gehört wohl in diesen Kreis.

Eine mehrhaltige Befruchtung, die eine im Sinne der mittelalterlichen geographischen Klassiker fortgeführte Schriftstellerei hätte auslösen können, erfuhr die osmanische Literatur jedoch erst durch eine Übersetzertätigkeit, die allerdings reger erst im 16. Jahrhundert, in der klassischen Zeit der osmanischen Literatur einsetzte. Hier ist es vor allem wieder die bereits erwähnte Kosmographie des Qazwini (*Adjaib ul-machluqat*), ein wegen seiner verhältnismäßig kurzen, aber doch alles umfassenden Schilderung im ausgehenden Mittelalter allbeliebtes kosmographisches Handbuch, das in erster Linie der Übersetzung für wert erachtet und auch mehrfach ins Türkische übersetzt wurde³⁾. Von den eigentlichen geographischen Werken

1) Ein ähnliches altosmanisches Werk wie *Dür-i-mekân* scheint in den Handschriften Harl. 5500 und Add. 7005 des Brit. Mus. (Rien, S. 104 f.) vorzuliegen.

2) Handschriften: Berlin, c. t. 38 (Dies A 4^r 73, Pertsch, S. 69), 1; c. t. 5^m (Landberg 589, Pertsch, S. 12^b 58; Wien, N. F. 352 (Flügel II, Nr. 96S). Verfasser und Datum der Abfassung werden in den Handschriften verschieden angegeben, obwohl es sich zweifellos um das gleiche Werk handelt: nach der Wiener Handschr. wäre der Verfasser der bekannte Historiker 'Alî († 1008 H. 1599 D.), der das Büchlein i. J. 995 H. 1587 D. für Murad III. verfaßt hätte. Ein von dem Büchlein verschiedenes kosmogonisches Lehrgedicht liegt in der Berliner Handschr. 16 (Watastein II, 1758, Pertsch, S. 41), 8 vor.

3) So in der Berliner Handschrift, c. t. 177 (Dies Fol. 19, Pertsch, S. 197). Von dieser Übersetzung verschieden dürfte die des bekannten Theologen und Kommentators poetischer Werke, Surûrî († 969 H. 1561 D.; vgl. über ihn Brockelmann, *Geschichte der arab. Literatur*, II, 438; Hammer, *Geschichte der osmanischen Dichtkunst* II, Pesth 1857, S. 287) sein (verfaßt 960 H. 1553 D.; weder bei Hammer noch bei Brockelmann erwähnt), von der Handschriften im Brit. Mus. Add. 7894 und Add. 24,954

nahm das des Abūlfidā' (Taḳwīm al-buldān) im Geistesleben des spätmittelalterlichen Orients eine ähnliche Stellung ein wie die Kosmographie Qazwinis. Eine Übersetzung des Werkes in der Form, wie wir es besitzen, scheint es indessen nicht gegeben zu haben. Vielmehr fertigte Sipāhizāde († 997 H./1588 D.) eine arabische Neuausgabe des Werkes an, die er zugleich durch Ergänzungen auf den Stand der Dinge seiner Zeit brachte, und lieferte von dieser Neuausgabe eine auszugsweise türkische Übersetzung¹⁾. Von weiteren geographischen Handbüchern wurden übersetzt das des Ibn al-Wardī (Charidat al-'adja'ib)²⁾ und unter Mehmed III. das des Balchi, bzw. die Istaḥrische Bearbeitung desselben, das ein Sherif Efendi ins Türkische übersetzt haben soll³⁾.

(Rieu, S. 107 f.) liegen. Beide Übersetzungen unterscheiden sich dadurch von dem arab. Original und den persischen Übersetzungen des Werkes, daß in ihnen (in der Berliner Handschrift vor dem Abschnitt über die Meere: Wüstenfelds Ausgabe des arab. Originals S. 103) ein Länderbuch eingeschaltet ist, das ein Auszug aus dem 2. Teile von Qazwinis Kosmographie, *Aḥdāṭ al-bilād*, ist. — Den gleichen Titel *'Adja'ib al-muchlaḡāt* führt auch eine Übersetzung des Werkes Ibn al-Wardī (s. u. Anm. 2). — Es existiert ferner eine gleichfalls *'Adja'ib* betitelte mythologische Kosmographie aus viel späterer Zeit, die von einem gewissen Rodosizāde verfaßt und Mehmed IV. gewidmet wurde, in der Pariser Bibl. Nat., suppl. t. 1063 (Sulig. Schefer. Blochet, S. 168).

1) Der Titel der Neuausgabe Sipāhizādes ist *Andaḡ al-musallik ilā ma'rifat al-buldān*. Sipāhizāde hat hier den Stoff alphabetisch geordnet und ergänzt, und die Bearbeitung Murād III. gewidmet; s. darüber, sowie über den daraus von Sipāhizāde selbst gefertigten türkischen Auszug: HQLb. II, S. 295, unter Nr. 3435 (Art. Taḳwīm al-buldān); HQDjāh. S. 11; Brockelmann II, 46 und 453. Handschriften der türk. Übersetzung: Wien, II. O. 191 (Flügel II, 1278, I); Brit. Mus. Add. 23, 381 (Rieu, S. 110; hier *'Adja'ib al-buldān* betitelt); Vatikan, c. t. 56 (Horn: ZDMG., 51, 1897, S. 50).

2) Über Ibn al-Wardī s. Brockelmann II, 131; die türkische Übersetzung, die 963 H./1556 D. gefertigt wurde, führt (wenigstens in der Londoner Handschr.) den Titel *'Adja'ib al-muchlaḡāt* (s. oben Anm. 3 v. d. vor. S.); s. HQLb. III, S. 192 f., unter Nr. 4888; Handschr. im Brit. Mus. Add. 7893 (Rieu, S. 109; s. hier auch weitere Handschriften).

3) Über den Schriftenkreis des Balchi-Istaḥri-Ibn Hauḳal s. de Goeje. *Die Istaḥri-Balchi Frage*: ZDMG., 25, 1871, S. 42—58 (über Balchi auch kurz EJ. I, 550). Über Titel und Verfasser des Originalwerkes herrscht bei H. Q. einige Verwirrung: Lb. IV, S. 112, Nr. 7804

Das beliebteste Werk über mathematische Geographie war wohl das persische astronomische und mathematische Handbuch des Aḥi Qaḥdǧi († 879 H./1474 D.)¹⁾, das ebenfalls mehrmals ins Türkische übersetzt worden ist²⁾. Des weiteren wurden gern Monographien über bestimmte Länder übersetzt: so schien ein Chatāi-nāme, eine Beschreibung Chinas, beliebt gewesen zu sein, die unter Murad III. aus dem Persischen übertragen wurde³⁾. Das osmanische Interesse für das reiche

schreibt er dem Balchi das Werk *Sinwar al-aqālim* zu, wie der Titel des Balchischen Werkes ja auch wohl tatsächlich geheissen hat: Lb. V, S. 509, Nr. 11869 schreibt er ihm ein Werk mit dem Titel *Masālik al-mamālik* zu, welchen Titel die Bearbeitung des Balchiwerkes durch Iṣṭachri (herausgeg. von de Goeje, *Finis regnorum: Bibliotheca Geographorum Arabicorum I*, Leiden 1870) führt, die allerdings als Untertitel gleichfalls *Sinwar al-aqālim* aufweist. Wie nun die in beiden Artikeln mitgetheilten Anfänge zeigen, handelt es sich bei dem zweiten Werke (*Masālik al-mamālik*) tatsächlich um die Iṣṭachrische Bearbeitung, während mit *Sinwar al-aqālim* die pers. Übersetzung dieser Bearbeitung gemeint zu sein scheint (Handschr. Gotha c. pers. 36; Pertsch, Gothner pers. Handschr. S. 61; der Anfang dieser Handschrift ist auch anmerkungsweise von de Goeje in seiner Iṣṭachriausgabe mitgeteilt; die Identität des Anfanges dieser Handschr. mit dem bei HQ mitgetheilten ist nicht absolut genau, jedoch so sehr anklingend, daß ich an der Identität nicht zweifeln kann). Dem Sherif Efendi hat das Werk *Masālik al-mamālik*, also Iṣṭachri, als Vorlage für seine Übersetzung gedient (s. HQDjkh. S. 13, vorl. Z. und Lb. V, S. 511, Nr. 11874 unter einem ganz anderen Werke, das *al-Masālik wa'l-mamālik* betitelt ist; die Vorlage des Sherif Efendi ist in Lb. als persisch bezeichnet), während dem Historiker 'Alī (s. u. S. 47 Anm. 3) die *Sinwar al-aqālim*, d. i. also die pers. Übers., vorgelegen haben. Sherif fertigte seine Übersetzung unter Mehmed III., dem Eroberer von Erlau (Egri), wie er hier bezeichnet ist (1596, s. GOR⁴ II, 614 ff.) auf Betreiben des Ghaznawer Agha († 1011 H./1603 D.; S. 'O. III, 619).

1) S. u. a. Pertsch, Kat. d. pers. Handschr. Berlin, S. 351; Rien, pers. Handschr. d. Brit. Mus., II, 456; Kraft, Kat., S. 139, Nr. 346.

2) Mir sind zwei Übersetzungen des Werkes bekannt geworden: 1. die des Sidī 'Alī Rēis, gen. Kātib-i-Rūmī († 970 H./1562–63 D.) unter dem Titel *Chahānat al-be'z* verfertigt i. J. 956 H./1549 D.; Handschr. Brit. Mus. Add. 7891 (Rien, S. 120); Berlin, c. t. 168 (Ms. orient. 4^o. 196; Pertsch, S. 190); im Vatikan (ZDMG. 51, 1897, S. 30); 2. die des Moḥḥa Perwiz († 987 H./1579 D.) unter dem Titel *Muḥḥat us-samā'ī* HQLb. III, S. 488 unter Nr. 6427 (Art. *Risālat fi'l-be'z*); Handschr. Gotha, c. t. 17 (Pertsch, S. 24); Wien, orient. Akad. Nr. 347 (Kraft, S. 139).

3) HQLb. IV, S. 501, Nr. 2860; der Titel wird verschieden angegeben.

Ägypten war wohl die Veranlassung zu der Übersetzung eines jüngeren arabischen Spezialwerkes über dies Land ins Türkische¹⁾.

Unabhängig von dieser Übersetzungsliteratur hatten die unmittelbaren Bedürfnisse der osmanischen Eroberungspolitik einen anderen Zweig der geographischen Literatur zu einer gewissen Blüte gebracht: die maritime Geographie. Die Einsicht, „daß man zur Eroberung fremder Länder geographische Kenntnisse und Karten brauche“, ließ sich zu Lande schlecht in die Tat umsetzen in einer Zeit, wo das osmanische Reich im offenen Angriffskriegszustande mit dem Abendlande lag, wo Erkundung und Eroberung gewöhnlich zusammenfielen und noch keine Veranlassung vorlag, Unterhändler in Feindesland zu schicken, die mit ihrer diplomatischen Mission auch hätten eine exploratorische verbinden können. Anders lagen die Verhältnisse zur See: Hier waren seit langem irreguläre Streitkräfte tätig, Seeräuber, die auf eigene Faust die Küsten der christlichen Länder heunruhigten, wie der berühmte Kemal Reis, und sich in dem Kleinkrieg gegen das Abendland eine ausgezeichnete ins Einzelne gehende Kenntnis der maritimen Verhältnisse des Mitteländischen Meeres angeeignet hatten, während das osmanische Reich als solches noch kaum wesentliche Aktionen zur See unternommen hatte. Jedenfalls sollte nach dem Willen Solimans der eigentliche Seekrieg gegen das Abendland erst noch

Handschr.: Berlin c. t. 183 (Diaz A 8* 35, Pertsch, S. 200); Dresden, c. orient. 71 (Fleischer); München, c. t. 109 (Aumer, S. 33). Über das Werk handelte zuerst Norberg, *De Regno Chataja in Selecta Opuscula academica*, ed. Johannes Norrmann, Paris secunda, Londini Gothorum 1818, S. 71–144; ferner, auf Grund der Dresdener Handschrift Fleischer, *Über das türk. Chatai-name: Kleinere Schriften* III, Leipzig 1888, S. 214 bis 225; vgl. dasselbe auch über das pers. Original, das wahrscheinlich selbst schon von einem Osmanen verfaßt ist. Das Werk soll in Konstantinopel 1270 H./1854 D. gedruckt sein (weitere Literatur s. Pertsch, Berliner Kat., S. 200f.). — Zu unterscheiden ist von diesem Werke wohl das in der Handschr. Gotha, c. t. 103 (Pertsch, S. 90) vorliegende Werk, das zum mindesten ganz unter europäischem Einfluß steht.

1) Übersetzung des Werkes *Tuhfat as-sunja fi asma' al-bilad al-Misrija* von 777 H./1375 D. (Brockelmann II, 131) unter dem Titel *Zikr-i-aydine-i-Misriye-i-Misriye*; Handschr. Wien A. F. 88 (Flügel II, Nr. 1250).

beginnen, der nun durch den als Aufklärungsdienst gewerteten Kleinkrieg der Piraten geographisch wohl vorbereitet war. Der literarische bzw. wissenschaftliche Niederschlag dieser jahre-, wohl jahrzehntelang dauernden Piratenfahrten, zugleich die sachgemäßeste Einleitung zu Solimans beabsichtigter Seekriegspolitik, ist die *Bahrîje* der berühmte Seentlas des Piri Reis († 962 H./1554–55 D.)¹⁾, verfaßt zu Nutz und Frommen osmanischer Seekrieger schon zu Beginn der Regierung Solimans und diesem im Jahre 930 H./1523 D. gewidmet, ein Werk, das einzig dasteht in der Literatur sämtlicher islamischer Kulturgebiete: der berühmte Seeheld im Dienste Solimans, Schwestersohn des Kemal Reis, der alle Winkel des Mittelländischen Meeres kannte, hat hier in 129 Kapiteln, von denen jedes mit einer Karte versehen ist, eine genaue Beschreibung des Mittelmeeres, ein Segelhandbuch, hinterlassen. Er hat natürlich auch europäische, vor allem italienische Portolane und andere nautische Hilfsmittel benutzt, und es ist interessant, in diesem türkischen Werke einen Niederschlag von diesem alten Seekartenmaterial zu besitzen, das doch zum größten Teile verbraucht ist und nicht mehr existiert.

An dieses Werk des Piri Reis reiht sich dann ein ähn-

1) Über ihn s. H. Herzog, *Ein türkisches Werk über das ägäische Meer aus dem Jahre 1520: Mitteilungen des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts, Athenische Abteilung*, Bd. 27, 1902, S. 417 ff.; HQLb II, S. 22, Nr. 1689; HQDjrh., S. 11. Handschr. in Wien HQ. 192 (Flügel II, 1275); Berlin, c. turc. 184 (Diex Fol. 57, Pertsch, S. 203; beschrieben von Heinrich Friedrich von Diez in seinen *Denkwürdigkeiten von Asien*, 1. Teil, Berlin 1811, S. 53 ff.); Dresden, c. orient. (Fleischer) 380; Bologna, Universitätsbibliothek c. orient. 3613 (c. orient. 3612 der gleichen Bibliothek ist eine spätere Bearbeitung des Piri Reis); Paris, Bibl. Nat.: über die Konstantinopler Handschriften s. H. Herang, a. a. O., S. 429. Ein Abschnitt aus dem Werk des Piri Reis ist herausgegeben von E. Sachau, *Sicilien nach dem türkischen Geographen Piri Reis*, in der Festschrift für Amari (*Centenario della Nascita di Michele Amari*) Vol. II, Palermo 1910, S. 1 ff. Ein anderer Abschnitt (Zypern) übers. v. Eugen Oberhummer, *Die Insel Zypern*, München 1903, S. 427–434. Benutzt hat Piri Reis ferner Karl Foy zu seiner nachgelassenen Studie, *Die Windrose bei Osmanen und Griechen*: MEOS. II. Abt., 1903, S. 234 ff. Harr Prof. Kahle, dem ich auch sonst Angaben über Piri Reis verdanke, bereitet die Herausgabe der *Bahrîje* nach der Bologneser Handschrift vor.

liches, Muht, „Der Ozean“ betitelttes Werk seines Nachfolgers Sidi Ali Reis, das den indischen Ozean zum Gegenstande hat¹⁾. Sidi Ali hat sich auf seiner mißglückten Expedition gegen die Portugiesen in den Jahren nach 1550 mehrere Jahre in den indischen Meeren herumgetrieben, und hat den hier erworbenen Wissensschatz unter Benutzung einiger kleinerer Werke von arabischen Meisterpiloten, so von Suleimān el-Mehri, in seinem Werke niedergelegt.

In einem kleinen Büchlein Mir'at ul-memālik²⁾ hat dann derselbe Sidi Ali seine Erlebnisse auf seiner abenteuerlichen Fahrt nach Indien bis zu seiner glücklichen Rückkehr an den Hof des Sultans in Adrianopel erzählt, das einzige bisher bekannte Beispiel einer Reisebeschreibung aus der klassischen Zeit der osmanischen Literatur.

Außer den vorhin genannten großen nautischen Werken, durch die die osmanische Literatur eine besondere Stellung einnimmt in der geographischen Literatur der muslimischen Völker, hat die Blütezeit des Osmanentums nicht eben viel aufzuweisen an geographischen Werken eigener Arbeit. Die wissenschaftliche Geographie ist nur sehr schwach vertreten³⁾:

1) H. Q. Djih. S. 13; über das Werk und seinen Verfasser, dem wir schon als Übersetzer des astronomischen und mathematisch-geographischen Werkes des Ali Quashdjı begegnet sind (a. o. S. 40, Anm. 2), s. jetzt *Encyclopædie d. Islam* (EI.) I, 301 (Stassheim); Handschr. des Muht in Wien N. F. 184 (Flügel II, Nr. 1277); topographisch verarbeitet von W. Tomaschek und M. Bittner, *Die topographischen Kapitel des indischen Seespiegels Muht*, Wien 1897, woran sich dann etwas weitere Literatur angeschlossen hat.

2) S. EI. a. a. O., die älteste und beste Handschr. scheint zu sein die in Wien H. O. 56 (Flügel II, Nr. 1276); andere Handschriften: Berlin, c. t. 129 (Dies A. 8° 28; Pertsch, S. 215) und c. t. 9 (Ms. orient. 8° 321; Pertsch, S. 32), 3 (fol. 98 v. ff.), beide unvollständig; c. t. 188 (Dies A. 8° 181; Pertsch S. 214; von Diezens Hand); Paris Bibl. Nat. suppl. t. 1148 (Smig. Schefer, Blochet, S. 192) und a. t. 1168 (Blochet, S. 197). Druck, Der-se'adet 1813; danach ins Englische übersetzt von A. Vambéry, *Travels and Adventures of the Turkish admiral Sidi Ali Reis . . . during the years 1553–1556*, London 1890; ältere Übersetzungen von Diez in *Denkwürdigkeiten von Asien*, Berlin 1811, S. 133–267 (nach seiner Handschrift: Berlin c. t. 188, s. o.); danach von M. Moris ins Französ. in *Journal Asiatique* IX, 1826 und X, 1827.

3) Das Fragment einer Abhandlung über mathematische Geographie, jedoch wohl aus späterer, europäisch gerichteter Zeit liegt in der Ber-

am ehesten interessierte man sich für die Bestimmung der geographischen Lage der einzelnen Städte des Reiches¹⁾. Der Osmane hatte damals mehr Sinn für das Handgreifliche und Praktische: daher finden sich Aufzeichnungen, die unmittelbar praktischen Zwecken dienten, wie Itinerare²⁾ oder Schriften über die territoriale Einteilung und die statistischen Verhältnisse des Reiches³⁾ ungleich häufiger. Solche Aufzeichnungen, die ja auch zur geographischen Literatur gerechnet werden mögen, sind meist sehr trocken, ohne jeglichen literarischen Anspruch: sie sind uns jedoch als Quellen für die Topographie und die politische Geographie des älteren osmanischen Reiches nicht unerwünscht⁴⁾.

Einer Handschrift c. t. 49 (Pettermann II. 459; Pertsch, S. 91) vor (vgl. auch weiter unten S. 44 die Schriftstellerei des Muvayyt Mustafa b. Ali).

1) Einen Aufsatz über die geographische Lage der bedeutendsten Städte des osmanischen Reiches, allerdings wohl auch aus späterer Zeit (Mahmuds IV.) enthält z. B. die Berliner Handschr. c. t. 17 (Ms. orient. Fol. 389; Pertsch, S. 41) fol. 30 v ff.

2) Itinerariangaben finden sich nicht selten, bes. in Sammelhandschriften; über eine besondere Klasse, die Itinerare der Pilgerfahrt nach Mekka s. weiter unten S. 72. Unter den vielfach sehr trockenen, oft bloß Aufzählungen von Stationen bietenden Itinerarien ragen wegen ihrer zugleich historischen wie geographischen Wichtigkeit hervor die Kriegstagebücher der Sultane auf ihren Feldzügen, von denen eine Reihe besonders wichtiger aus Feridün in seiner Sammlung von Staatsschreibern (*Müsk'at-ı-Selâtin*, gedruckt 1. Aufl. Konstantinopel 1264; vollständiger die 2. Aufl. 1274; vgl. El. II, S. 100) erhalten hat. Über die Itinerare im allgemeinen, bes. die Kriegstagebücher (*Rûsnames*) vgl. meine in der *Türk. Bibl.* als 22. Bd. erscheinende Studie *Das anatolische Wegewetz nach osmanischen Quellen*. Die Herausgabe der Kriegstagebücher Solimans bereitet Herr Dr. Auserer in Wien vor.

3) Statistisches und territoriales Angabenmaterial findet sich ziemlich häufig; es würde zu weit führen, hier eine Zusammenstellung der hierhergehörigen Literatur, die politisch-statistische Werke wie das des 'Aini Ali, und auch gewöhnliche Ortslisten umfaßt, zu bieten. Hierher würde auch die leider unangeführt gebliebene politisch-geographische Beschreibung des osm. Reiches durch den Qodja Nisbandjy († 975 H./1567 D.) gehört haben (s. Hammer, *Staatsverfassung* II, 438 ff.).

4) Ich habe versucht, derartige Angaben, insbes. aus Itinerarien zur Wiederherstellung des Wege- und Routennetzes im Kleinasien der älteren osmanischen Zeit herauszusuchen (s. den demnächst erscheinenden 22. Band der *Türk. Bibl.*).

Die in der älteren Zeit gangbarsten Werke gehören indessen dem Grenzgebiet von Geographie und Geschichte an, vielfach erheblich mehr der historischen als der geographischen Literatur, manchmal auch der Poesie angehörend, weshalb sie hier nur nebenbei erwähnt seien: Einzelbeschreibungen von Städten und Landschaften, voran die viel gelesenen historisch-topographischen Traktate *Türich-i-Qostantinija* und *Türich-i-Aja Sofia*¹⁾, die, wohl auf griechischen, bisher in allem noch nicht genau festgestellten Quellen²⁾ fußend, die Geschichte Konstantinopels bieten von einer fabelhaften Vorzeit an bis zur Eroberung der Stadt durch Mehmed II., bzw. bis zu dessen Tode³⁾. Ähnliche Werke, in denen Geschichte und Topographie ineinander verarbeitet sind, existieren über Brussa⁴⁾, über Damaskus⁵⁾ und über Ägypten und den Nil⁶⁾. Etwas jünger, um 1600, ist das Werk *Enis ül-müsâmirin* des Chibri, alias Djevri⁷⁾ über Adrianopol⁸⁾.

1) S. über dies Werk jetzt Giese in MOG. I, S. 72 ff. und J. H. Moritzmann in *Islem* XII, S. 122 f. (vgl. auch noch Hammer in *Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst*, 13, Wien 1822, S. 421).

2) Vgl. J. H. Moritzmann a. a. O. Eine spätbyzantinische Parallele zum *Türich-i-Qostantinija* sind die *Hâşşen Kostasavvânâsion*. Wie mir Herr Dr. J. H. Moritzmann gütigst mitteilt, liegt der *Türich-i-Aja Sofia* in zwei Redaktionen vor. Die bei Sa'adeddin erhaltene Redaktion stellt eine wörtliche Übersetzung der *Ἀἰγυπτιακὰ καὶ τῆς Ἀσίας Σοφίας* dar, derjenigen Teils der *Hâşşen*, der von der Aja Sofia handelt.

3) Handschriften dieses der volkstümlich-geschichtlichen Literatur angehörigen Werkes sind sehr häufig. Ein ähnliches Werk, das in der Berliner Handschr. c. turc. 252 (Diss. A. 4°, 82, Pertsch, S. 258) vorliegt, reicht bis zur Erbauung der Süleimânije-Moschee.

4) *Tercin-ânne*; Handschr. Berlin, c. turc. 31 (Diss. A. 8°, 144, Pertsch, S. 62 f.), 5.

5) *Fağd-ül-Scham*; Handschr. Wien H. O. 185 (Flügel II, 1286); ob das HQLb. IV, S. 448, Nr. 9126 genannte Werk des 'Abd al-Qhani († 991 H. 1583 D.) damit identisch ist, ist fraglich.

6) Verschiedene Titel, Handschr. Berlin, c. turc. 182 (Diss. A. 8°, 164, Pertsch S. 200); Göttingen, c. turc. 104 (Pertsch, S. 90); im Vatikan, c. turc. 57 (Horn, ZDMG. 51, 1897, S. 50) unter dem Titel *acbbâr un-Nîl* eine bunte Karte des Nils und seiner Quellen.

7) HQLb. I, S. 488 f., Nr. 1457; Handschr. in Wien Mxt. 21 a—b (Flügel II, S. 259, Nr. 1052, 1; Flügel liest den Titel *Enis ül-müsâfirin*). Nach J. H. Moritzmanns gütiger Mitteilung ist das Werk der auch ge-

Nachdem die osmanische Literatur durch Übersetzungen befruchtet war und auch schon eine ganze Reihe von Spezialwerken hervorgebracht hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß nunmehr auch der Versuch gemacht wurde, eine zusammenfassende Darstellung des gesamten geographischen, bzw. kosmographischen Wissensstoffes nach der Weise der alten klassischen Werke der mittelalterlichen Geographie zu bieten, in deren Spuren, wenn wir von Werken wie dem des Piri Reis absahen, die osmanische Geographie ja durchaus wandelte. Kleinere kosmographische Kompendien mit durchaus religiöser, bzw. mythologischer Einstellung hatten wir bereits aus altosmanischer Zeit kennengelernt. Ein Versuch, der wissenschaftlich ernster genommen werden will, ist die kleine Kosmographie des Stundenwächters (*Muwaqqyt*) an der Solimije, Mustafa ben Ali¹⁾, der auch der Verfasser mehrerer astronomischer und mathematischer Traktate ist. Sie ist wohl unter Soliman verfaßt, und es existiert auch ein ganz kurzer Auszug aus ihr, der im wesentlichen nur die Entfernung von 100 Städten von der Hauptstadt Konstantinopel angibt und ihre geographische Lage bestimmt²⁾. Auch sonst fehlt es nicht an Versuchen, den geographischen Wissensstoff in aller Kürze darzulegen³⁾.

sondert laufende 2. Teil des unter dem fehlerhaften Titel *Tarich-i Djerri Tahlebi* in Konstantinopel gedruckten (1. Bd. 1291, 121 S.; 2. Bd. 1291, 92 S.) Geschichtswerkes des Chibri, dessen Name, der nach J. H. Mordtmann richtig so lautet, in mannigfaltigen Entstellungen vorkommt (HQLb, Flügelsche Ausgabe hat al-Chair, d. h. wohl Chairi, die Wiener Handschr. Perveri; die Identität von Chairi und Djerri hatten schon Ch. Schefer im *Journal Asiatique de Constantinople* und A. D. Mordtmann in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* festgestellt, über die Wiener Handschrift s. auch Hammer GOR, 10, S. 691 f., wo sich eine eingehende Inhaltsangabe findet; zitiert auch l. S. 592).

8) Da bei den meisten dieser Werke die Ortsgeschichte gegenüber der Ortsbeschreibung durchaus überwiegt, mag es bei diesen Andeutungen sein Bewenden haben.

1) *Tuhfat az-zaman ve chara'it ul-aman*: HQLb, II, S. 227, Nr. 2583; HQDjrh S. 12, Z. 9, Handschr. Brit. Mus. Add. 7896 (Rieu, S. 109).

2) *Tuhfat ul-muwajjis* häufiger als das ganze Werk; Handschr. Wien A. P. 162a (Flügel II, 1374, 1); Brit. Mus. Add. 7892 (Rieu, S. 121), fol. 41–85a; Wien, Orient. Akademie Nr. 321 (Krafft, S. 133).

3) Eine kurze Abhandlung, die eine Auswahl aus der gesamten

Einen Versuch, die beschreibende Länderkunde, wie sie sich aus den alten Geographen ergibt, in einer kurzen zusammenfassenden Darstellung zu bieten, haben wir auch in der Einleitung des Historikers 'Alī († 1008 H./1599 D.)¹⁾ zu seiner berühmten Universalgeschichte, *Künh ul-achbār*²⁾ vor uns. 'Alī hat als Gegenstück zu den beliebten Kosmographien hier eine Kosmogonie geboten, in der er den gesamten Weltverlauf von der Schöpfung an als Geschichte zur Darstellung brachte. Im ersten Teile dieses groß angelegten Werkes hat dann 'Alī als Einlage (*tezāib*) einen kurzen Abriss einer Erdbeschreibung geliefert, in dem er auf Grund von mehreren alten Werken³⁾ eine zusammenhängende Darstellung der alten Geographie darzubieten suchte, die aber ohne weiteres mit nur geringen Zusätzen als noch zu Recht bestehend angenommen wurde. Doch 'Alī's Darstellung war ein erster Versuch, der zudem durch die Einspannung in den Rahmen seines großen Geschichtswerkes sehr knapp ausfallen mußte und eigentlich selbst auch nur die Einleitung zu einer Länderkunde darstellt, ohne daß auf Einzelheiten eingegangen ist. So können wir auch nicht viel aus 'Alī's Abriss lernen, und auch auf die Entwicklung der geographischen Literatur scheint er ohne Einfluß gewesen zu sein.

All das, was wir an geographischer Literatur bisher besprochen haben, waren entweder Spezialwerke, z. T. einzig in ihrer Art, wie das des Piri Reīs, meist aber von nicht allzu-

Geographie, sowohl der mathematischen, wie der beschreibenden bietet, liegt in der Wiener Handschrift H. O. 190 (Flügel II, No. 1287) vor, die *Flām ul-ūbad bi-dīlām ul-bildā* betitelt ist und unter Soliman verfaßt wurde (Verfasser unbekannt).

1) S. über ihn *Schjll-i-osmani* (80.) III, 290; EL. I, 395.

2) HQLb. V, S. 260, No. 10 950.

3) Als Quellen seiner Darstellung sind in der Hauptsache angeführt: 1. *Taqwīm al-bildān* (mit verschiedenen Verstümmelungen des Titels), d. i. *Abūlfidā*. — 2. *Audāh al-muxallā*, d. i. Sipāhī'sches Bearbeitung dieses Werkes (s. o.) — 3. *Suwar al-aqālim*; HQLb. IV, S. 112 No. 7801 führt unter diesem Titel nach Hamdallah Mustaufi das Werk des Balchi an, doch handelt es sich unabweislich des von ihm mitgeteilten Anfanges um die pers. Übersetzung der lateinischen Bearbeitung des Balchiwerkes (s. o. S. 40, Anm. 3 der vorh. S.).

großem Eigenwerte; ein großes Kompendium der Geographie, das sich würdig den alten klassischen Werken an die Seite stellen könnte, fehlte noch vollkommen. Vor allem würde man, da die osmanische Literatur nun einmal rücksehauend auf das Mittelalter eingestellt war, eine das gesamte geographische Nachrichtenmaterial, das aus dem Mittelalter überkommen war, zusammenfassende Darstellung erwarten, eine Aufgabe, die durch 'Alis unzulänglichen Abriß erst schwach angedeutet war, die aber 'Alis etwas jüngerer Zeitgenosse Mehmed ben 'Ömer ben Bajezid, bekannt als al-'Ashyq mit seinem auf umfassender Kenntnis der geographischen Literatur des Mittelalters beruhenden Werk *Menâzîr ul-'avâlim* „Anblicke der Welten“ löste, das er im Ramazan 1006 H./April-Mai 1598 D. vollendete¹⁾; ein Werk, das das Fazit aus der mittelalterlichen Geographie des Orients zog und dazu bestimmt war, die eigentliche orientalische Periode der geographischen Literatur der Osmanen zum Abschluß zu bringen, obwohl offenbar sein Verfasser die gegenteilige Absicht hatte, in ihm ein Grundwerk für eine neue Blüte der geographischen Schriftstellerei im alten Stile zu schaffen.

Mehmed Ashyq mochte wohl herausfühlen, daß es nach all den oft unzulänglichen Einzelarbeiten und Versuchen zunächst einer zusammenfassenden Darstellung des gesamten von den mittelalterlichen Geographen verarbeiteten Wissensstoffes bedurfte, einer Neubearbeitung, durch die dieses ererbte Kulturgut erst eigentlich in der osmanischen Literatur heimisch gemacht werden müsse, damit darauf fußend eine neue Blüte-

1) HGLb. VI, S. 138, No. 12982; H. Q. Djih., 3. 14, Z. 13 ff.; einzige im Abendland befindliche Handschr. des Werkes in Wien, Mss. 314 (Wolg. II, S. 481, No. 1279); eine zweite Handschrift befindet sich im Besitze von J. H. Mordtmann; in Konstantinopel dürften mehrere Handschriften liegen (eine im Mevlevikloster in Galata, No. 616; s. Halli Edhem a. unten a. O.). Das Verdienst, Mehmed 'Ashyq, dessen Bedeutung zuerst J. H. Mordtmann erkannt hatte, in die Diskussion eingeführt zu haben, gebührt Franz Babinger (vgl. Islam 12, S. 104 f.); Textproben aus Mehmed 'Ashyq sind veröffentlicht von Halli Edhem: *TOEM (Tarih-i Osmanî ençümeni meşhûrâ-yı: Recue historique)* 8. Jahrgang, No. 48 (1. Febr. 1934), S. 322 ff. und Babinger: *MOG.* I, 1923, S. 163 f. Vgl. auch meinen kurzen Hinweis in *ZDMG.* 76 (= N. F. I), S. 282 ff.

zeit der geographischen Schriftstellerei einsetzen könnte. Und so schuf denn Mehmed Ashyq sein Lebenswerk, eine umfassende Kosmographie, in deren geographischem Teil das gesamte geographische Nachrichtenmaterial des orientalischen Mittelalters in übersichtlicher Darstellung zusammengestellt und durch eigene Beobachtungen und Erkundungen ergänzt und z. T. berichtigt wurde. Fassen wir die ganze mittelalterliche Geographie als eine Folge von Neuauflagen des Ptolemaeus auf, wozu wir, abgesehen von einigen selbständigen Werken, die aus der Reihe herausfallen, wegen der Homogenität des Stoffes zweifellos in gewissem Grade berechtigt sind, so können wir Mehmed Ashyqs Werk die letzte orientalische Auflage des Ptolemaeus nennen.

Wie Hadjy Qalfa versichert, hat Mehmed Ashyq sein Werk nur in der Kladde vollendet, nicht in der Reinschrift; damit wird auch zusammenhängen, daß Handschriften dieses Werkes verhältnismäßig selten sind: im Abendland liegt m. W. nur eine einzige, nämlich in Wien. So ist denn auch das Werk von der Wissenschaft bisher gänzlich unbeachtet geblieben, und es sei mir daher gestattet, hier etwas näher auf dasselbe und seinen Verfasser einzugehen¹⁾.

Mehmed Ashyq ist in Trapezunt, wohl etwa um 1555 D.²⁾ geboren als Sohn eines Lehrers an der Chatunije Djami dasselbst. Er genoss offenbar eine gute Erziehung und widmete

1) Die folgenden kurzen Angaben beruhen auf dem Studium der Wiener Handschr., die nur vollständig in Schwarz-Weiß-Photographie vorliegt. Ich hoffe, an anderer Stelle ausführlicher auf das Leben und das Werk Mehmed Ashyqs eingehen zu können.

2) Eine eindeutige Angabe über das Datum seiner Geburt habe ich bisher nicht gefunden. Ich habe das Datum lediglich erschlossen aus der Kombination des ältesten erreichbaren Datums einer Reise (983—84 H. 1575—76 D. Wiener Handschr. fol. 227 v. Z. 17) und der Angabe, die M. A. in der Vorrede gibt, daß er mit 20 Jahren seine Vaterstadt verlassen habe (Wiener Handschr. fol. 2 v. Z. 7). An einer anderen Stelle (Wiener Handschr. fol. 222 r. Z. 11) ist zwar ein älteres Datum für eine Reise angegeben (970 H./1562 D. in Derbend am Kasp. Meer), doch steht dies ganz isoliert da, und es ist anzunehmen, daß hier ein Schreibfehler für 990 ist, womit wir hier das Datum 990 H./1582 D. zu lesen hätten (zu der Zeit hielt sich M. A. tatsächlich in Derbend auf).

sich dem Studium der alten Literatur. Mit 20 Jahren erzählt er, verließ er seine Vaterstadt, um sich die Welt anzusehen. Wir sind imstande, ihm von 1575 D. ab auf seiner etwa 25-jährigen Wanderschaft zu folgen. Er ist jetzt selten, bald gar nicht mehr zu Hause in Trapezunt, macht verschiedene Feldzüge mit, nimmt in verschiedenen Städten kürzere Zeit Schreibertellen, meist an Gerichtshöfen an, treibt sich vor allem sehr viel in Rumelien herum und landet schließlich 1596 D. in Damaskus, wo er sein Werk fertigstellte, und wo wir ihn infolgedessen aus den Augen verlieren, denn für sein Leben ist uns sein Werk die einzige Quelle. Wenn Hadjy Qalfas Angabe, daß Mehmed Aschyqs Werk nur als Konzept zu gelten habe, richtig ist, so dürfen wir wohl vermuten, daß er bald darauf gestorben ist und so die Reinschrift nicht vollenden konnte¹⁾.

Seine Reisen scheint Mehmed Aschyq in erster Linie zu dem Zwecke gemacht zu haben, Material für sein Werk zu sammeln, durch das er die aus den alten Werken geschöpften Nachrichten ergänzen konnte. Ich glaube auch, daß er sich aus diesem Grunde so viel in Rumelien aufgehalten hat, denn Rumelien war islamisches Neuland, erst von den Osmanen erobert, und war daher in den mittelalterlichen Geographien gar nicht oder nur sehr spärlich behandelt; hier fühlte er offenbar das alte Nachrichtenmaterial als am meisten ergänzungsbedürftig. Die Mekkapilgerreise, die sonst der Ausgangspunkt für alle islamischen Weltreisenden ist, scheint er, wenigstens in dem Zeitabschnitt, über den er uns nähere Angaben bietet, nicht gemacht zu haben.

Mehmed Aschyqs Werk ist eine Kosmographie nach der Art der Werke eines Qazwini, Dimbhqi, Hamdallah Mustaufi u. a., in der die Geographie nur einen Teil, allerdings den beträchtlichsten ausmacht. Es zerfällt in der Handsache in zwei Teile, von denen der eine „die obere Welt“ handelt,

1) Flügel II, S. 431 sagt bei der Besprechung der Wiener Handschrift, Mehmed Aschyq wäre wahrscheinlich i. J. 1009 H/1600 O.D. gestorben; ich weiß nicht, worauf diese Angabe beruht, bei H. Q. findet sich nichts über Mehmed Aschyqs Todesjahr.

den Himmel, seine Bewohner und die Himmelskörper, und im Anhang dazu einen Teil der „unteren Welt“: die Hölle und ihre Bewohner; außer der Astronomie, die in diesem Teile, allerdings nur ganz kurz, enthalten ist, fast nur Theologie und Mythologie. Dieser erste Teil ist in Wirklichkeit jedoch nur Einleitung, die Hauptmasse des Werkes nimmt der zweite Teil in Anspruch, der die „untere Welt“, d. i. die Erde und ihre Bewohner beschreibt. Er enthält zunächst die gesamte Geographie: ein wenig allgemeine Erdkunde, und dann vor allem Einzelbeschreibung, die nach mittelalterlicher Weise nach Objekten geordnet ist: Meere, Inseln, Sümpfe und Seen, Flüsse, Quellen, warme Quellen, Gebirge und schließlich als Hauptabschnitt der beschreibenden Geographie: die Städte. Auf die Erdkunde folgt dann die gesamte Naturwissenschaft: die festen, flüssigen und gasförmigen Minerale, die Wohlgerüche, die Metalle, die Pflanzen, die Tiere und der Mensch¹⁾.

Uns interessiert hier vor allem der geographische Teil, und da ist es der „die Städte“ überschriebene Abschnitt, der die Hauptmasse der beschreibenden Länderkunde ausmacht: das gesamte geographische Material ist hier zunächst geordnet nach den 7 Klimaten des Ptolemäus, den *aqalim-i-haqiqije*, den „wirklichen Klimaten“, wie sie zum Unterschied zu den später aufgetretenen Landschaften, *aqalim-i-urfije*, „den herkömmlichen, aber nicht kanonischen Klimaten“ bezeichnet werden, welche letztere nach der Aufstellung des Abulfida im ganzen 28 zählen²⁾.

1) Übersicht über den Inhalt in der 480 Blätter starken Wiener Handschrift:

erster Teil beginnt fol. 6r

zweiter „ „ „ 27r

der eigentliche geographische Teil beginnt fol. 31r

der naturwissenschaftliche Teil „ „ 283r

2) Über die Einteilung der Erdoberfläche in Klimata bei den Muhammedanern vgl. jetzt den Art. *iklim* in der *El II*, 490 f. Daß sich der Ausdruck *aqalim* neben der Bezeichnung der astronomischen 7 Klimata des Ptolemäus auch für die Landschaften fastgesetzt hat, geht vielleicht auf die arabisch schreibenden persischen Schriftsteller aus dem Kreise der Balchi, Istachri und Ibn Haukal zurück, doch tritt die terminologische Unterscheidung derselben (*al-aqalim al-haqiqija* die 7 Klimata des Ptolemäus, im Gegensatz zu *al-aqalim al-urfija*, die Landschaften) erst bei Abulfida (*Geographie d'Aboulfida*, texte arabe, publ. . . par M. Rei-

Diese Reihe der 28 *aqālim-i-ürfiye* hat Mehmed Ashyq aus Abulfidā übernommen und neben den 7 ptolemäischen

ausd. Paris 1840) auf, der auch die Reihenfolge der Landschaften durch Nummerierung festlegt; doch scheint sie nicht von ihm zu stammen, denn, obwohl sich Abulfidā bei der Beschreibung der einzelnen Landschaften, von denen jede ein besonderes Kap. hat, an die Nummern hält, hat er an zwei Stellen die von ihm selbst durch die Nummerierung bezeugte Reihenfolge durchbrochen, indem er das 27. *iqlim 'urfi* hinter dem 3. und das 28. hinter dem 5. beschreibt. Diese von Abulfidā bezeugte und von Mehmed Ashyq übernommene Reihenfolge geht in letzter Linie gleichfalls auf Istachri zurück; ob sie schon dem Werke des Balchi zugrunde gelegen hat, läßt sich nicht sagen. Das Charakteristische an dieser Reihe, das wiederum die Hand des in Persien beheimateten Schriftstellers verrät, ist, daß, während die übrigen Länder des Islam, wie Arabien, Ägypten, der Maghrib usw. je eine Landschaft (*iqlim 'urfi*) bilden, Persien in lauter Einzellandschaften zerlegt ist, die mit den übrigen Ländern des Islam auf gleicher Stufe stehen. Die Reihenfolge bei Istachri (Istachri, *Masālik al-Mamālik, Viac Regnorum*, ed. de Goeje, *Bibliotheca Geographorum Arabicorum* I, Leiden 1870), mit der die bei Ibn Hauqal (Ibn Hauqal, *al-Masālik wa'l-Mamālik, Viac et Regna*, ed. de Goeje, BGA. II, Leiden 1873) identisch ist, ist folgende: Arabien; Persisches Meer; Maghrib; Ägypten; Syrien; mittelländisches Meer; Mesopotamien; 'Irāq; Chūzistān; Fārs; Kermān; Pandjab (Sind); Armenien, Arrān und Aserbeidjān; Džibāl; Deilew; Kaspisches Meer; die innerpersische Wüste (muftak Chirshān); Sidjistān; Chorāsān; Transoxanien; also ganz folgerichtig Arabien als vornehmstes Land des Islam an erster Stelle, dann aber der Reihe nach von Westen nach Osten durch Südpersien bis Indien, dann noch einmal bei Armenien angefangen in derselben Richtung die nordpersischen Landschaften. Diese Reise führt dann 'Alī (*Kūnh al-achbar* I. Bd., Stambul 1277, S. 82) unter Zitierung des Werkes des Balchi, *Sumar al-aqālim* (s. o.) mit einigen Irrtümern an, und zwar bis 16 durchnummeriert, und vervollständigt diese Liste noch durch 4 weitere Landschaften: Hind; Rum und Qannman; Anadolū; Rumeli. Doch ist das bei ihm nur theoretisch, in seiner kurzen geographischen Übersicht hält er sich nicht daran; auf S. 248 gibt er dann noch einmal eine Liste der *aqālim-i-ürfiye*, die angeblich aus dem Werke *Audāh al-mamlūk* (d. i. die Bearbeitung des Abulfidā durch Sipahizade s. o.) stammen, und 30 Landschaften enthalten soll; was er dann aber bringt, ist ein ganz wild durcheinander gewürfeltes Chaos von Landschaften, das auch europäische Länder umfaßt, und nichts mit der alten Liste Istachris mehr gemein hat.

Die Reihenfolge des echten Abulfidā ist nun, außer durch kleinere Ergänzungen, die darauf abzielen, das Gesamtgebiet der damals bekannten Welt in das System einzubekziehen, dadurch charakterisiert, daß Ägypten an zweite Stelle, direkt hinter Arabien gesetzt ist; das dient

Klimaten als Einteilung zugrunde gelegt in der Weise, daß er die innerhalb eines ptolemäischen Klimas aufzuführenden Ortschaften nach Landschaften (*aqālim-i-urfīje*) ordnet. Da die Grenzen dieser mit denen von ptolemäischen Klimaten meistens nicht zusammenfallen, so sind die zu einer Landschaft gehörigen Ortschaften auseinandergerissen und an verschiedenen Stellen zu suchen.

Innerhalb eines jeden der kleinen so entstehenden Kapitel bringt Mehmed Ashyq die Ortschaften genau in der Reihenfolge wie Abūlfidā.

Betrachten wir den Inhalt des Mehmed Ashyqschen Werkes näher, so müssen wir dasselbe als eine riesige Kompilation aus der gesamten geographischen Literatur des Mittelalters charakterisieren. In der Einleitung nennt Mehmed Ashyq einige seiner Quellen, und im Laufe der Abhandlung selbst lernen wir weitere kennen; und zwar sind das meist die auch uns bekannten und z. T. schon im Druck zugänglichen alten Werke, wie die des Ibn Churdādhbeh, Ibn al-Djauzi, Ibn al-Wardi, Qazwini, Jāqūt, Hamdallāh Mustaufi; als Hauptquelle jedoch stellt sich das letzte große geographische Werk des Mittelalters dar. Abūlfidās *Taqwīm al-buldān*, das in Übersetzung wohl ganz in Mehmed Ashyqs Werk enthalten ist

natürlich auf einen Ägypter als Redaktor dieser Reihe hin. Diese lautet nun mit der bei Abūlfidā festgelegten Nummerierung: 1. Arabien (*Djazīrat al-'Arab*); 2. Ägypten (*Misr*); 3. Nordafrika (*al-Maghrib*); 4. Spanien (*Djazīrat al-Andalus*); 5. Die Inseln der westlichen Meere (*al-Djazīr bi'l-bihar al-gharbiyya*); 6. Syrien (*ash-Shām*); 7. Mesopotamien (*al-Djazīra baina Dījlā wa'l-Farāt*); 8. al-'Irāq; 9. Chūzistān; 10. Fārs; 11. Kermān; 12. Sidjistān; 13. Pandjab (*as-Sind*); 14. Indien (*al-Hind*); 15. China (*as-Sin*); 16. Inseln des Ostmeeres (*Djazīr bahr ash-sharq*); 17. Kleinasien (*ar-Rūm*); 18. Transkaukasien (*Arminiya wa-Arrān wa-Asherbaidjān*); 19. al-Djibāl; 20. ad-Deilem wa-Gilān; 21. Tāharistān; 22. Chorāsān; 23. Zābulistān; 24. Tocharistān wa-Badkischān; 25. Ch'ārisin; 26. Transoxien (*Mā warā' al-nahr*); 27. Die Südländer (*al-Djānib al-djanūb*); 28. Die Nordländer (*al-Djānib ash-shimaliyya*).

Diese Reihe hat Mehmed Ashyq übernommen, und richtet sich innerhalb seiner Kapitel, von denen jedes einem der 7 ptolemäischen Klimata gewidmet ist, genau nach ihr; nur das 5. und das 16. *iqlim-i-urfi* sind in der Hauptabteilung seiner Länderbeschreibung nicht enthalten, da er die Inseln in einem besonderen Kapitel beschreibt.

und den Grundstock des Nachrichtenmaterials abgegeben hat, so daß sich das Ganze zunächst ausnimmt wie eine erweiterte türkische Ausgabe des *Abulfida*. Die Nachrichten, die aus anderen Schriftstellern stammen, sind mit denen aus *Abulfida* zusammengearbeitet¹⁾, doch ist jedesmal die Herkunft der einzelnen Nachrichten immer mit peinlicher Gewissenhaftigkeit angegeben, so daß überall eine Nachprüfung möglich ist.

Durch dieses Zusammenarbeiten des gesamten Nachrichtenmaterials, das aus dem Mittelalter überkommen war, zu einem großen, türkisch geschriebenen Kompendium glaubte Mehmed Ashyq wohl der türkischen Literatur die Wege zu weiterem Forschen geebnet zu haben. Wenn er dabei stehengeblieben wäre, so wäre für uns, nachdem wir den Charakter seines Werkes als Kompilation großen Stiles festgestellt und seine Quellen nachgewiesen hätten, die Sache erledigt, und wir könnten sein Werk wieder in den Magazinen der Bibliotheken verschwinden lassen. Mehmed Ashyq hat sich jedoch nicht damit begnügt, nur das alte Material zu registrieren, sondern bemühte sich gleichzeitig, sein Werk auf den gegenwärtigen Stand der Dinge zu bringen, und an dieser seiner Tätigkeit können wir nicht so ohne weiteres vorübergehen. Er hätte manches auch schon aus den wenigen geographischen Werken, die die Osmanen bis dahin hervorgebracht hatten, entnehmen können; doch scheint er diese nicht benutzt zu haben: für die neuere Zeit stützt sich Mehmed Ashyq lediglich auf sich selbst, d. h. er berichtet da nur, was er selbst gesehen oder selbst von Augenzeugen erkundet hat, und zwar ist auch dies jedesmal genau, bei Erkundungen mit namentlicher Angabe der Gewährsmänner angegeben. Wir müssen Mehmed Ashyq für diese an moderne wissenschaftliche Exaktheit gemahnende und doch auf guter orientalischer Überlieferung beruhende Genauigkeit größten Dank wissen, denn dadurch sind wir instande, diejenigen Angaben, die auf ihn selbst zurückgehen, mit großer Schärfe und Bestimmtheit aus dem Wust von älteren Nachrichten heraus-

1) In der Weise, daß die den verschiedenen Schriftstellern entnommenen Nachrichten unter den aus dem *Taqwim al-buldân* stammenden Stichwörtern vereinigt sind. Ortschaften, die in dem Werke des *Abulfida* nicht vorkommen, sind nach jedem Kapitel als Anhang (zif) angefügt.

zuarbeiten und für die historisch-geographische Forschung zu verwerten; leider hat nun aber Mehmed Ashyq diese wertvolleren Bestandteile seines Werkes mit den älteren Nachrichten zusammengearbeitet, so daß ihre Herausarbeitung ziemlich mühselig ist¹⁾.

An Häufigkeit stehen diese neueren Nachrichten natürlich den älteren um ein beträchtliches nach, dürften aber doch zusammen ein stattliches Buch füllen: sie sind vor allem wegen ihrer Exaktheit für uns außerordentlich wertvoll und bieten eine Menge Angaben, die uns von dem Stande der Dinge zu seiner Zeit unterrichten und vor allem für die Geschichte der einzelnen beschriebenen Städte, ihre Siedelungs- und Baugeschichte wichtig sind.

Spuren irgendeiner Beeinflussung durch die europäische Literatur sind bei Mehmed Ashyq nicht zu finden. Wir dürfen trotzdem nicht annehmen, daß diese im osmanischen Reiche damals noch ganz unbekannt gewesen wäre. Doch Mehmed Ashyq, der auch bei Wiedergabe des selbst Geschauten oder selbst Erkundeten als mittelalterlicher Scholastiker erscheint, steckt so tief in den Klassikern des orientalischen Mittelalters, daß er selbst die neuere Literatur seiner Landsleute der Miheranziehung nicht für wert erachtet hat, an die Heranziehung europäischer Werke war bei ihm nicht zu denken. Seine Nachrichten über Europa sind auch entsprechend dürftig und gehen selten über das hinaus, was die mittelalterlichen Geographen darüber gebracht hatten. Von den großen Entdeckungen, die inzwischen die europäischen Gelehrten und Seefahrer gemacht hatten, nimmt Mehmed Ashyq keine Notiz; ob er tatsächlich nichts von ihnen gehört hat oder ob er sie geflissentlich verschweigt, läßt sich schwer sagen.

So interessant uns Mehmed Ashyqs Werk in seiner Art als letzter Vertreter der geographischen Literatur des mittelalterlichen Orients ist, und so wichtige Nachrichten es uns in seinen Originalbeiträgen bietet, so ist es somit doch eigentlich

1) Nur Ortschaften, die bei den älteren Geographen fehlen, also vor allem in Anatolien und Rumelien sind in den Anhängen (zeit) zu den einzelnen Kapitelchen vereinigt.

ein Anachronismus: damit aber vielleicht ein typischer Vertreter des neuen Orients. Während im Mittelalter Abendland und Morgenland auf annähernd gleicher kultureller Stufe standen, und somit der Gedankenaustausch und die gegenseitige Befruchtung viel zwangloser stattfinden konnte und auch stattgefunden hat, begann jetzt seit Beginn der Neuzeit das Verhältnis der beiden Kulturen zueinander sich zu verschieben. Der mit einer geistigen Revolution beginnenden eigenartigen und sprunghaften Weiterentwicklung der abendländischen Kultur vermochte der Orient, dessen kulturelle Entwicklung in viel ruhigeren Bahnen weiterverlief, nicht mehr zu folgen, und so begann er, das Abendland nicht mehr zu verstehen. Der Gedankenaustausch war erschwert, und unbefangene orientalische Werke der Zeit, wie das des Mehmed Ashyq, nehmen sich in ihrer Art wunderbar altväterisch aus. Als dann aber europäische Kulturgüter dem Orient zugänglich gemacht wurden, da fehlte es dem Orientalen doch an den inneren Voraussetzungen, auf der neuen Basis in einen beiderseitig befruchtenden Gedankenaustausch mit Europa zu treten.

In der Blütezeit des Reiches, im 16. Jahrhundert, als sich das Osmanentum kraft seiner erfolgreichen Angriffspolitik gegen das ungläubige Abendland mit Recht als der wahrste Vertreter der altislamischen Tradition fühlte, konnte es sich wohl ohne Mühe auch kulturell vom Einflusse des ihm immer rätselhafter werdenden Europa freihalten, und das altorientalische Kulturleben eine Weile weiterführen: als aber die alte Kraft erlahmte, war das nicht mehr möglich, das kulturelle Übergewicht, das Europa inzwischen erhalten hatte, mußte sich durch seine natürliche Schwere geltend machen.

Die Kunde von den großartigen Entdeckungen der Europäer an neuen Ländern mußte doch auch trotz alles Eigenstolzes, den die Osmanen damals besaßen, sehr bald zu ihnen gedrungen sein. Die Einführung des „Novus Mundus“ (*Jenî dunya*) in die Literatur erfolgte bei der Befangenheit der Osmanen im alten Schrifttum nicht so rasch; immerhin war um 990 H./um 1580 D. (unter Murad III.), noch bevor Mehmed Ashyq sein Kompendium vollendet hatte, von einem gewissen Mehmed ben Jusuf al-Harawi eine „Geschichte Westindiens“ (*Târich-*

i-Hind-i-gharbi¹⁾ erschienen, im wesentlichen eine Übersetzung aus einem fränkischen (europäischen) Werke, das das osmanische Publikum mit den neuen Entdeckungen der Europäer in Amerika bekannt machte. Jedoch erst das 17. Jhrdt. brachte eine intensivere Einführung der europäischen Wissenschaft in die osmanische Literatur, die dann eine allmähliche, aber vollständige Umorientierung dieser zur Folge hatte.

Für die geographische Literatur leitete diese neue Phase ein der Polyhistor Hadjy Qalfa († 1067 H./1657 D.), bei den Osmanen besser unter dem Namen Kjtüb Tsholebi bekannt, mit seinem berühmten und uns schon lange bekannten Werke Djihannumä²⁾, welchen Namen man ganz treffend mit „Kosmorama“ wiedergegeben hat. Die Entstehung dieses Werkes ist zweifellos der Anregung von Mehmed Ashyq Menazir ul'avälüm zu danken, jedenfalls spricht die vielfache Abhängigkeit des Textes von Mehmed Ashyq dafür; doch ist das Ganze keines-

1) HQLb. II, S. 158, Nr. 2340; auch III, S. 457, Nr. 6425; Djih. S. 12, Z. 5. Gedruckt als einer der Wiegendrucke der osmanischen Presse Konstantinopel 1142 H./1729 D. Vgl. J. Gildemeister, *Orientalische Literatur über die Entdeckung Amerikas: Zentralblatt für Bibliothekswesen* V, 1888, S. 303 ff. (eine kurze Zusammenstellung, entstanden auf die Anregung von Henri Harrisse hin, im gleichen Blatte, S. 133 ff.).

2) S. über H. Q. und seine Werke H. II, 217f. (J. H. Mordtmann); seine Selbstbiographie ist abgedruckt bei M. Wickerhauser, *Wegweiser zum Verständnis der türkischen Sprache*, Wien 1853, Text S. 159 ff. (Übersetzung S. 166 ff.), über das Djihannumä daselbst S. 165. S. ferner SO. IV, 395 (hier 1068 H./1658 D. als Todesjahr angegeben); über das Djih. schließlich noch meine Studie über das Wegenetz in Kleinasien im 22. Bde der TB. Ein Teil des Djihannumä (Bearbeitung durch Ibrahim Mäteferriqa, s. u.) gedruckt Konstantinopel 1145 H./1732 D. Handschriften des Djihannumä sind nicht allzu häufig, doch dürfte in Stambuler Bibliotheken eine Reihe von vollständigen Handschriften liegen. Von den auf europäischen Bibliotheken befindlichen sind hervorzuheben die beiden Konzepte des Werkes in Wien Mt. 389 (Flügel II, S. 434, Nr. 1282) und im Brit. Mus. Or. 1038 (Rieu, S. 111), die beide sowohl an Bestand als auch in der Anordnung erheblich von der Druckausgabe abweichen. Wenigstens die Wiener Handschrift dürfte von H. Q.s Hand selbst sein. Über die Druckausgabe s. Näheres unten S. 60f.; über in dieser nicht enthaltene Bestandteile des Djih. unten S. 60, Anm. 1. Auch die Handschrift, aus der Hammer sein *Rasch und Bosna*, Wien 1812, übersetzt hat, soll nach seiner Ansicht von H. Q. selbst geschrieben gewesen sein (s. d. S. X oben).

wegs als in Mehmed Asbyqs Geiste fortgeführt zu betrachten. Vielleicht hat Hadjy Qalfa, der sich gern zwischendurch geographischen Studien hingab¹⁾, als Mangel an Mehmed Asbyqs großem Kompendium empfunden, daß dort zwar die alten Geographen alle in seltener Vollständigkeit herangezogen waren, aber keines von den neueren osmanischen Werken, die doch, wenn wir an die beiden nautischen Schriftsteller Piri Reis und Sidi Ali Reis denken, als geographische Berichterstatte durchaus nicht zu unterschätzen sind. So entschloß sich denn Hadjy Qalfa²⁾, gewissermaßen als nächste Auflage ein neues kosmographisches Kompendium zu schreiben, für das als Quellen neben Mehmed Asbyqs Menüzir ul-'avâlim und den von diesem bereits verarbeiteten alten Schriftstellern auch die neueren osmanischen Schriftsteller auftreten. Die erste Redaktion dieses Werkes³⁾, seines Dihannumâ, schrieb Hadjy Qalfa im Jahre 1058 H./1648 D. und widmete sie Sultan Mehmed IV.; sie ist nicht erhalten, und es ist daher auch nicht bekannt, ob neben diesen genannten orientalischen Quellen auch schon für sie unmittelbar europäische Quellen in Frage kommen; wahrscheinlich ist es mir nicht⁴⁾. Jedenfalls ist dann Hadjy Qalfa mit der

1) S. meine Selbstbiographie bei Wickerhauser, türk. Text S. 163 Z. 1 ff.; Übers. S. 170.

2) Der äußere Anlaß zur Beschäftigung mit der Geographie ist nach H. Qs eigener Aussage der kritische Feldzug des Jahres 1055 H./1645 D. gewesen: s. Wickerhauser, a. a. O., S. 163 oben.

3) Aufgeführt in HQLb, II, S. 656, Nr. 4355.

4) In seinem Lexicon bibl., a. a. O., sagt zwar Hadjy Qalfa, daß er darin auch die im 9. Jhrdt. H. neu entdeckten Länder mitbehandelt habe, doch beweist das noch nicht seine Beschäftigung mit europäischer Literatur. Kenntnisse über Amerika waren damals wohl auch sonst zu erwerben, auch schon durch türkische Werke (s. o. S. 56 f. das Tarih-i Hind-i-gharbi); aus den Angaben in seiner Selbstbiographie (Wickerhauser, a. a. O., S. 165 Z. 9 ff.) ergibt sich jedenfalls, daß eine intensivere Beschäftigung H. Qs mit der europäischen Literatur erst nachher einsetzte. Veranlaßt wurde diese Beschäftigung 1. durch den Wunsch, seinem Werke Karten beizugeben, die aus europäischen Werken kopiert wurden; und 2. durch den Wunsch, mehr Nachrichten über die Inseln des westl. Meeres seinem Djih. einzuverleiben, als den islamischen Schriftstellern zu entnehmen war (s. die Vorrede zu der Übersetzung des Atlas Minor, die in der Vorrede zum Djih., S. 8 ff. enthalten ist, insbes. S. 9 Mitte).

europäischen Wissenschaft unmittelbar in Berührung gekommen, die ihm durch den gelehrten französischen Renegaten Scheich Mohammed Efendi Ichläsi¹⁾ vermittelt wurde. Mit Hilfe dieses fertigte er dann in den Jahren 1064—65 H./1654—55 D. eine türkische Übersetzung von Mercators Atlas Minor²⁾ an. Auch noch andere europäische Werke, von Ortelius³⁾, Claverius⁴⁾, Giov. Lorenzo d'Anania⁵⁾ u. a. hatte er mit der Hilfe seines Lehrers studiert. Vielleicht war es dieses Bekanntwerden mit der europäischen Literatur, das Hadjy Qalfa veranlaßte, sein Djihannumā umzuarbeiten und eine zweite Redaktion des Werkes zu liefern, die er begann, als er seine Übersetzung des Atlas Minor²⁾ fertig hatte⁶⁾ und die er wahrscheinlich nicht ganz vollendet hat.

1) S. über diesen Ibrahim Mütefferikas Bemerkungen in seiner Einlage (tezîf) im Djih., S. 10.

2) *Levânî an-nur fi sulmat atlaz minor*. Der Titel des Originals, eines nachgelassenen Werkes Mercators ist: *Atlas Minor Gerardi Mercatoris à J. Hondio plurimis aeneis tabulis auctus atque illustratus*, H. Q. benutzte die Ausgabe Arahemii 1621, die ihm aus dem Nachlasse des Qara Tchelebizade Mahmud Efendi († 1063 H./1653 D., 80 IV, 320) in die Hände gekommen war (s. Djih. S. 9 f.), die Vorrede zu der Übers. des Atlas Minor ist in der Vorrede zum Djih., S. 8 f. enthalten und enthält selbst (S. 10 unten, f.) einen Auszug aus der Vorrede des Jodocus (der Djih.-Druck hat fälschlich Ludovici) Hondius zu seiner Herausgabe von Mercators nachgelassenem Werk.

3) H. Q. zitiert das Werk des Ortelius als große Geographie (*Djoghrafîja-i-kabir*); es handelt sich doch wohl um sein *Theatrum Orbis terrarum*, Antwerpiae 1570, nicht um sein geographisches Lexikon *Thesaurus Geographicus*. Nach Djih. S. 9 Mitte benutzte H. Q. den Ortelius, noch bevor er mit dem Atlas Minor bekannt wurde.

4) *Philippi Claverii Introductionis in universam Geographiam tam Veterum quam Novam Libri VI*, Amstelod. o. J.; andere Ausgaben von 1629, 1641, auch sonst oft aufgelegt; H. Q. zitiert eine von 1635 Djih. S. 14, Z. 10 ff.

5) Giov. Lorenzo d'Anania, *L'universale fabrica del mondo*, in Venetia 1582 (vgl. Viktor Hantzsch, *Die Landkartenbestände der öffentlichen Bibliothek in Dresden, Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen* 28, Leipzig 1904, S. 51, Nr. 50); H. Q. Djih. S. 13, Z. 23 ff. (hier *Fabrica mundi* betitelt).

6) Das *Süjhî-i-osmani* bezeichnet das Djih. selbst als Übersetzung des Atlas Minor, natürlich zu Unrecht, wenngleich H. Q. namhafte Partien aus letzterem in sein Djih. aufgenommen hat.

Die weiteren Schicksale des Werkes nach des Verfassers Tode bis zur Drucklegung eines Teiles (Asien)¹⁾ durch den Begründer der osmanischen Buchdruckerei Ibrahim Mütefferiqa²⁾ sind vorläufig noch recht unklar. Daß Ibrahim

1) Einen wichtigen, in der Druckausgabe nicht enthaltenen Teil hat Hammer aus einer seither verschollenen Handschrift aus der Bäckerei des Grafen Wenanslaus Severin Rzewusky übersetzt (Joseph von Hammer, *Rumeli und Bosna, geographisch beschrieben von Mustafa Bey Abdalla Hadshi Chalfa*, Wien 1812). Eine ähnliche Handschrift, in der außerdem auch noch Teile von Ungarn beschrieben sind, liegt in Wien H. O. 191 (Flügel II. S. 430, Nr. 1278). Sowohl Hammer (GOR. IX, S. 252) als auch nach ihm Flügel (a. a. O.) behaupten zwar, daß beide Handschriften identisch sind, indessen hat J. H. Mordtmann durch Vergleichung der Wiener Handschrift mit Hammers Übersetzung festgestellt, daß die Vorlage zu letzterer nicht die Wiener Handschrift ist (s. Islam 10, 1920, S. 159). Die Sammlung des Grafen Rzewusky, über die man auch Franz Babinger in *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 30, 1919, S. 268 f. vergleiche, ist 1831 nach dem Tode des Grafen verkauft worden, wie mir Herr Dr. Babinger mitteilt, an das heute noch bestehende Antiquariat Kuppitsch (es existiert auch ein Verkaufskat. *Manuscripts orientaux qui se trouvent à vendre chez Kuppitsch à Vienne, Collection Rzewusky*, Wien 1831 [Mitt. Babinger], der mir bisher noch nicht zugänglich war). Sie ist danach in alle Winde verstreut worden (s. T. nach Rußland), nur einen Teil hat die Wiener Hofbibliothek erstanden (s. Flügel, Kat. III, Einl. S. XIII), darunter das oben (S. 55, Anm. 2) genannte Konzept zum Djih., ich habe bisher noch nicht Gelegenheit gefunden, dies auf event. Übereinstimmungen mit Hammers *Rumeli und Bosna* zu prüfen.

Eine Djih.-Handschrift, in der auch die rumelischen Landesteile beschrieben sind, erwähnt Mordtmann (a. a. O.) im Mevlevikloster in Pera.

2) Über diesen s. El. II, 467, sowie Franz Babinger, *Stambuler Buchwesen im 19. Jahrhundert*, Leipzig 1919. Der Druck des Djih. ist datiert vom 10. Muharrem 1145 H. 3. Juli 1732 D.: s. über diesen Druck und den Eindruck, den er im damaligen Europa gemacht hat, bei Babinger a. a. O., S. 16. Dieser Druck ist bei allen späteren Benutzungen des Djih., sowohl von orientalistischer als von europäischer Seite zugrunde gelegt worden. Teile daraus sind mehrfach in europäische Sprachen übersetzt: so vor allem ins Lateinische unter Weglassung namhafter Abschnitte von Matth. Norberg, *Gibon Nuova, Geographia Orientalis*, 2 Bde. Londini Gotherum 1818. Die kleinasiatischen Partien mit gelegentlichen Auslassungen ins Französische von Armain, *Déscription de l'Asie Mineure, extrait de la Géographie Turque de Hadji-Khalifa, surnommé Khatib-Tekeli* bei L. Vivien de Saint-Martin, *Historie des Découvertes Géographiques des Nations Européennes dans les diverses parties du Monde*, tome III, *Asie Mineure*, S. 637–742. Beide Übersetzungen sind unzuverlässig. Eine unveröffentlichte handschriftliche Übersetzung des Djih. ins Lat. unter dem

Ausgabe keine unveränderte Wiedergabe des Textes ist, den er vorgefunden hat, ist durch die zahlreichen Einschübe größerer Abschnitte, die als solche kenntlich sind¹⁾, klar. Es fragt sich nur, welchergestalt der Text war, den Ibrahim benutzt hat: war er über den Konzeptzustand noch nicht hinausgekommen, vielleicht noch in einem sehr unfertigen Zustande, so daß Ibrahim aus dem vorhandenen Nachlasse Hadjy Qalfas das Werk erst noch zum Druck durcharbeiten mußte? Oder lag schon eine Bearbeitung des Werkes nach Hadjy Qalfas Tode vor? Es finden sich mitunter im Texte, auch außerhalb der als Ibrahims Einschübe gekennzeichneten Teile, verstreut einzelne Notizen, die unmöglich von Hadjy Qalfas Hand selbst stammen können²⁾, so daß es zunächst den Anschein hat, daß Ibrahims Eingriffe tiefer gehen, als äußerlich kenntlich. Nun finden sich aber auch in den Teilen, die im Druck nicht enthalten sind, Stellen der gleichen Art (auf das Großvezirat des Mehmed Köprülü bezüglich³⁾), so daß ich doch annehmen möchte, daß dem Ibrahim bereits eine Bearbeitung des Nachlasses Hadjy Qalfas vorgelegen hat, während er selbst tatsächlich nur die gezeich-

Titel: *Ğihannumâ, s. e. Liber mundum ostendens, auctore Kitâbî Celebi, vulgo Hacı Chalfe* in 5 Foliobänden liegt im Mechitaristenkloster zu Wien (vgl. Flügel-Kat. II. S. 494). Einer Übersetzung kommt nahezu gleich Ham-mers Zusammenstellung: *Über die Geographie der asiatischen Türkei: Jahrbücher der Literatur*, Wien 1821, 13. Bd., S. 213–265 und 14. Bd., S. 21–88; schließlich hat auch Charmoy in seiner Einleitung zum *Sheref Name (Chéref-Nâmeh, ou Fastes de la Nation Kourde, trad. par Charmoy* St. Petersburg 1868–75) Teile aus dem Djih. in Übersetzung mitgeteilt.

1) Durch Versetzung von *tahtsil et-tâbî* oder nur *tâtabî*.

2) Solche stillschweigenden Einschübe sind z. B. Djih., S. 671, Z. 6 f., wo die Gründung des Vezir Han (zwischen Lefke und Söğüt in Anatolien) durch den Großvezir Mehmed Köprülü i. J. 1070 H. 1659–60 D., und S. 626, Z. 14, wo dieser selbst und Abûze Hasan erwähnt wird. Möglicherweise gehört hierher auch die Aufführung der Heerstraße nach den Dardanellen, S. 672, Z. 24, auf der sich der Zug Mehmeds IV. und seines Großvezirs Mehmed Köprülü gegen die Rebellen i. J. 1638–59, an dem Evt. teilgenommen hat, bewegte.

3) Hammer, *Rundel und Bosna*, S. 63 ist z. B. der Anbau der Dardanellenschlösser unter Mehmed Köprülü in den Jahren 1069–1071 H. 1658–1661 D. erwähnt. Daß dieser Teil des Djih. auch von Ibrahim bearbeitet, dann aber doch nicht gedruckt worden wäre, ist doch wohl nicht anzunehmen.

neten Abschnitte hinzugefügt hätte. Freilich bedarf diese ganze Frage noch ausführlicher Einzeluntersuchungen.

Mag die Geschichte des *Djihannumä*textes noch so kompliziert sein, die Gesamtanlage des Werkes stammt schwerlich von einem Fortsetzer oder Bearbeiter, sondern vermutlich doch von Hadjy Qalfa selbst, der nur in vielem die Einzelausführung späteren Händen überlassen mußte. Für die Einordnung in die Geschichte der geographischen Literatur kommt nur das Werk als Ganzes in Frage. Diesem merkt man nun deutlich die Beeinflussung durch europäische Werke an; schon in der Einteilung des Stoffes ist mit der altorientalischen Tradition gebrochen: die 7 Klimaten des Ptolemaeus und die 28 *aqälîm-i-ürfîye* des Abulfidâ kommen nur ganz nebensächlich im Texte vor; dafür sind die Erdteile der europäischen Wissenschaft¹⁾ als Einteilung zugrunde gelegt, und innerhalb derselben die zur Zeit bestehenden politischen Gebilde und deren weitere politische Einteilung (also beim osmanischen Reiche nach *Ejalets* und *Livâs*). Außer dieser Neuordnung des gesamten geographischen Materials nach europäischen Gesichtspunkten hat dann Hadjy Qalfa in der Einleitung zu seinem *Djihannumâ* die Elemente der mathematischen Geographie und Astronomie der Europäer mitgeteilt²⁾ und die hier geltenden Grundsätze mit den altererbten orientalischen in Einklang zu bringen gesucht³⁾. Eigene astronomische oder mathematische Forschung liegt da natürlich nicht darin, denn Hadjy Qalfa war, wie in allen seinen Werken, kein selbständiger Gelehrter, sondern ein Kompilator, und seine Bedeutung für die osmanische geographische Literatur liegt darin, daß er neben den alten orientalischen Quellen zum ersten Male auch europäische Quellen benutzte. Er wollte auch gar nicht selbständige Studien treiben, sondern sein Zweck war, in einem neuen Handbuch das türkische Publikum von dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zu unterrichten.

1) Als fünfter *Magollanica*.

2) Nach Claverius, der als *Sâhib ul-muqaddîmâ* citiert ist.

3) Weiteres über die Geographie und Kosmologie der Europäer fügte dann Ibrahim Mütefferriqa in seinen Einschüben hinzu, unter denen wir *Djih.* S. 22—42 einen Abriss über die Geschichte der Kosmologie finden; hieraus konnte sich der türkische Leser über die Weltssysteme der geogr. und astron. Klassiker (Ptolemaeus, Kopernicus, Tycho Brahe) unterrichten.

Mit dieser Feststellung dürfte wiederum, ähnlich wie bei Mehmed Ashyq, unser Interesse an dem Werke vorüber sein, dem nun nur noch eine ziemlich untergeordnete Stellung in der Geschichte der geographischen Wissenschaft zukäme, doch ist es wiederum die historisch-geographische Forschung, die ein eigenes Interesse an dem Werke hat und eine besondere philologische Beschäftigung mit ihm fordert. Wir müssen annehmen, daß es Hadjy Qalfa mit der beschreibenden Länderkunde ebenso machte, wie vor ihm Mehmed Ashyq und die mittelalterlichen Geographen, daß er zwar deren Material mit übernommen, aber dieses durch eigene Erkundungen ergänzt hat. Bei näherer Nachprüfung bestätigt sich diese Tatsache auch.

Für die historisch-geographische Forschung ist es nun wichtig zu wissen, was von dem ganzen Nachrichtenmaterial des Djihannumä auf Hadjy Qalfa selbst zurückgeht, und somit für die Zeiten Murads IV., Ibrahims und Mehmeds IV. (Mitte des 17. Jhdts.) datiert ist, und was davon einfach aus älteren Berichten übernommen wurde. Diese Scheidung hat nun die philologische Wissenschaft vorzunehmen. Leider hat uns Hadjy Qalfa die Arbeit nicht so leicht gemacht wie Mehmed Ashyq, der überall seine Quelle nennt. Hadjy Qalfa hat sich begnügt, in der Einleitung seine Quellen aufzuzählen, im Text selbst nicht¹⁾. Daher ist bisher bei der Verwertung von Angaben aus dem Djihannumä immer der Fehler begangen worden, diese Angaben kritiklos als von Hadjy Qalfa stammend zu übernehmen, wodurch ein ganz falsches Bild entsteht. Soweit sich bisher feststellen läßt, stammt die Hauptmasse des übernommenen Gutes im Djihannumä aus Hadjy Qalfas unmittelbarem Vorgänger Mehmed Ashyq, den er sehr ausgiebig ausgeschrieben hat²⁾. Doch bleibt nach Abzug von allem Über-

1) Nur selten finden sich gelegentlich Hinweise auf Werke, die nicht in der Einleitung genannt sind, so z. B. S. 411, S. 12 ist 'Aini'Ali (vgl. v. Tischendorf, *Das Lehnamoon in den muslimischen Staaten*, Leipzig 1872), Hammer, *Rumeli und Bosna* S. 1 das topographische und ortsgeschichtliche Werk über Adrianopel *Kutub ul-muhtarin* (vgl. o. S. 43) genannt.

2) Diese Abhängigkeit des Djihannumä von den Menâzir ul-avâlim hat für Rumelien und Bosnien (nach Hammer's Übersetzung aus einer verschollenen Handschrift: *Rumeli und Bosna*, Wien 1812) bereits J. H.

nommenen noch eine gute Menge als von Hadjy Qalfa selbst stammend übrig; namentlich für das osmanische Reich ist seine Darstellung sehr eingehend und läßt an Masse des mitgetheilten Stoffes Mehmed Ashyq weit hinter sich: sie ist die erste und wohl einzige systematische geographische Beschreibung des osmanischen Reiches aus der Feder eines Osmanen. Wenn Hadjy Qalfa auch nicht, wie Mehmed Ashyq, eigene Reisen gemacht hat, um geographisches Material zu sammeln, so ist er doch viel im osmanischen Reiche herumgekommen, hat zahlreiche Feldzüge mitgemacht, und vor allem war ihm als Beamten allerhand amtliches Material zugänglich. Seine Nachrichten verdienen also, wenn sie erst ausgeschieden sind, wohl Beachtung.

Das Problem kompliziert sich jedoch etwas durch die Textgestalt des Djihannuma, wie sie uns vorliegt, worüber das Nötige bereits oben gesagt worden ist.

Alles in allem ist noch viel philologische Arbeit zu leisten, um das in Hadjy Qalfa's Djihannumä gebotene Material so durchzuarbeiten, daß es mit Nutzen von der historisch-geographischen Forschung verwendet werden kann, und im engsten Zusammenhange mit den Arbeiten am Djihannumä stehen die entsprechenden an dessen orientalischer Hauptquelle, den Menâzir ul-avâlim des Mehmed Ashyq.

Das Djihannumä, besonders der erste Teil seit seiner Drucklegung im Jahre 1145 H./1732 D., ist für die kommenden Geschlechter das geographische Kompendium schlechthin geworden, ein viel benutztes Nachschlagewerk, das allenthalben in geographischen Dingen zu Rate gezogen worden ist. Auch haben gelegentlich spätere Werke aus ihm größere oder kleinere Stellen entnommen. Noch nicht benutzt hat es der etwas jüngere Zeitgenosse Hadjy Qalfa, der Weltreisende Evlija Tâhelebi, der türkische Ibn Battûla, der uns in 10 dicken Bänden eine ins einzelne gehende, teilweise fast tagebuchartige Beschreibung seiner 40-jährigen Reisezeit hinterlassen hat¹⁾.

Mordtmann festgestellt, sie bestätigt sich auch für andere Teile des Werkes. Doch ist H. Q. in allem weit ausführlicher als M. A.

1) Über Evl. und sein Werk s. Fl. II, 54 f. (J. H. Mordtmann). Vollständige Handschriften, die alle 10 Bände Evlijas enthalten, kenne ich nur zwei, und zwar 1. in Skutari. Bibl. Pertev Pasha, No. 458—462 (jetzt in Millet Küt.)

Nachdem bereits früher ein gänzlich ungenügender Auszug aus dem ersten Bande gedruckt worden war¹⁾, begann man 1314 H. mit der Herausgabe des ganzen Werkes. Jedoch geriet die Herausgabe mit dem 5. Bande ins Stocken und mußte, nachdem nur mit Hilfe der ungarischen Akademie der Wissenschaften noch der 6. Band gedruckt werden konnte, eingestellt werden²⁾. Leider

tebbanese in Stambul; 2. in Stambul, Bibl. Beshir Agha, Nr. 448—452 (jetzt in einer Medrese von Sülejmānīye); häufiger finden sich Handschriften, die nur einzelne Teile des Werkes enthalten: 2 Handschriften (eine, früher Prof. Tschudi gehörig, Bd. 1—3 enthaltend; die andere ein Sammelband, der Stücke aus den ersten 5 Bänden enthält) im Besitze von Dr. Theodor Menzel in Kiel; den 4. Band enthält die Handschrift Wien H. O. 193 (Flügel II, S. 433, No. 1281); die ersten 4 Bände die Handschrift der Royal Asiatic Society No. 22 und 23; 3 Handschriften liegen im alten Serai in Konstantinopel (2 in der Bibl. des Baghdadi Kiosk: No. 306—308 = Bd. 2—5 und No. 394—398 = Bd. 1—8 mit Ausnahme von Bd. 6; eine in der Bibl. des Erivan Kiosk: No. 1457—1460 = Bd. 6—9). Die Nachrichten über die Konstantinopler Handschriften verdanke ich S. Ex. Halil Edhem Bey. Eine englische Übersetzung der beiden ersten Bände, nach der Handschrift der R. A. S. angefertigt von Hammer, *Narrative of Travels in Europe, Asia and Africa . . . by Eslīya Efendi*, London 1834, 46, 50. Über die Druckausgaben s. die nächsten Anmerkungen.

1) Unter dem Titel *Muntachabāt-i-Eslīya Tshalebi* zuerst Stambul 1259 H. 1843 D. (vorh. in München); später mehrfach neu aufgelegt, so 1262 H. 1846 D. (vorh. in Berlin). Die Muntachabāt enthalten den Anfang des 1. Bandes, den geschichtlichen Teil (bis gegen S. 128 der großen Druckausgabe von 1314) ziemlich vollständig; von allem Folgenden ist jedoch nur eine dürftige Auswahl geboten. Die allerwichtigsten Moscheen Konstantinopels und die wichtigsten Bosphorusvororte. Der in den Muntachabāt wiedergegebene Text scheint, soweit ich sehe, treuer zu sein als der der großen Ausgabe.

2) Unter dem Titel *Eslīya Tshalebi sefatnāme* (die Wiener Handschrift gibt als Titel an *Ta'rich-i-sejjāh*) auf Grund der Handschrift in der Bibl. Pertev Pasha gedruckt Konstantinopel (Iqdām) 1314—15 (Bd. 1—5) und 1318 (Bd. 6). Der 6. Band, der Ungarn behandelt, ist nach dieser Ausgabe ins Ungarische übersetzt von Dr. Karáczon Imre, *Eslīya Cslebi társaság utazási naplójának 1660—1664*, Budapest, Bd. I 1904; Bd. II, 1908. Die gesamte Eslīyaliteratur seit der Auffindung des Werkes durch Hammer hat zusammengestellt Menzel bei Hugo Grothe, *Meine Vorderasiatischen Expedition 1866—1867*, I. Band, Leipzig 1911, S. 196 ff. An seither erschienener Literatur ist, außer Mordtmanns El. Art., nachzutragen Julius Germanus' ungarische Übersetzung und Verwertung von Eslījas Angaben über die Zünfte aus dem 1. Bande (Germanus Gyula, *Eslīya Cslebi*

ist auch das, was uns so durch den Druck zugänglich ist, nicht als eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Wiedergabe des Evlijatextes zu bezeichnen¹⁾; immerhin ist die Ausgabe, wenn man die nötige Vorsicht walten läßt, zur Realienforschung einigermaßen brauchbar²⁾. Das Zurückgehen auf die Handschriften, unter denen eine Gruppe einen recht guten Evlijatext zu bieten scheint³⁾, erspart sie uns jedoch keinesfalls.

a. XVII. *anzadbeli törökvezirleri cezbekriti*: *Kelâti Semsî* 8, 1907, S. 300 bis 323 und 9, 1908, S. 95—126. Ferner Georg Jacob, *Quellenbeiträge zur Geschichte islamischer Bauwerke*: *Islam* 3, 1912, S. 358—368 (Evlijas Beschreibung von Adrianopler Bauten); und vor allem R. Hartmanns unten (Anm. 2) genannte Abhandlung im *Islam* 9, 1919, S. 184 ff. Artikel wie die A. H. Lybyer's, *The Travels of Evliya Effendi*: *JAOS*, 37, 1917 S. 224—239 und Carra de Vaux in seinen *Les penseurs de l'Islam*, Paris 1921, 1. Band, S. 249—253, die nur Hammers Übersetzung als Grundlage haben, sind eigentlich der Erwähnung nicht wert.

1) Die Druckausgabe gibt einen im Interesse der modernen türkischen Leserschaft zurechtgerichteten und modernisierten Evlijatext, bei dem auch umfangreiche und wichtige Abschnitte wohl z. T. mit Rücksicht auf die damals allgewaltige Zensur weggelassen worden sind; eine Erkenntnis, die allen, die je mit Evlija gearbeitet haben, vertraut sein dürfte (vgl. auch das Urteil Menzels bei Hugo Grothe, a. a. O. S. 196). Ich hoffe an anderer Stelle das Verhältnis der Druckausgabe Evlijas zu den Handschriften, und insbes. das Verhältnis der Handschriften untereinander näher präzisieren zu können. Eine Probe von dem echten Evlijatext nach den Handschriften Menzels (aus dem Artikel Adrianopel) gab Jacob in seinem *türkischen Hilfsbuch*, 1. Teil, 3. Aufl., Berlin 1916, S. 50—58.

2) Evlija ist, besonders seit dem Herauskommen der Druckausgabe, öfters zu geographischen und kulturgeschichtlichen Forschungen herangezogen worden und gehört heute mit zu dem Rüstzeug des Realienforschenden Orientalisten. Die einzige Arbeit jedoch, die bisher die Berichte Evl. selbst zum Objekt der Forschung hat und einen festumschriebenen Teil seiner Angaben in den Bereich unseres Wissens einzuordnen sucht, ist m. W. die von Richard Hartmann, *Zu Evliya Tschelabi's Reisen im oberen Euphrat- und Tigrisgebiet*: *Islam* 9, 1919, S. 184—244. Eine der Hauptquellen ist Evlijas Reisewerk für meine Studie über das Routen- und Wegenetz in Kleinasien, die ich als 22. Bd. der *Türk. Bibl.* herausbringen hoffe; vgl. auch daselbst das über Evlija Gesagte.

3) Die beiden vollständigen Konstantinopler Handschriften (Pertev Paşa und Beshir Ağa); ferner die Wiener Handschrift und die 3 bändige Tschudi-Menzelsche, die auch alle annähernd aus der gleichen Zeit stammen (die beiden Konstantinopler Handschriften tragen das gleiche Datum 1153 H. 1742 D.; die Menzelsche und die Wiener Handschrift verschieden

Durch die stets eingehenden, manchmal etwas phantasievollen, dann wieder mit photographischer Treue wiedergegebenen Schilderungen seiner Reiseerlebnisse können wir diesen eigenartigen, ruhelosen Mann auf seinen umfangreichen Reisen begleiten, die er meist als Feldgeistlicher, Imam oder Muezzin, doch auch als Privatsekretär in Begleitung von reisenden Großwürendträgern, hin und wieder auch als Kurier zwischen seinen Reiseherren und der Hauptstadt gemacht hat, und die ihn nach Persien, Kaukasien, Bagdad, Syrien, nach Mekka und nach Aegypten, ferner nach Südrußland, der Walachei, Bosnien, Un-

zwischen 1166 H./1752 D. — 1178 H./1765 D.) sind aufs engste miteinander verwandt (durch Duktus und Orthographie sind wiederum die Tschudi-Menzelsche und die Wiener Handschrift so nahe verwandt, daß ich sie zum mindesten einem Abschreiber zuweisen möchte, und es mir gerechtfertigt erscheint, in Erwägung zu ziehen, ob beide nicht zusammengehören, in der Weise, daß die Wiener Handschrift den 4. Band hätte, der zu den 3 ersten Bänden, die in der Tschudi-Menzelschen Handschrift vorliegen, gehört). Sie stellen einen Text dar, der einen wesentlich treueren Eindruck macht, als der in der Londoner Handschrift des R. A. S. gebotene. Ein äußerliches Kriterium ist dies: Die Handschriften der Hauptgruppe, wie wir die vorgenannten Handschriften einmal nennen wollen, weisen Lücken, leere Stellen auf, und zwar sämtlich an den gleichen Stellen, wie ich mich durch Proben aus den Konstantinopler Handschriften, die ich S. Ex. Halil Edhem Bey verdanke, überzeugt habe. Diese Lücken fehlen nicht nur in der Handschrift R. A. S., sondern sie sind dadurch unkenntlich gemacht, daß der die Lücken umrahmende Text zugleich weggelassen ist, ein Verfahren, das übrigens auch, unabhängig von der Londoner Handschrift, bei der Herstellung des Drucktextes beobachtet worden ist. Diese Einsicht kennzeichnet die Londoner Handschrift als eine Stufe weiter entfernt stehend von dem Urtexte, und damit für weniger geeignet zur Herstellung des echten Ekljates. Ihre Vorlage hatte zweifellos auch diese Lücken und gehörte der Hauptgruppe an, vermutlich wird sie identisch sein mit einer der beiden vollständigen Konstantinopler Handschriften. Die Einseitigkeit des Ekljates in der Hauptgruppe der Handschriften, über die wir vorläufig noch nicht hinauskommen, weist auf eine einzige gemeinsame Vorlage dieser hin, von der es vorläufig unsicher bleiben muß: 1. ob es die Urschrift Ekljas selbst war oder eine unmittelbare oder mittelbare Kopie; 2. ob die Lücken von Eklja selbst stammen, die er absichtlich gelassen hätte, um aus seinen Notizen oder anderen Büchern noch manches nachzutragen, oder ob sie erst in der Folge der Kopien entstanden sind dadurch, daß die Kopisten das, was sie nicht lesen konnten, gewissenhaft ausließen: ich möchte fast das erstere annehmen.

garn, ja bis tief nach Deutschland hinein geführt haben. Durch seine über die geographische Berichterstattung oft weit hinausgehenden Schilderungen der Begleitumstände seiner Reise erleben wir ein gutes Stück Zeitgeschichte mit, wodurch sein Werk den Charakter eines Memoirenwerkes erhält und somit als Quelle für die Geschichte der damaligen Zeit von großer Wichtigkeit ist. Daß seine Schilderung von Land und Leuten einzig dasteht in der orientalischen Literatur, und sein Werk eine Fundgrube von allen möglichen kulturgeschichtlichen Einzelheiten darstellt, ist längst anerkannt.

Es ist sicher, daß Evlija, der sich viel auf seine gelehrte Bildung zugute hält, mancherlei Quellen zu Gebote standen; jedoch macht sein Werk durchaus nicht den Eindruck, als ob es auf sonderlich großen Quellenstudien fuße; für die vielen von ihm berichteten Tatsächlichkeiten und Züge, die dem Leben nachgezeichnet sind, gab es in der orientalischen Literatur keine Vorlagen, sie müssen auf eigener Beobachtung des aufmerksamen und wißbegierigen Reisenden beruhen. Beim näheren Zusehen freilich stellen sich manche Partien seines Werkes als anderen Werken entnommen heraus; das gilt natürlich vor allem für die statistischen Angaben und die geschichtlichen Einleitungen zu seinen einzelnen Kapiteln¹⁾. In den eigentlichen geographischen, den länders- und ortskundlichen Abschnitten seines Werkes sind unmittelbare Entlehnungen nicht festzustellen, dagegen vielfach Erinnerungen aus der Lektüre anderer geographischer Schriftsteller, an die sich mitunter Anklänge, wenn auch meist in recht unbestimmter Form finden. Das eine glaube ich indessen wenigstens feststellen zu können, daß Evlija Hadjy Qulfas Djlhannuma nicht gekannt hat, höchstwahrscheinlich aber Mehmed Ashyqs Menâzir ul-'avâlim²⁾, durch das ihm vermutlich auch der Nachrichten-

1) Für die vielen Heiligenlegenden, die Evlija seinem Werke einverleibt hat, dürften die beliebten Menâqib und Vilâyetnâmes ihm willkommene Vorlagen geboten haben. Für die altosmanische Geschichte finden sich Stellen, die aus den anonymen Chroniken und Muhiddin entnommen sind, die jetzt durch Fr. Grasse's Ausgabe, *Die altosmanischen anonymen Chroniken Tesvîr-i-al-i-Osman*, Breslau 1922, vorliegen, u. a. m.

2) Außer vielen Anklängen, mit denen sich bei ihrer Unbestimmtheit nicht viel anfangen läßt, wird die Vertrautheit Evlijas mit Mehmed

stoff aus den mittelalterlichen Geographen, mit denen er sich an einzelnen Stellen vertraut zeigt¹⁾; zugeflossen sein dürfte.

Von europäischen Werken kannte er nach seiner eigenen Aussage den Atlas Minor, d. h. doch wohl Hadjy Qalfas Übersetzung des Werkes, und ein Mappamondo²⁾ genanntes Werk.

Alles in allem ist jedoch der Anteil, den literarische Vorlagen an der Zusammenstellung des Werkes haben, als verhältnismäßig gering zu betrachten, und gerade das, worauf es uns ankommt, die Schilderung konkreter Dinge aus der Welt, die er durchreiste, dürfte zum überwiegenden Teil auf Autopsie beruhen; und so hat seine Darstellung gegenüber denen des

Ashyq's Werk dadurch dokumentiert, daß er das geographische System dieses, die Einteilung einerseits nach ptolemäischen Klimaten (aqlm-i-haqiqe) andererseits nach Landschaften (aqlm-i-'urfie), das Mehmed Ashyq, wie ich oben gezeigt habe, aus Abulfidä übernommen hat; gut kennt und gelegentlich anwendet: so a. a. bei Qonia: Handschr. der R. A. S. 23, fol. 11r, Z. 7 v. u. (fehlt in der Druckausgabe) und bei Toqat: Druckausgabe Bd. V, 66, Z. 8 v. u.

Gelegentlich lassen sich auch bestimmtere Anzeichen feststellen, daß Evlija Mehmed Ashyq's Werk gekannt und benutzt hat: ein solches glaube ich z. B. in der Angabe Druck II, S. 77, l. Z. f. zu sehen, daß der Fluß von Samsun Qanäkürts hieß; dies spiegelt die Mehmed Ashyq'sche Übersetzung (Wiener Handschrift, fol. 246 v. Z. 21) der Angabe Abulfidä's (ed. Reinaud, S. 393 v. l. Z.) wider, daß Samsun unterirdische Kanäle und Abflüsse (Abulfidä' qanij, Mehmed Ashyq qan' ve kürts) hätte.

1) Namentlich in Gegenden, die altes islamisches Gebiet sind, so in Mesopotamien, zeigt Evlija eine bedenkliche Kenntnis des alten Nachrichtenmaterials, das er natürlich unverfälscht als von ihm selbst erkundet hinstellt; vgl. z. B. das was Evlija Druck III, 166 von der Euphratinsel Haditha sagt, dem Sinne nach ist es dasselbe, was Mehmed Ashyq, Wiener Handschr. fol. 182 v. Z. 11f. darüber berichtet, was wiederum aus Abulfidä, ed. Reinaud, S. 286 l. unter Benutzung von Jüqûts Mushtari, ed. Wüstenfeld, S. 123, Z. 11 übersetzt ist.

2) Im Evlijatext steht (z. B. Druck II, 30 und III, 174) *Papamonte* (so auch an der zweiten angeführten Stelle nach der Londoner Handschr. RAS, 23, fol. 72v. Z. 9 v. u. entgegen dem Drucktext), wofür der Herausgeber *Piemonte* konjiziert (so III, 174). Das ist aber falsch: weder *Piemonte*, noch ein *Pater Monte*, das Evlija hätte mit *Papa M.* wiedergeben können, kommt hier in Frage, sondern es muß, wie Babinger richtig gefunden hat, *Mappamonda* heißen, d. i. *Mappamondo* oder *Mappemonde*, das mittelalterliche Wort *Mappa mundi* für „Weltkarte“. Vgl. dazu auch Djik. 62, Z. 11.

Mehmed Ashyq und des Hadjy Qalfa durchaus selbständigen Wert als Quelle für die länders- und volkskundliche Forschung. Freilich dürfen wir uns nicht in Sicherheit wiegen und uns etwa einer schlecht angebrachten Vertrauensseligkeit seinen Berichten gegenüber hingeben; denn einmal seine Geflogenheit, außer den eben genannten europäischen Quellen, mit denen er prunken konnte, keine Quellen zu nennen (eine Geflogenheit, die er allerdings leider mit vielen Autoren seiner Zeit teilte), zum andern seine oft und gern angewendete Aufschneiderei und Übertreibungssucht, zu der sich leider auch ein gewisser Mangel an Gewissenhaftigkeit den zu schildernden Tatsachen gegenüber gesellt (es wimmelt manchmal von Fehlern und Ungenauigkeiten, nicht selten auch von willkürlichen Konstruktionen in seinen Angaben) — all diese Mängel seines Werkes, die gegenüber seinem hohen Wert auch stets im Auge behalten werden müssen, erfordern unsere stete Aufmerksamkeit bei der Verwertung seiner Angaben¹⁾. Bei der nötigen Vorsicht wird jedoch der Nutzen, den wir für die Realienforschung aus dem Werke ziehen können, immer noch ein gewaltiger sein, so daß er eine den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Neuausgabe des Werkes rechtfertigen würde.

Evlja ist der letzte große und vielleicht der interessanteste Vertreter der osmanischen Länderkunde; bedeutet Mehmed Ashyq den Abschluß der mittelalterlichen Geographie dem Geiste nach, so schließt mit Evlja die Reihe der großen orientalischen Geographen im weiteren Sinne. In der Folgezeit wurde der Einfluß der europäischen Literatur so übermächtig, daß die eigene wissenschaftliche Literatur auf jedem Gebiete allmählich ganz abstarb; nur die Geschichtsschreibung als eine mit dem Staatsleben eng verknüpfte Wissenschaft vermochte noch, solange der osmanische Staat seine volle Souveränität und seinen eigenen orientalischen Charakter halten konnte, ein eigenes Leben zu führen, doch war man auch hier unrettbar einem Epigonentum verfallen. Im ganzen Geistesleben begannen Europa und seine Kultergüter eine immer größere Rolle zu spielen. Ihre glänzendste Vertretung fand dieser neue sich immer mehr

1) Vgl. meine Ausführung Türk. Bibl., Bd. 22.

europäisch umrichtende Kulturwille in der letzten Periode des alten Glanzes, die dem osmanischen Reiche beschieden war und die an die Namen Sultan Ahmeds III. und seines allmächtigen Großvezirs Damad Ibrahim Pascha geknüpft ist. Diese Zeit der Restauration größerrlicher Pracht in mosdischem Gewande bescherte bekanntlich auch der osmanischen Kultur die Buchdruckerkunst, die seit 1141 H./1729 D. unter der Leitung des rührigen und verständigen ungarischen Renegaten Ibrahim Mutoferriqa († 1150 H./1737 D.)¹⁾ in Betrieb war. Ibrahim hatte selbst auch großes Verständnis für die Geographie, nennt sich selbst an einigen Stellen el-Djoghrafi und brachte in seiner Offizin von den früher genannten Werken 1142 H./1729 D. das *Türlich-i-Hind-i-gharbi*²⁾, und vor allem 1145 H./1732 D. einen Teil (Asien) des *Djihannumâ Hadjy Qalfas*³⁾ heraus. Auch der Herstellung von Karten galt seine Fürsorge: außer den Karten, mit denen er die *Djihannumâ*-Ausgabe versah, gingen aus seiner Offizin auch einige Sonderkarten hervor⁴⁾.

Von der geographischen Schriftstellerei der Zeit nach Evlija, vornehmlich dem 18. Jahrhundert, der kein Werk angehört, das sich irgendwie an Bedeutung mit den drei Hauptwerken, denen Mehmed Ashyqa, Hadjy Qalfas und Evlijas messen kann, nimmt sich nur ein kleiner Teil wenigstens eigener orientalistischer Stoffe an. Das wichtigste Werk dieser Art ist die überaus fleißige und nützliche *Hadîqat ul-djevâmî* des Hafiz Hüseini Efendi ben Hadjy Isma'il el-Aivanserâjî⁵⁾.

1) S. über diesem El II, 467; die Liste der osmanischen Wiegendrucke bei Hammer GOR. VII, S. 583 ff.; im übrigen s. über Ibrahim, seine Tätigkeit und die Anfänge der Buchdruckerei im osmanischen Reich überhaupt Franz Babinger, *Stambuler Buchwesen im 18. Jahrhundert*, Leipzig 1919, woselbst die weitere Literatur verzeichnet ist.

2) S. oben S. 54 f.

3) Über den Druck des *Djñ* und das Aufsehen, das dieser im damaligen Europa machte, s. Babinger, a. a. O., S. 16. Über das Verhältnis des Drucktextes zu dem Werke Hadjy Qalfas s. das nähere oben S. 60 f.

4) Darüber Babinger, a. a. O., S. 12, Anm. Über sonstige türk. Kartenwerke vgl. z. B. Hammer GOR. VIII, 594 ff. Zu der türk. Weltkarte des Hadjy Ahmed von Tunis von 967 H./1559 D. s. M. d'Arvenc, *Note sur une Stappenonde Turke*, Paris 1866 und Geleisch: *Das Ausland*, 65, 1892, S. 750.

5) Handschr. Wieso H. O. 194 (Flügel II, No. 1284); ein ausführlicher

begonnen unter Mustafa III. 1182 H./1768 D., aber erst 1193 H./1779 D. unter Abdulhamid I. vollendet, eine monographische Beschreibung der Moscheen Konstantinopels, für uns das wichtigste Quellenwerk für deren Baugeschichte, das aber auch sonst eine Fülle historischen Materials verstreut enthält und uns auch in einer Überarbeitung gedruckt vorliegt¹⁾. Des weiteren gehören hierher die Pilgerberichte über die Wallfahrt von Konstantinopel nach Mekka, von denen der ausführlichste, die *Menâsik ul-hadjd* des Mehmed Edib von 1193 H./1779 D. auch durch einen Stambuler Druck und danach durch eine französische Übersetzung zugänglich ist²⁾. In derartigen Pilgerbüchern, von denen es naturgemäß eine ganze Reihe gibt, ist nun die Hauptsache die Beschreibung der bei der Wallfahrt zu beobachtenden Zeremonien, einige wenige, wie das des Mehmed Edib, bieten auch die Beschreibung der Reise selbst mit der Absicht, künftigen Pilgern als Führer zu dienen und sie auf die Sehenswürdigkeiten, besonders aber auf die unterwegs sich findenden kleinen Andachtsstätten aufmerksam zu machen; daneben gibt es dann allerdings andere, anspruchslosere Werkchen, die nur diesen itinerarischen Teil haben³⁾. An sich sind diese Berichte der Auszug aus dem Werke nach dieser Handschrift liegt vor in Hammers GOR. IX. S. 47–144.

1) Das Werk ist leicht überarbeitet und fortgesetzt bis 1253 H./1837 D. und liegt in dieser Gestalt in dem zweibändigen Druck, Konstantinopel 1280 vor. Auf S. 265 dieses Druckes findet sich am Rande sogar ein weiterer Nachtrag aus dem Jahre 1280.

2) Gedruckt Konstantinopel 1232 H./1816–17 D.: das Itinerar daraus ins Französische übersetzt von M. Bianchi, *Itinéraire de Constantinople à la Mecque: Recueil des Voyages et des Mémoires publié par la Société de Géographie*, t. II. Paris 1825, woselbst sich ein verhängnisvoller Fehler in der Wiedergabe des Datums der Abfassung des Originals (1093 H./1682 D. anstatt 1193 D./1779 D.) findet, der sich von da aus a. T. in die Literatur eingeschlichen hat.

3) Solche sind die textlich miteinander in Zusammenhang stehenden in den Handschriften in München, c. t. 289 (Aumer, S. 81; *Tahfat ul-hadjd*), das die Pilgerfahrt von 1130 H./1716 D. beschreibt) und in Wien N. P. 228 (Flügel II, No. 1288); von letzterem Buche ist wiederum der Reiseführer *Levâzîm-i-hadj* abhängig in der Münchener Handschrift c. t. 18 (wohl von 1184 H./1722 D.), kürzere Itinerare und einfache Aufzählungen der Stationen der Pilgerreise finden sich auch sonst nicht

Pilgerreisen für die Topographie und manchmal auch für die Geschichte der berührten Ortschaften interessant, doch, da das zu schildernde Objekt immer dasselbe war, sind sie naturgemäß in ihrer Gesamtheit recht wenig abwechslungsreich. Es ist auch bei ihrer Benutzung Vorsicht geboten, da sie einerseits bei der Flüchtigkeit, mit der ihre Verfasser auf der Pilgerfahrt die einzelnen Orte besuchten, von Fehlern wimmeln und anderseits stets der Verdacht naheliegt, daß ihre Verfasser ihre Kenntniss nicht nur aus dem Augensehein, sondern auch aus anderen Werken schöpften¹⁾.

Neben diesen wohl in der Hauptsache als Reiseführer für den Gebrauch der Pilger bestimmten Büchlein gibt es auch solche, die ihren Gegenstand in eine elegante literarische Form kleiden, wie der für unseren Geschmack ungenießbare Pilgertraktat des Dichters Nāhī († 1124 H./1712 D.) Tuḥfat ul-ḥaramain von 1093 H./1682 D.²⁾ Auch Pilgerberichte in Versen kommen vor³⁾. Für die geographische, bzw. topographische Forschung sind natürlich beide Gattungen wertlos.

Im übrigen war jedoch der Blick auch der geographisch interessierten Schriftsteller im 18. Jahrh. bereits durchaus auf Europa gerichtet. Ähnlich wie früher die ältere Periode der geographischen Schriftstellerei der Osmanen durch Übersetzungen mittelalterlicher orientalischer Werke ins Türkische eingeleitet

selten, bes. in Sammelhandschriften (z. B. ein verhältnismäßig altes von 1032 H./1623 D. in Dresden, c. orient. 178, fol. 57 v f.; ferner eine aus der Zeit Mustafas III., nach 1171 H./1757—58 D. in Leipzig, Univ. Bibl., c. orient. 1025, fol. 116 v f. u. a. mehr). Den durch Kleinasien führenden Teil dieser Pilgeritinerare behandle ich in dem nächsten (22.) Bande der Turk. Bibl.

1) In dem Pilgerbuche des Mehmed Edib läßt sich an zahlreichen Stellen leicht seine Abhängigkeit vom Djihānnamā feststellen.

2) Über Nāhī v. Gibb, *History of Ottoman Poetry* III, 325 ff.; Hammer, *Geschichte der osmanischen Dichtkunst*, IV, Pesth 1838, S. 49 ff. Nāhī reiste 1089 H./1678 D. Handschriften seines Pilgerbuches: München c. t. 94 (Anmer.); Wien Mt. 158 (Flügel I, No. 721); Brit. Mus. Add. 7853 (Rien, S. 113). Gedruckt in Konstantinopel 1265 H./1849 D. (vorhanden in Wien).

3) So das Pilgerbuch des el-Hādjdj Mustafa Efendi, Qadīa von Eghribūd (Negroponte) von 1161 H./1748 D., *Dehl ul-omānihil es-mürşid ul-manāzil*; Handschr. Leipzig, Univ. Bibl. c. t. 1042.

und befruchtet wurde, so sind es jetzt Übersetzungen europäischer Werke, die die Richtung der geographischen Wissenschaft bestimmen. Schon in älterer Zeit waren ja gelegentlich Übersetzungen aus europäischen Werken angefertigt worden¹⁾, vor allem ist da an die epochemachende Übersetzung von Mercators Atlas Minor durch Hadjy Qalfa, die ja, wie wir gesehen haben, diese ganze europäisch gerichtete Epoche einleitete, zu erinnern. Ihr folgten weitere Übersetzungen, meist Beschreibungen europäischer Länder²⁾ und Amerikas³⁾. Wiederum war es anscheinend die Zeit Ahmeds III., die durch ihre mannigfachen Anregungen, die sie sich aus Europa holte, den Anstoß gab zu einer intensiveren Übersetzungstätigkeit⁴⁾. Ein charakteristisches Beispiel dieser Gattung ist die Übersetzung eines französischen Werkes über physische und mathematische Geographie durch einen Armenier Petro veled Baron (d. i. Baronian) aus Qaisarije i. J. 1144 H./1731 D.⁵⁾, zu der der Übersetzer nach seinen eigenen Worten angeregt wurde durch die Džihannümā-Ausgabe des Ibrahim Mütefferriqa.

Die eigene Produktivität an geographischen Werken ist nicht eben groß in dieser Zeit; auch hier herrscht durchaus die Blickrichtung auf Europa vor, sowohl in der beschrei-

1) Vgl. Türtch-i-Hind-i-gharbi.

2) Die Dresdener Bibliothek verwahrt die Übersetzung eines Geographiebuches, das Ungarn und Deutschland beschreibt (Eb. 370; Fleischer S. 57), und wohl 1094 H./1683 D. gefertigt ist. Das Originalwerk ist einfach *Kitab Atlas* genannt; es soll ein Abriß sein aus einem *Kitab Djoğrafia*.

3) Vgl. das Werk *Bejan-i-ahval-i-'alem-i-djedid es-gutr-i-ner ja'ni jeñi dunja* in der Pariser Nationalbibl., das seinerseits von einer französ. Übersetzung von 1732 begleitet ist; s. Gildemeister: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* V, 1888, S. 305.

4) Das in der vorigen Anm. genannte Werk gehört z. B. wohl dieser Epoche an.

5) *Fenn-nunna džen-i-Djen es fenn-i-djoğrafia* Handschr. (Autograph) im Landesarchiv in Graz, c. orient. 25 (den Hinweis auf dieselbe verdanke ich Dr. Bahinger). Das Originalwerk, das von einem Monsieur R. (oder D) WBB i. J. 1104 H./1692–93 D. verfaßt sein soll, hatte der Übersetzer aus dem Nachlasse des holländischen Gesandten Collier, der von 1668 ab lange Jahre in der Türkei lebte (s. Hammer, *GOR.* VI, 201 f.; III, 600 f.), und in dessen Diensten der Übersetzer stand.

benden Länderkunde¹⁾, als auch in Reisebeschreibungen²⁾. Eine besondere Stellung nehmen die jetzt aufgekommenen Gesandtschaftsreiseberichte (*Sefâretnâmes*), die Berichte der an europäische Höfe gesandten Botschafter an die Pforte³⁾ ein, weshalb hier auf diese noch kurz besonders

1) Ein Bruchstück eines geogr. Werkes, anscheinend des 18. Jahrh., das die Moldau, Walachei, Bessarabien und die Krim beschreibt, liegt in der Wiener Handschrift H. O. 231 (Flügel II, No. 1253) vor; Titel und Verfasser sind unbekannt.

2) Allerdings schon fast unserer Zeit gehört das *Sefâhatnâme* des Refî'a († 1290 H./1878 D.) an, die ursprünglich arabisch verfaßte Beschreibung seiner Reise nach Paris von Kairo aus unter dem Chediven Mohammed 'Alî (gedruckt Bulag H. II 1255 H. Juni — Juli 1839 D., vorhanden unter den Neuerwerbungen der Staatsbibliothek Berlin), zugleich ein Beispiel für die türkische Literatur Ägyptens (vgl. Brockelmann II, 481).

3) Über die Gesandtschaftsberichte (*Sefâretnâmes*, mitunter auch einfach *Hikâle* genannt), bes. über die nach Paris, hat neuerdings, anlässlich eines franz. Buches über die Gesandtschaftsreise des Muhibb Efendi (s. d.), Babinger manches Wissenswerte mitgeteilt in OLZ. 25, 1922, Sp. 216 ff.

Da die *Sefâretnâmes*, vornehmlich wegen ihrer oft die Hauptsache ausmachenden politischen Ausführungen und der Wiedergabe wichtiger Dokumente, auch der geschichtschreibenden Literatur angehören, haben sie die Reichshistoriographen vielfach ihren offiziellen Geschichtswerken einverleibt; so sind vor allem in den Werken folgender Reichshistoriographen Gesandtschaftsberichte enthalten:

Rüşid (über 1071 — 1134 H./1660 — 1721 D. gedr. Konstantinopel 1153 H./1741 D.; vgl. Babinger, *Sambuler Buchstaben*, S. 17).

Ahmed Vâsîf Efendi (*Ma'âsin ul-âthâr wa huqâiq ul-âchâr* Sтамбул 1906; andere Ausgaben finde ich zitiert Konst. 1219; Rûlâq 1243 und 1246).

Ahmed Djerdet (behandelt die Zeit 1188 — 1241 H./1774 — 1825 D.; *Feyâ'î-i-Deslet-i-'âlîye*, auch einfach *Târih-i-Djerdet* genannt, 12 Bde. 1. Aufl. 1271 — 1301; s. über ihn El. I 209).

Ich stelle im folgenden die Gesandtschaftsberichte, deren Vorhandensein mir bekannt geworden ist, in chronologischer Ordnung zusammen:

1. Gesandtschaftsreise des Mehmed Efendi nach Wien 1075 H./1665 D. bei Rüşid I, 31: ein kurzer schlichter Bericht, noch kein eigentliches *Sefâretnâme* (mitget. von Hammer: *Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst*, 10, Wien 1822, S. 257 ff.).
2. Des Zulfikâr Efendi († 1108 H./1696 — 97 D., 80. II, 343), in Wien 1099 — 1103 H./1688 — 91 D.; seine Berichte aus Wien enthält die Handschrift München, c. t. 117 (Aumer, S. 36; vgl. Hammer, GOR. VI unter No. 11 der Quellen und IX, S. 207, No. 90).

eingegangen werden mag, obgleich sie zum großen Teile mehr der historischen als der geographischen Literatur angehören. Sie teilen neben oft langatmigen politischen Auseinandersetzungen vielfach auch wichtige Aktenstücke mit, weshalb sie von den offiziellen Geschichtsschreibern, den Reichshistoriographen, gern in ihre Geschichtswerke mit aufgenommen werden.

3. Des Ibrahim Pascha († 1133 H./1720–21 D., S.'O. I, 120) nach Wien 1131 H./1719 D.; ein schlichter Reisebericht, kein eigentliches Sefärenäme; Handschr. Wien, Mxt. 224 (Flügel II, No. 1090); danach herausgegeben und übers. v. Dr. Friedrich v. Kraelitz-Großenhörs, *Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim-Pascha nach Wien im Jahre 1719*, Wien 1908: S.-B. k. A. W., phil.-hist. Kl., 158 (1907), III (vorher mitgeteilt von Hammer: *Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst*, 13, Wien 1832, S. 273 ff. und 341 ff.).
4. Des Mehmed Efendi (Jirmi Sekiz Tahlebi † 1145 H./1732 D., S.'O. IV, 226) nach Paris 1132 H./1720 D.; gekürzt abgedruckt bei Rāshid III, 82–92. Handschriften: Wien, Mxt. 77 (Flügel II, No. 1093) und Mxt. 692 (Flügel II, No. 1094); ausführlicher als die vorige Handschrift; Wien, orient. Akademie No. 380 (Krafft, S. 100); Berlin c. t. 188 (Petersmann 492; Pertsch, S. 212); gekürzt auch Rāshid in Gotha, c. t. 148 (Pertsch, S. 120; diese Handschrift enthält noch mehr kleinere Abschnitte, meist aus Rāshid und Tahlebināme, die sich auf Gesandtschaften und Gesandtschaftsberichte beziehen). Gedruckt in Stambul 1283; ins Französ. übers.: *Relation de l'Ambassade de Mehmet Efendi à la cour de France en 1721, écrite par lui-même et traduite du turc*, Constantinople 1757 (vgl. im übrigen Babinger a. a. O.; neuerdings hat Carra de Vaux dem Jirmi Sekiz Tahlebi auch einen Abschnitt in seinem *Les penseurs de l'Islam*, I. Bd. Paris 1921, S. 253 gewidmet).
5. Des Mehmed Sa'īd Pascha, Sohnes des vorigen († 1175 H./1761 D., Sidjül-i-'osmani III, 29) nach Stockholm 1145 H./1732 D. (vgl. GOR. VII, S. 449; diese Gesandtschaft im S.'O. nicht erwähnt); sein kurzer diplomatischer Bericht an den Großvezir veröffentlicht in TOEM II, No. II, Seite 658–677.
6. Des Chat'i Mustafa Efendi († 1174 H./1760–61 D., S.'O. II, 289) nach Wien 1161 H./1748 D.; Handschr. Berlin, c. t. 187 (Dies, Fol. 15; Pertsch, S. 213).
7. Des Ahmed Resmī Efendi († 1197 H./1783 D., S.'O. II, 380) nach Wien 1171 H./1758 D.; gedr. unter dem Titel *Vicam esfärenāmesi*, Stambul (Kutābhān-i-'Ebrāziā, No. 43) 1304 (vgl. Hammer, *Des türkischen Gesandten Resmī Ahmed Efendi gesandtschaftliche Berichte*, Berlin 1809).
8. Desselben Ahmed Resmī nach Berlin 1176 H./1763 D.; abgedruckt bei Vāsif; gesondert Konstantinopel (Ebrāziā, in Berlin eine Ausgabe

Der geographischen Literatur gehören sie an durch die Schulderungen der Reise selbst, die allerdings vielfach in den Hintergrund tritt, sowie durch die oft recht frische Wiedergabe europäischer Einrichtungen, die ihre Verfasser, vielfach die Botschafter selbst oder einer aus ihrer nächsten Umgebung, mit hohem Interesse verfolgten, und deren Erkundung ja neben

- von 1286) 1308 (ein Teil daraus auch abgedruckt bei G. Jacob, *Hilfsbuch für Vorlesungen über das Osmanisch-Türkische* 2. H. Teil, Berlin 1915, S. 20 ff.) Handschr. in Paris, Samml. Schofer, suppl. t. 1086 (Blochet, S. 174; hier als Datum der Reise 1188 H./1774 D. angegeben). S. G. B. Voiz, *Eine türkische Gemütschicht am Hofe Friedrichs des Großen im Winter 1793/94: Hohenzollern-Jahrbuch 1907*, S. 17 ff. (vgl. ferner Hammers unter No. 6 genannte Arbeit und O. Müller-Kalschorn, *Türk. Bibl.*, 19. Band, S. 5, Anm. b).
9. Des Vag'a-murys (Reichshistoriographen) Vsaif Efendi († 1222 H./1807 D., S. O. IV, 599) nach Spanien 1201–1203 H./1787–1788 D.; im 3. Bande von Ahmed Djevdets Geschichte. Übers. von Barbier de Meynard in J. A. V. Reihe, 19. Band, 1862, S. 505 ff. (vgl. Babinger a. a. O.).
10. Des Ahmed 'Azmi Efendi († 1236 H./1821 D., S. O. III, 466) nach Berlin 1205–06 H./1790–1792 D., gedruckt Stambul 1808 und in Ahmed Djevdets Geschichte. Übers. von Dr. Otto Müller-Kalschorn, *Azmi Efendis Gemütschichtreise an den preussischen Hof*, Türkische Bibliothek, 19. Band, Berlin 1913 (über die Handschr. s. daselbst S. 25).
11. Des Aba Bekr Râsib Efendi († 1214 H./1799 D., S. O. II, 346) nach Wien 1206 H./1792 D.; Handschriften: Inhaltsverzeichnis Mit. 308 (Flügel II, No. 1285); die Reden Wien Mit. 501 (Flügel II, 1127).
12. Des Mustafa Râsib Efendi († 1218 H./1803 D., S. O. II, 347) nach Rudland 1207 H./1792 D.; Handschr. Paris, Samml. Schofer, suppl. t. 1025 (Blochet, S. 158); Wien, H. O. 219 (Flügel II, No. 1150).
13. Des Moraly an-sa'id Ali Efendi nach Paris 1211–12 H./1797 D. (Abreise aus Paris, 14. Juli 1802); veröffentlicht in TOEM (*Revue historique* IV, 1914, No. 20–24; S. 1246 ff., 1333 ff., 1378 ff. usw.; vgl. auch TOEM III, No. 18, S. 1120 ff.; vgl. Babinger a. a. O.); nach französ. Akten bearbeitet von Maurice Herbette, *Une ambassade Turque sous le Directoire*, Paris 1902.
14. Des Sa'id Vahid Efendi (wohl = Vahid Mehmed Pascha † 1244 H./1828 D., S. O. IV, 605) nach Paris 1221 H./1806 D.; Handschr. Wien, Oriental. Akademie No. 282 (Krafft, S. 107); in Stambul gedruckt 1283 (vgl. Babinger, a. a. O.).
15. Des Muhibb Efendi († 1236 H./1821 D., S. O. IV, 98) nach Paris 1226–1227 H./1806–1812 D.; Handschriften der beiden Rezensionen

der diplomatischen Mission mit ein Zweck solcher Reisen war. Im Morgenland wie im Abendland ist besonders berühmt die Reise des Mehmed Efendi genannt Jirmi Sekiz Tshelabi nach Paris i. J. 1132 H./1720 D., die ihren Teil mit zur Einführung der Buchdruckerkunst in der Türkei beigetragen hat.

Eine neue Etappe in der Aneignung europäischer Wissenschaft setzte dann gegen Ende des 18. Jahrh. ein, und dokumentiert sich in der Auswahl der Werke, die für wert erachtet wurden, durch die etwa 1784 neu erstandene türkische Presse¹⁾ verbreitet zu werden. Unter diesen nahmen Werke vor allem praktisch-wissenschaftlichen Inhalts, die entweder in Anlehnung an europäische Werke entstanden oder direkte Übersetzungen solcher sind, einen breiten Raum ein. Auch die europäische Geographie nimmt hier erneut ihren Einzug in die osmanische Literatur²⁾.

des Berichtes: Die längere Rezension Wien, H.O. 213 (Flügel II, No. 1145); die kürzere Wien, H.O. 214 (Flügel II, No. 1146); S. Bertrand Bareilles, *Un Turc à Paris 1806—1811, Relation de voyage et de Mission de Mouhibb Effendi*, Paris 1920 (vgl. Babinger u. a. O.).

An diese Berichte über Gesandtschaftsreisen an europäische Höfe schließt sich unter No. 16 als neueres Werk an das des Sejid Mustafa Sâim († 1271 H./1854—55 D., S.'O. III, 7) über seine 1254 H./1838 D. angestretene Gesandtschaftsreise; unter dem Titel *Ecrops risales* gedruckt Stambul 1256 H./1840 D. (vgl. Babinger).

Als Gegenstück zu den bisher Genannten führe ich noch als No. 17 an: die Reise die Dürri Ahmed Efendi († 1135 H./1722 D., S.'O. II, 387 f.) nach Persien 1132 H./1720 D.; Handschr. Wien, Orient. Akademie No. 281 (Krafft, S. 106).

Schließlich sei auch eines *sefâretnâme* in Versen gedacht, das als No. 18 die Gesandtschaftsreise des Ziahtovili el-hâdjî Ali Agha († 1174 H./1760 D.) nach Polen 1168 H./1754—55 D. behandelt (GOR. VIII, S. 176), und im Auszug mitgeteilt und besprochen ist: TOEM III, S. 777 ff.

1) Bekanntlich lag die türkische Presse nach Ibrahim Tode etwa ein halbes Jahrhundert lang still (vgl. über die Wiederanfnahme der Drucktätigkeit Babinger, *Stambuler Buchwesen* S. 19 und 22 f.).

2) Vgl. z. B. die türkische Übersetzung des englischen Atlases von Faden mit einer Einleitung und 25 Karten, gedruckt 1219 H./1804 D. (Hammer, GOK. VII, S. 588, No. 42 in der Liste der türkischen Drucke). Ob damit das in der Handschr. des Brit. Mus. Add. 7897 (Rieu S. 112) vorliegende Werk (Übersetzung eines europäischen geographischen Werkes durch den Reis ul-küttâb Râ'if Mahmûd mit einer Vorrede von dem

In dem Maße, wie in Europa die eigene kulturelle Produktivität erstarkte und zunahm und infolgedessen an Einfluß auch im Osten gewann, in dem gleichen Maße mußte im Orient selbst die eigene kulturelle Produktivität, da kein wirklich befruchtender Austausch zwischen beiden Kulturen stattfand, schwinden. Gilt dies für den Orient im allgemeinen, so gilt es im besondern für das osmanische Reich, das dem europäischen Einfluß am meisten ausgesetzt war. Mit der Zeit war der qualitative Unterschied zwischen dem eigenen orientalischen Kulturleben und dem Europas so kraß in die Erscheinung getreten, daß ein Umschwung eintreten mußte, der dann auch im 19. Jahrh. eintrat und eine völlige Umorientierung der ganzen osmanischen Kultur einleitete. Fühlte man sich bis dahin doch immer noch bewußt als zugehörig zur alten islamischen Kulturwelt des Mittelalters, mit der man um jeden Preis den Zusammenhang wahren wollte, wogegen man sich gewissermaßen nur widerwillig dem übermächtigen europäischen Einflusse fügte, dem man sich nicht zu entziehen vermochte, das neue Europäische aus Nützlichkeitserwägungen aufnahm, ohne das alte Orientalische aufgeben zu wollen, so kapitalisierte man jetzt vollständig vor Europa: man wollte selbst Europäer sein, und gebärdete sich danach; der Zusammenhang mit der alten orientalischen Kultur ging damit zum großen Teil verloren. Mit der politischen Umorientierung europawärts begann diese Entwicklung, alle nicht religiösen Kulturäußerungen folgten¹⁾. Die nun folgende Literatur gehört nicht mehr in die Geschichte der orientalischen Literaturen, sondern ist europäische Literatur in türkischer Sprache. Hat diese nun in der Kunstliteratur, der sog. türkischen Moderne, schon allerhand bemerkenswerte Erscheinungen gezeitigt, so ist naturgemäß die wissenschaftliche Literatur bei dem völligen Mangel an wissenschaftlicher Tra-

Reichshistoriographen Ahmed Vefik identisch ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Da in dem gleichen Maße, wie die europäische Wissenschaft aufgenommen wurde, die Produktion von Werken von eigenem Werte abnahm, dürfte es zwecklos sein, noch weitere Literaturnachweise zu bieten.

1) Bekanntlich datiert die eigentliche konsequente Europäisierung der osmanischen Kultur seit Mahmud II.

dition in europäischer Weise fast auf allen Gebieten immer noch in den Anfängen; nur die Geschichtsschreibung ist es wiederum, der es gelungen ist, durch geschickte Umstellung auf den neuen Geist einzugehen¹⁾, und die es danach am ehesten verstanden hat, sich die europäischen Methoden zu eigen zu machen, sie auf die Erforschung der eigenen Geschichte anzuwenden und so die Geschichtsschreibung alten Stils in eine Geschichtsforschung europäischer Art umzuwandeln²⁾.

1) Ich denke da zunächst an Persönlichkeiten wie Ahmed Djavidet.

2) Vgl. z. B. neuerdings die Tätigkeit des Târich-i-osmânî endjûmânî (Institut d'Histoire Ottomane) und seines Kreises. Das moderne Osmanentum verfügt über eine Reihe namhafter Gelehrter auf historischem und literarhistorischem Gebiete.

Babylonische Sternbilder oder der Weg babylonischer Kultur nach Griechenland.

Von

Arthur Ungnad.

Über den in den Aratscholien erwähnten Schwalbenfisch, dem diese chaldäischen Ursprung zuschreiben, hat Weidner in Bab. VI, 147 ff. eingehend gehandelt und Bouché-Leclercqs Ansicht, daß dabei eine Verwechslung mit den Aegyptern vorliege, zurückgewiesen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Sternbild NAM · MAH, phon. sum. *mu-ul-ši-im-mah*¹⁾ (Thomp., Rep. 246 B 1) oder (schlecht) *ša-am-ma-ab* KUB IV, 47: II, 45 einem akk. *simānu* oder *šinānūtu*²⁾ „Schwalbe“ entspricht. Daß Schwalbe und Fische eng zusammengehören und in der Nähe unseres Tierkreiszeichens „Fische“ zu lokalisieren sind, ergibt sich aus den Texten mit Gewißheit³⁾.

Daß der Zusammenhang zwischen (göttlicher) Schwalbe und Fisch schon sehr alt ist und die Vorstellungsreihe, die zur Bildung jener Sternbilder führte, sumerischen Ursprungs ist, zeigt der mit dem Lipit-Ištar-Hymnus (VS X, 199) verbundene Hymnus an die Göttin Ninā, in dem es heißt, daß diese Fischgöttin ganz und gar von Fischen umgeben ist. Hier lesen wir (IV, 12):

kū sim-mušen mu-na-ab-dal-dal-li-dē
(als) eine Schwalbe überfliegt⁴⁾ sie den Fisch⁵⁾.

1) Sum. ist die Schwalbe deshalb als *sum*, nicht *mu* anzusetzen: *sim-mah* wörtlich „hohe Schwalbe“.

2) Als „Schwalbe“ a. B. K 4546, Ra. 3 (Bab. III, 268) und im Frauennamen *ši-nu-nu-tum* VS VII, 128: 49, 53.

3) Vgl. auch Weidner, *Alter u. Bed. d. bab. Astr.*, S. 43 ff.

4) Genauer „befliegt“.

5) Hier vielleicht kollektiv wie in den vorhergehenden Zeilen.

Man dachte sich also die Göttin Ninā in der Gestalt einer Schwalbe über den Fischen des Meeres schwebend. Ninā¹⁾, die Tochter Eas, gehört ursprünglich in den Götterkreis von Eridu und ist erst später, wahrscheinlich auf dem Wege der Kolonisation, Hauptgöttin anderer Orte geworden. Das Meer, über dem sie schwebt, ist der persische Golf. Es kann kein Zufall sein, daß die Sternbilder, die mit ihr in Verbindung stehen, im südlichen Teil der Ekliptik zu suchen sind. Zur Zeit der Lipit-Istar, in der der Hymnus spätestens entstanden sein kann, lag der Frühlingspunkt der Ekliptik etwa bei den Plejaden, und das Gestirn „Schwalbe“ befand sich fast im südlichsten Teil der Ekliptik, also in jener Gegend, der auf Erden die Mündung der großen Ströme²⁾ entsprach. Wenn auch im Hymnus nicht ausdrücklich gesagt wird, daß es sich hier um Sternbilder handelt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die zugrunde liegenden Ideen identisch sind. Wir haben hier also einen der seltenen Fälle, wo wir Ent-

1) Daß Ninā wirklich mit Naai, der hohen *abarakkote* (verbesserte Deimel, Pantheon 2253) des Samarkreis, identisch ist, halte ich für sehr zweifelhaft. Jedenfalls bietet das Chicagoer Vokabular (Luckenbill, AJSL 23, 194), Z. 158 klar *na-an-se* als Lesung, und CT 29, 46:25 ist die Lesung *na-ei* gegen OLZ 1918, 182¹ kaum möglich. Sollte auch dort *na-fa/n-se* zu lesen sein, oder ist in beiden Fällen doch *na-mus* (?) zu lesen? Die Frage nach dem ursprünglichen Namen der mit dem Ideogramm UNU + BA geschriebenen Gottheit ist noch nicht geklärt. Die babylonische Stadt, in der sie verehrt wurde, dürfte den Namen *sirra*, nicht *sinus* gehabt haben; so auch Obic. 160 *si-ra-ra*. Ich glaube, daß *sinus* (oder *sinus*?) erst später mit der sumerischen *sinus* von Nineveh identifiziert wurde. Vielleicht ging die Identifizierung von dem Namen der Stadt aus, der, sumerischen Ursprungs, mit *naus* „Fisch“ nichts zu tun hatte. So wurde die Stadt mit der „Fischstadt“ *Sirra* gleichgesetzt, und die Göttin der Fischstadt mit *Sauska*. Der Name *sinus* für die Göttin dürfte auf assyrische Zeiten beschränkt sein. Die Frage bedarf indes noch der Klärung.

2) Dadurch wird auch die Lokalisierung von Euphrat und Tigris in dieser Himmelsgegend klar. II B 51, 59 a. b wird Schwalbengestirn mit Euphratgestirn identifiziert, während das Tigrisgestirn in der vorhergehenden Zeile der Anunniti zugewiesen wird. Das Gestirn der letzteren ist, wie zahlreiche Stellen lehren, nicht etwa mit der Schwalbe identisch, es liegt also keine Übertragung von Ninā auf Anunniti vor. Auf Grund welcher Vorstellung Anunniti in diesen Teil des Himmels versetzt wurde, bedarf noch der Aufklärung.

stehung und Bedeutung eines Sternbildes auf die ihr zugrunde liegende religiöse Idee¹⁾ zurückführen können.

Was die Lokalisierung der genannten Sternbilder anbetrifft, so ist diese von der Identifizierung des meist Dilgan genannten Sternbildes abhängig. Dieses hält Weidner²⁾ für die Sterne zwischen Cetus einerseits und Aries sowie ζ - δ Piscium andererseits. Nach Kugler³⁾ ist es Cetus, nach Bezold⁴⁾, auf Grund von Berechnungen Kupffs, Pegasus α, β, δ (= α Andromedae), γ . Es kann kein Zweifel sein, daß letztere Annahme richtig ist. Das zeigt schon folgende Überlegung. Statt Dilgan (DIL · GĀN) ist natürlich *iku* zu lesen⁵⁾ (sum. *iku*); dieses bezeichnet ein viereckiges Stück Feld von 120, später 180 Ellen Seitenlänge. Ein *iku* ist bekanntlich die Größe des Grundrisses von Etemenanki, dem babylonischen Tempelturm⁶⁾. Tatsächlich bilden $\alpha, \beta, \delta, \gamma$ Pegasi fast ein Quadrat, das man sehr gut als *iku* bezeichnen konnte; wir könnten es dem Sinne nach mit Ackermorgen, Ar oder Quadratrute wiedergeben, wenn wir auf eine Gleichsetzung mit modernen Maßen verzichten. Warum die Babylonier diesem Viereck im Pegasus gerade die Größe von 120³ Ellen, d. h. rund 3600 qm⁷⁾ gegeben haben, vermag ich nicht zu sagen.

Manchem mag dieser Beweis nicht genügen. Sehen wir uns deshalb einmal den runden (und viereckigen) Zodiacus von Dendera an. Wir finden dort die beiden Tierkreisfische, durch ein Band verbunden, in unmittelbarer Nachbarschaft eines Vierecks⁸⁾, das mit irgend etwas ausgefüllt ist, was sehr wohl Pflanzen sein können. Also dieselbe Vorstellung wie in Babylonien! Ebenso ist das Band der Fische (*rikis nānē*) babylon-

1) Wenn noch in späterer Zeit die Fische mit dem Mythenkreis der Fischgöttin Atargatis-Derketo (= Ninā) verbunden sind, so zeigt sich hierin die Zähigkeit der alten Vorstellungen.

2) Vgl. die Sternkarte in „Alter u. Bed.“, S. 45.

3) Sternkunde, Ergänz., S. 170.

4) Zenit- und Äquatorialgestirne, S. 11.

5) S. bereits Jensen, OLZ 1911, 184³.

6) Esagilatafel, V, 92.

7) Nach jüngerer Rechnung wären es 180³ Ellen = 8100 qm.

8) In dem viereckigen Zodiacus steht das Viereck genau zwischen den Fischen.

nischen Ursprungs. Weidner (a. a. O.) scheint darunter nur das Sternband ω - ξ Piscium zu verstehen. Aber sowohl auf dem Zodiacus von Dendera als auch auf jüngeren Darstellungen, z. B. dem von Boll (in Sphaera, Tafel I) mitgeteilten Planisphaerium aus Vaticanus gr. 1087 ist das Band der Fische ein doppeltes, und das setzen auch alle griechischen und arabischen Quellen voraus. Das $\sigma\rho\delta\epsilon\alpha\mu\omicron\varsigma$ $\tau\omega\rho$ β $\iota\epsilon\rho\omega\upsilon$ des Ptolemaeus, bzw. der عقد الخيطين der Araber ist, wie man schon bei Ideler, Sternnamen, S. 205 lesen kann = α Piscium. Von hier aus geht das eine Band westlich zum südlichen Tierkreisfisch über ξ , ϵ , δ , θ Piscium südlich des Pegasus, das andre nördlich über ϕ , η , ϵ nach β Andromedae östlich des Pegasus. Letzterer liegt also in dem Winkel, den die beiden Bänder bilden. Gerade an dieser Stelle befindet sich auf dem Zodiacus von Dendera das Ackerstück, gerade hierhin setzt Kopff das Gestirn „Dilgan“, d. h. $ik\dot{u}$. Damit ist die Gleichung $ik\dot{u}$ = Pegasus erwiesen und zugleich die Abhängigkeit des Denderauer Zodiacus von Babylonien¹⁾. Denn die Griechen haben das Ackerstück als Sternbild nicht aufgenommen und durch den Pegasus ersetzt²⁾.

Es wäre auffallend, wenn die Babylonier den Gedanken von dem himmlischen Acker, auf dem man sich wohl die für die Göttermahle in Upšukkinak benötigten Feldfrüchte wachsen dachte, nicht weiter ausgesponnen hätten. Zum Acker gehört der Pflug, der Tagelöhner, der ihn bedient, und der Ochse, der ihn zieht. In der Tat finden sich alle diese Sternbilder in der Nähe des $ik\dot{u}$. Genau östlich von ihm ist der $\mu\acute{\epsilon}\alpha\pi\iota\eta$, d. h. $epinnu$ „Pflug“, von Boll (bei Bezold, a. a. O., S. 12¹⁾) mit Triangulum identifiziert. Das Sternendreieck α , β , γ konnte sich die Phantasie verhältnismäßig leicht zu einer Pflugschar ausmalen, deren Unterteil (α) dem Himmelsfelde zugekehrt ist. Südlich davon steht der sog. LUKU-MAL, den man natürlich

1) Trotz seiner späten Abfassung; die Idee des Ackerstückes kam, wie aus den weiter unten angegebenen Gründen hervorgeht, nicht über Griechenland nach Ägypten gekommen sein. Das setzt voraus, daß die Ägypter gewisse Grundideen der Astronomie aus Babylonien erhalten haben. Sie haben dann manches Eigene hinzugefügt; doch können wir auf diese Dinge nicht näher eingehen.

2) Näheres weiter unten.

sum. *lu-hun-gš* = akk. *agru* „Mietling“, „Tagelöhner“ zu lesen hat. Östlich hiervon wieder finden wir den Himmelsstier, sum. *gi-an-na* = akk. *alū* (auch *lū*), von dem ursprünglich nur ein Teil der Stern *is lī-e* ist, wofür sich auch ME. *SI* (d. i. *issi*) „Kinnbacken des Stieres“ findet. Auch die Plejaden waren ein Teil des Himmelsstieres; denn ihr Name ist sicher mit dem Worte *sappu* identisch, das mit Landsberger gewiß „Borsten“ bedeutet. Sie sind wohl als die borstenartigen Haare am Nacken¹⁾ des Stieres gedacht²⁾.

Der Ochse bedarf, da der Tagelöhner den Pflug³⁾ bedienen und den Samen hineinschütten muß, des Führers. In der von

1) Das ist wohl überhaupt die eigentliche Bedeutung des Wortes, das wir vielfach mit „Mähne“ übersetzen können; vgl. *sappu atāni* (?) (Eaelin) KAR 64, 16; *sappu ineri* (Eael) IV R 55, 1-7; *sappu (kima) šabe* (Schwein) obd. und CT 28, 8-39. Jetzt verstehen wir auch die Iden der bärtigen Venus. Wenn Venus eine bestimmte Stellung zu den Borsten des Stieres einnahm, so war sie gewissermaßen selbst mit struppigem Bart versehen, vgl. die Belege bei Kugler, Ergänz., S. 149 ff. Seine Ableitung des Wortes *sappu* von *šabu* ist natürlich nicht aufrechtzuerhalten.

2) Die Sage vom Himmelsstier (*alū* oder *lū*) bietet bekanntlich die VI. Tafel des Gilgamesch-Epos, die leider an der wichtigsten Stelle zerstört ist. Ich zitiere nach meiner Übersetzung (1911): Der Himmelsstier „ergrühte“ (*i-su-dam-ma*), was auch von der Sonne und vom Sirius gesagt wird (Belege schon bei Delitzsch, Hwb. 564, nicht „er jagte“). Ein dreifaches Aufkommen (*nipšu*) tötet viel Volk; *nipšu* bezeichnet sonst das hellakische Aufgehen eines Gestirns, und der der Plejaden, „der Borsten“ des Stieres bedeutet den Beginn der heißen Jahreszeit (Mai). Wir dürfen annehmen, daß zur Bekämpfung der Hitze die Kälte diene; denn mit dem hellakischen Untergang der Plejaden (Oktober) beginnt der Winter. Das Gilgamesch-Epos ist zu zerstört, als daß sich etwas hieraus gewinnen ließe; wohl aber lesen wir im Taitor-Prisma Sanherits (VI, 16): *harbašu tāhāšju kima lē zumurūn išap* „der Kälteochse meiner Schlacht bedeckte ihren (der Feinde) Leib wie den Himmelsstier“. Die übliche Übersetzung „warf sie wie einen Ochsen nieder“ ist doch sinnlos; ich habe nie gehört, daß Ochsen durch Kälte niedergeworfen werden. Engidu reißt dem Stier die Keule (*imitta* zu *emēdu*) aus; daher fehlen dem Himmelsstier noch bis zur Gegenwart die hinteren Teile! (So schon Jensen.)

3) In der Urkunde Gautier, Archives 44 wird ein *gud-ūr-ra* und *šūlū* *erkeu* gemietet, also Zügochse (*šup upū* (?)) und Treiber. Hier ist also letzterer ein *agru*. Ich kann aus der Literatur nichts Bestimmtes entnehmen, ob der *agru* zur Bedienung des Pfluges oder aber des Rindes Verwendung fand. Die Tätigkeit eines solchen Mietlings bedarf noch eingehenderer Untersuchung. Vgl. auch Hamm. Ges. VII, 1689.

Clay (UM II, 2, S. 66) veröffentlichten Darstellung (Siegelabdruck aus der Zeit des Nazimaruttas II.) sind sogar drei Personen bei der Feldbestellung beschäftigt: Pflugführer, Sämann und Ochsentreiber. Wenn dieses Siegel nicht zwei Ochsen vor dem Pfluge zeigte, würde man es für eine Darstellung des himmlischen Pfluges halten können, zumal religiöse Symbole nicht fehlen. Aber die Zweizahl der Ochsen macht bedenklich.

Man könnte nun daran denken, den Ochsenlenker mit dem späteren Perseus zu identifizieren. Aber es erheben sich hierbei gewisse Schwierigkeiten. Zunächst steht es nicht fest, welches Sternbild dem Perseus entspricht. Kugler und Bezold halten ihn für den *mušū-gi*. Aber dagegen spricht doch mancherlei. Weidner hat bereits darauf aufmerksam gemacht¹⁾, daß *šu-gi* als *mahāru ša narkabti* erklärt wird. Wir haben nun neben dem vierrädrigen Lastwagen, dem *erikku* (= großer Bär), auch einen zweirädrigen Rennwagen, den *narkabtu* (griech. *agros*), den Weidner mit $\beta + \zeta$ Tauri, Bezold-Kopff mit $\epsilon + \gamma$ Geminorum identifizieren. Da der Rennwagen zum Fuhrmann (besser „Wagenlenker“) gehört, ist mir Weidners Annahme wahrscheinlicher; W. hält den *šu-gi* für den Fuhrmann, liest ihn aber *šibu* „Greis“ trotz der Gleichung *šu-gi* = *mahāru*; wir müssen ihn vielmehr *māhiru* lesen. Mit dem Perseus hat er aber schwerlich etwas zu tun, wie Weidner annimmt, der den *māhiru* bis in den Perseus hinein sich erstrecken läßt. Ich muß gestehen, daß ich hier noch keine Klarheit sehe. Ebenso bleibt unsicher, wohin das Sternbild sum. *lu-lim* = akk. *lulim* gehört, und was es damit auf sich hat. Es ist doch wohl das Vorbild des späteren Widders und müßte deshalb in der Nähe des *agru* stehen. Kugler hält ihn für Andromeda, Bezold-Kopff für Andromeda + Cassiopeja, Weidner für Capella nebst umliegenden Sternen. Wenn Kugler recht hat, wäre *lulim*, dessen Grundbedeutung als „Leithammel“ doch wohl sicher ist, nur wenig von dem jetzigen Aries entfernt; wenn

1) Alter u. Bed. S. 53).

2) Da *lulim* = *ajalm* ist, könnte man es gewiß als „Leithammel“ „Widder“ erklären. In alten Texten findet sich dafür NE mit zugefügtem LU-LIM (vgl. Deimel, Liste von Fara, No. 250), was an NE mit zugefügtem A-LIM (*Amurikkū*) erinnert.

Weidner recht hätte, wäre es auffällig, daß die Griechen eine *aiz* aus dem *ulimu* gemacht hätten. Letzterer bezeichnet sicher nicht ein Tier, das man in der linken Hand tragen kann wie eine Ziege. Es ist vielmehr ein starkes, majestätisches Tier, da es synonym mit *šarru*, *ušungallu* und *maliku* „König, Herrscher“ gebraucht wird. Jedenfalls bedürfen die Dinge noch einer rein astronomischen Nachprüfung, für die mir die Hilfsmittel fehlen.

Wie erklärt sich nun die Verwandlung eines „Ackerstückes“ im Babylonischen in einen „Pegasus“ auf der modernen Sternkarte? Wir müssen dabei bedenken, daß das „Flügelpferd“ erst spät zu belegen ist. Arat und Hipparch wissen noch nichts von Flügeln; erst Ovid, Germanicus und Mamilius sprechen von einem geflügelten Pferde¹⁾. Im Lateinischen heißt das Sternbild *equus*; das klingt so merkwürdig an das bab. *iku* an, daß ich lange mir den Kopf zerbrochen habe, wie das zu erklären sei. Denn daß die Römer es von den Babyloniern ohne Vermittlung der Griechen durch ein bloßes Mißdeuten des bab. Wortes entlehnt haben sollten, war ein Gedanke, der sich zwar aufdrängte, den man aber doch weit von sich weisen mußte.

Des Rätsels Lösung gibt die Sternliste aus Boghazköj (KUB IV, 47, Rs. 43). Hier heißt das von Weidner unrichtig mit dem Widder identifizierte Sternbild *e-ku-e*, was für eine schlechte Schreibung für *iku* gehalten werden könnte, wenn die Schreibung nicht gar so merkwürdig wäre. Wir wissen nun, daß die Hethiter bei der Deutung babylonischer Wörter oft grobe Schnitzer machten²⁾. Wir können daher getrost annehmen, daß in jenem scheinbar babylonischen Worte ein hethitisches *ekue* „Pferd“ steckt. Dies wäre ja auch die lautgesetzlich zu erwartende Entsprechung des indogerm. *equus* der Kentum-Sprache der Hethiter³⁾. Wir können sogar noch

1) Siehe Böll, *Sphaera*, S. 117 f.

2) Vgl. meine Bemerkungen in der Besprechung von Sommer's Arbeit „Hethitisches“ in OLZ 1923 (auch nicht erschienen).

3) Vgl. auch meine Schrift „Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und Kultur der Semiten, Arier, Hethiter und Sabäer.“ Breslau 1923 im Selbstverlag (Victoriastr. 47) [= Kulturfragen. Heft 1].

weiter gehen. In der Sternliste wird zu den Sternen gebetet: es heißt in dem betreffenden Abschnitt in Imperativen *is-zi-za-ni-ma el-ti pu-ut-ra* „tretet einher und löst meinen Baun“ (Z. 38), ebenso *is-zi-za-ni* (Z. 46). Also haben wir hier den Vokativ „o Pferd“ vor uns, zu dem der Nominativ *ekuas* (*e-ku-ás*) heißen müßte. Belegt ist dieser noch nicht, da das Hethitische sonst für „Pferd“ das bab. Ideogramm *anšu-kur-ra* verwendet¹⁾.

Also ist das „Ackerstück“ infolge der Unwissenheit eines hethitischen Astrologen in ein „Pferd“ verwandelt worden, und durch die Hethiter haben die Griechen ihren *ἵππος* bekommen. Weiter wurde das Pferd mit Flügeln versehen und hat dann wohl erst seinerseits die ganze mythologisch verwandte Gesellschaft Perseus mit dem Gorgonenhaupt²⁾, Andromeda, Cepheus und Cassiopeja nach sich an den Himmel gezogen. Sehr zu beachten ist, daß die Griechen mit dem Pferde nichts rechtes anfangen konnten: die Sterne paßten nicht zum Bilde eines Pferdes. Deshalb sagt auch Arat in seiner Beschreibung des *ἵππος* (197–224), es sei nicht vierfüßig und von der Mitte des Leibes an fehle die untere Hälfte. In der Tat bietet der Sternhimmel keinen Raum für Beine unter dem Leib (*a–d*).

Wir haben hier also zum erstenmal den Weg klargelegt, auf dem babylonische Weisheit nach Griechenland gekommen ist. Der betreffende Text muß spätestens im 13. Jahrhundert entstanden sein, könnte aber noch älter sein. So werden es auch die Hethiter gewesen sein, die die babylonische Leberschau und andre Weisheit jener alten Kultur den Griechen übermitteln haben; die in Boghazköi gefundenen Tonlebern mit teils akkadischen, teils hethitischen Omen (KUB IV, 71 ff.) sprechen ja eine beredte Sprache. Auf demselben Wege haben die Griechen auch Bekanntschaft mit babylonischen Sagen ge-

1) Möglicherweise ist mit *Gán-ú* in KBo 1, 42 : IV, 47 unser *eku-ú* „Pferd“ gemeint. Die richtige Übersetzung an dieser Stelle wäre natürlich „Antimonglan“; denn hier handelt es sich um akkad. *ekú*, nicht um *iku*. Aber unser Hethiter zeigt bei seinen Übersetzungen eine beneidenswerte Unverfrorenheit.

2) Der Pegasus entsprang ja dem von Perseus abgeschlagenen Haupt der Gorgo.

macht; sind doch in Boghazköi nicht nur hethitische Fragmente jenes großen Gedichtes, des Gilgameschepos, gefunden worden, sondern auch ein akkadisches und ein hurritisch-subaräisches! Wir dürfen es bei dem heutigen Stande unserer Kenntnis nur noch für Unwissenheit oder Bequemlichkeit halten, wenn manche von solchen Beziehungen nichts wissen wollen. Wenn auch Jensens Behauptungen vielfach viel zu weit gingen, so ist es jetzt doch klar, daß die Dichter der Odyssee zum mindesten Anregungen aus dem Gilgameschepos empfangen; vgl. Kirke-Istar, Kalypso-Siduri, Odysseus' Seefahrt-Gilgamesch' Seefahrt, Nekua-Beschwörung Engidus usw. Doch müssen wir es uns hier versagen, die hochwichtige literarische Abhängigkeit der Odyssee vom Gilgameschepos eingehender zu verfolgen¹⁾.

Dummheit ist nicht zu vertilgen. Das zeigt sich wieder einmal klar im Falle Pegasus. Noch heute sehen wir am Sternenhimmel jenes Sagenroß, nur weil ein hethitischer Philologe oder Astronom sein Akkadisch schlecht gelernt hatte²⁾!

Wir haben hier wiederholt das indogermanischste aller Tiere, das Pferd, erwähnen müssen. Deshalb möchte ich noch die Frage beantworten:

Woher erhielten die Babylonier die ersten Pferde?

Das Pferd wird mit seinem Ideogramm *anšu-kür-ra* zuerst in dem Briefe VAT 6088 (OLZ 1907, 639) erwähnt, der etwa in die Zeit Samsuilunas gehört. Ungefähr der gleichen Zeit dürfte der Brief VS 16, 58 (VAT 1191) angehören, der leider sehr schlecht erhalten ist. Er lautet: ¹a-na in-b[u-šá] ²ki-bi-ma ³um-ma ja-ab(?) -ku(?) -ba-at-ma *iššamaš ū ilumarduk li-ba-al-li-tu-ka ⁴šá-šum 2 Anšu-kür-Ra pi-ši-tim (d. i. pešētim) ⁵šá ri-eš gi-ir-ri-im šá-a[k(?) -nu](?) ⁶šup-pi ki-ma ta-am-ma-ru ⁷šú-ri-a-am ⁸a-na...[....] ⁹a-ma-[....] (Rest zerstört).

1) Näheres in „Kulturfragen“, Heft 4/5.

2) Eine Zusammenfassung der Einflüsse der bab. Astrographie auf die Gestaltung der modernen Himmelskarte wird in Kulturfragen, Heft 2 gegeben: „Ursprung und Wanderung der Sternnamen“ (Breslau 1923, Selbstverlag).

„Zu Inbūša sprich: also (sagt) Jābkubāt(?): Šamaš und Marduk mögen Dich am Leben erhalten! Was die 2 weißen¹⁾ Pferde betrifft, die einen . . . -Kopf haben(?)²⁾, so sende (sie), sobald Du meine Tafel (= Brief) siehst (= erhältst). . . . (Rest zerstört) . . .“

Der Name des Briefschreibers scheint nicht semitisch zu sein; er war schwerlich ein Amurrer. Die Bezeichnung des Pferdes als „Esel des (Berg)landes“ (oder „Ostens“), weist, wie man schon immer angenommen hat, nach Osten. Es ist also recht wahrscheinlich, daß Volksstämme im persischen Randgebirge die ersten Pferde nach Babylonien gebracht haben³⁾. Das Wort *sīs* dürfte letzten Endes auf das indisch-arische *śśwas* zurückgehen⁴⁾; ist aber nicht direkt entlehnt.

Wie verhält sich hierzu das hebr. *sīs*? Beide Wörter sind im Vokalismus so verschieden, daß sie nicht gut voneinander entlehnt sein können. Außerdem müßte dann das Hebräische das Wort entlehnt haben, da die Westländer es auf dem Wege Zagros — Babylonien erhalten haben müßten. Aber hebr. *sīs* zeigt eine ursprünglichere Lautgestalt, als das akkad. *sīsū* und dürfte direkt aus *śśwas* > *śśwas* > (a)*śśas* entstanden sein⁵⁾. Nun

1) Schwerlich *našūtina*, wenngleich in Z. 7 pt durch *šū* ausgedrückt ist.

2) Bei der Vielseitigkeit von *girra* (1. Zag; 2. Feuer; 3. Löwe; 4. Kehle(?); dazu einige zweifelhafte Bedeutungen) wage ich keine Übersetzung.

3) Möglicherweise waren es Kassiten; dann bedeutet *kaššū* in Texten der Hammurapizeit (s. BA VI, 5, S. 22) „Pferdeknecht“. — Übrigens könnte der Abschnitt BA VI, 5, S. 26 statt „Hana“ auch „Amurru“ überschrieben sein. Denn in den von Legrain in UM XII publizierten Texten soll, soviel ich höre, Ibbi-Irra, der Gründer des Reiches von Isin, der bei Barton (Misc. Bab. Inscr. 9. V. 4) „Mann von Mari“ heißt, als Amurrer bezeichnet werden. Amurru reichte also mindestens bis Mari.

4) Liegt etwa (mit Hommel) Reduplikation vor, also urspr. *śś-swa*?

5) An einen Zusammenhang von *sīs* und *śśwas* dachte schon Meißner bei Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl., S. 54, ohne die Möglichkeit eines solchen näher zu begründen. Auch G. Beer, Die Bedeutung des Ariertums für die israelitisch-jüdische Kultur, S. 28, denkt fragend an einen solchen Zusammenhang. Die lautliche Entwicklung *śśwas* > *sīs* läßt nur das abgefallene unerklärt; vgl. aber akk. *śū* > *šū*. Daß nicht der reine Stamm *śśwa* entlehnt wurde, braucht keine Bedenken zu erregen; denn im gewöhnlichen Verkehr hörten die syrischen Bewohner Syriens

Der ägyptische Ursprung des semitischen Alphabets.

Von

Alan H. Gardiner¹⁾.

Hierzu Tafel I und II.

Unter den ungelösten Problemen der Philologie und Archäologie bieten wenige mehr Interesse und größere Schwierigkeiten als das des Ursprunges der semitischen und damit unserer eigenen Schrift. Es ist verhältnismäßig leicht, die Entwicklung der verschiedenen europäischen Alphabete aus dem griechischen zu verfolgen, und, was das semitische anbetrifft, den Verzweigungen des phönizischen und sabäischen nachzuspüren; die wirkliche crux bildet die Frage nach der gemeinsamen Wurzel aller drei. Bis vor kurzem galt nach Ansicht der meisten Gelehrten das phönizische Alphabet als der eigentliche Stammvater, aus dem das griechische und sabäische mit ihren sowie des phönizischen Ablegern schließlich hervorgingen; und zunächst mag es genügen, das Problem von diesem Gesichtspunkte aus zu beleuchten. Um das zehnte Jahrhundert v. Chr. taucht auf syrischem Boden ein Alphabet von zweiundzwanzig linearen Zeichen auf, welches mit einer für unsern Zweck genügenden Sicherheit als das phönizische bezeichnet worden ist. Man hat allgemein erkannt, daß ein so einfaches und daher so vollkommenes Werkzeug für die sicht-

1) Der vorliegende Aufsatz ist zuerst im III. Bande des *Journal of Egyptian Archaeology* 1916 erschienen, hat hier aber infolge des Krieges auch in Deutschland trotz Sethe's darauf hinweisenden und ihn fortsetzenden Aufsatz in den *Nachr. Gött. Ges. d. Wiss.* 1917 nicht die verdiente Beachtung gefunden. So schien es mir erwünscht zu sein, ihn noch einmal in der *ZDMG* für weitere Kreise zu wiederholen. Für die Erlaubnis hierzu bin ich dem Verfasser sowie dem Committee der *Egypt Exploration Society* dankbar; die Vorlagen für die Tafeln, sowie die Klischees auf S. 117 hat in überaus freundlicher Weise Herr J. B. Paase von der Cambridge University Press zur Verfügung gestellt; auch ihm sei hierfür bestens gedankt.

Der Herausgeber.

bare Aufzeichnung der Sprache unmöglich das Resultat einer spontanen Geistesschöpfung gewesen sein könne. Rohere und primitivere Schriftarten müssen ihm offenbar vorausgegangen sein, und da sich keine Spuren einer früheren einheimischen Schriftart finden, sind die Gelehrten übereingekommen, daß das phönizische Alphabet entweder von einer älteren Mittelmeer- oder mesopotamischen Kultur abgeleitet oder irgendwie darnach gebildet sein müsse.

Hiermit aber hört die Übereinstimmung auf, und jeder besondere Vorschlag, der bisher gemacht worden ist, scheint nur eine sehr beschränkte Anzahl von Anhängern gefunden zu haben. Selbstverständlich wurde die Lösung des Problems zunächst in Ägypten gesucht; die Hypothese einer direkten Entlehnung von den ägyptischen Hieroglyphen, wie sie Lenormant vorschlug, wurde jedoch später von ihm selber wieder aufgegeben¹⁾. Eine eingehendere Theorie, nach welcher die phönizischen Buchstaben von der kursiven ägyptischen Schrift, dem sog. Hieratischen, abstammen sollten, wurde in der Folge von de Rouge²⁾ aufgestellt, und diese erfreute sich lange Zeit einer ganz unverdienten Popularität. Die Versuche, die phönizische mit der babylonischen Keilschrift oder mit der ihr vorausgehenden Bilderschrift in Verbindung zu bringen, erwiesen sich als ebenso unfruchtbar. Verschiedene mehr oder weniger voneinander abweichende Systeme sind von Ball, Delitzsch, Hommel und anderen³⁾ aufgestellt worden; es sind jedoch nicht einmal die, welche Babylon als das Ursprungsland ansehen möchten, zu einer Übereinstimmung gelangt.

Nachdem Ägypten und Mesopotamien augenscheinlich die Lösung des Problems nicht gegeben haben, sehen wir eine merkbare Tendenz, dieselbe westlicher in Kleinasien, in Cypern

1) Charles Lenormants Ansichten wurden niemals von ihm selbst veröffentlicht, aber ein Schüler von ihm, de Rouge, stellte sie in seinem unten erwähnten Buche dar. Mein Aufsatz befürwortet eigentlich die Rückkehr zu Lenormants Theorie.

2) De Rouge, *Mémoire sur l'origine égyptienne de l'alphabet phénicien*. Paris 1874.

3) Behufs einer guten Zusammenfassung dieser als auch der ganzen Frage siehe Gesenius-Kautzsch, *Hebräische Grammatik*, 28. Aufl., § 5, G (SS. 29–30).

oder Kreta zu suchen. So möchte Prätorius¹⁾ die früheste einheimische semitische Schrift von einer syllabischen, die der später in Cypern gebräuchlichen ähnelt, herleiten. Sir Arthur Evans²⁾ sucht ihren Ursprung in der von ihm selbst in Kreta entdeckten minoischen Schrift, eine Ansicht, die in etwas veränderter Form von Dussaud³⁾ angenommen ist. Prof. Stewart Macalister⁴⁾ vergleicht die rätselhafte und bis jetzt in ihrer Art ganz einzig dastehende hieroglyphische Schrift des Diskus von Phaistos. Flinders Petrie⁵⁾ endlich ist der Ansicht, daß die phönizische Schrift sich aus den weitverbreiteten Zeichen, für die er allerorten an der Küste des Mittelmeers Zeugnis findet, herauskristallisiert habe.

Diese verschiedenen Theorien zu kritisieren, wäre eine zu lange und schwierige, ganz über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführende Aufgabe. Mein Hauptzweck hier besteht nur darin, bemerkenswertes, bisher nur teilweise bekanntes Material zur Erörterung beizubringen, durch das die Frage des ägyptischen Ursprunges auf eine ganz neue Basis gestellt zu werden scheint. Leider wird es unmöglich sein, gewisse weitläufige strittige Vorfragen auszuschalten, da das Problem sich nicht länger allein auf den Ursprung der phönizischen Schrift beschränkt⁶⁾. Der Hauptstreitpunkt ist in letzter Zeit das Verhältnis zwischen den phönizischen, den griechischen und den südsemitischen Alphabeten gewesen, und nur durch eine genaue Beobachtung dieser Verhältnisse kann eine Vorstellung von der Beschaffenheit der gemeinsamen Wurzel, die wir der Einfachheit halber protosemitische Schrift nennen, gewonnen werden. Ohne eine gewisse Kenntnis der protosemitischen Schrift wäre der Versuch, die ihr zugrunde liegende entferntere Wurzel aufzuspiiren, offenbar wertlos.

1) Fr. Prätorius, *Über den Ursprung des Kanankischen Alphabets*, Berlin 1906.

2) A. J. Evans, *Scripta Minoa*, vol. I Oxford 1909, besonders SS. 77–94.

3) R. Dussaud, *Les Arabes en Syrie avant l'Islam*. Paris 1907, SS. 57–90.

4) S. Macalister, *The Philistines*. London 1914, SS. 128–30.

5) W. M. Flinders Petrie, *The Formation of the Alphabet*. London 1912.

6) Ich bin Dr. A. E. Cowley für verschiedene Fingerzeige und Rat zu großem Danke verpflichtet.

Noch im Jahre 1901 konnte Lidzbarski das sogenannte phönizische Alphabet in der Form, in welcher es auf den ältesten Gemmen und Siegeln (9 Jh. v. Chr.) und auf dem Mesa-Stein (etwa 840 v. Chr.) erscheint, als im wesentlichen identisch mit dieser protosemitischen Schrift betrachten. Daher versucht er darzulegen, wie die sabäischen und griechischen Formen dem Phönizischen entnommen sein könnten¹⁾. Lidzbarski legt großes Gewicht auf den Umstand, daß die babylonische Keilschrift lange nach dem Jahre 1400 v. Chr., dem ungefähren Datum der Amarna-Tafeln, als offizielle Schrift über ganz Syrien in Gebrauch war. Wäre das phönizische Alphabet damals vorhanden gewesen, so würden sich sicherlich einige Spuren davon in den nicht selten auf diesen Tafeln zu findenden kanaanäischen Glossen gezeigt haben. Er neigt vielleicht zu sehr zu der Annahme, daß das phönizische Alphabet von Anfang an dem Landstrich, in welchem es später gefunden wurde, angehört, jedoch ist seine Beweisführung in diesem Punkte nicht ohne Kraft. Er befindet sich aber auf viel gefährlicherem Boden, wenn er die Unveränderlichkeit der phönizischen Schrift während der Jahrhunderte postuliert, die unserer Kenntnis derselben vorangingen. Seine ganze Begründung dieser Ansicht stützt sich auf ihre relative Unveränderlichkeit während der fünf darauffolgenden Jahrhunderte. Daraus entstände eine sehr ernste chronologische Schwierigkeit in bezug auf die Abstammung des minäischen-sabäischen Alphabetes von dem phönizischen, wenn nämlich Glaser und seine Anhänger in ihrer Ansicht über das große Alter der minäischen Texte auch nur irgendwie berechtigt wären. Diese Ansicht wird jedoch nicht von Lidzbarski geteilt, und man muß zugeben, daß jedes darauf gegründete Argument sehr unsicher wäre. Wir haben nicht einmal einen Beweis dafür, daß irgendein minäischer Text bis auf das Jahr 600 v. Chr. zurückgeht, und es wird besser sein, diesen Faktor ganz außer Rechnung zu lassen. Die richtige Antwort wird Lidzbarski durch die Untersuchung der Methoden gegeben, mittels welcher er die südsemitischen (minäischen-sabäischen) Buchstabenformen von den phönizischen herleitet; diese

1) *Ephemeris für semitische Epigraphik*, Band I (1901) SS. 110–136.

Methoden werden nicht mit Unrecht von Arthur Evans als „most violent and procrustean“ beschrieben, und Prätorius und Dussaud haben ebenfalls seinen *modus operandi* ziemlich streng beurteilt¹⁾.

Wenn irgend etwas sicher ist, so ist es dies, daß die südsemitische Schriftgruppe ebensowenig von dem phönizischen Alphabet herkommen kann als umgekehrt jenes von der südsemitischen Gruppe. Sie besitzen unleugbar gemeinsame Elemente, wie es ein Vergleich der Äquivalente der Zeichen \aleph \beth γ δ ϵ ζ η θ und ι sogleich zeigt; aber bei anderen Buchstaben wie κ λ μ ν ξ und \omicron sind die Unterschiede solcherart, daß sie einem beim ersten Blick als durchaus nicht vereinbar erscheinen.

Das griechische Alphabet ist im ganzen dem phönizischen weit näher verwandt; doch scheint es in gewissen Punkten eine Zwischenstellung zwischen diesem und dem sabäischen einzunehmen. So stimmen das griechische $\alpha = \aleph$ und $\beta = \beth$ in den ältesten Inschriften mit dem sabäischen \aleph und \beth im Gegensatz zu dem phönizischen \aleph und \beth überein. Dussaud führt noch andere Buchstaben an, aber seine Beispiele sind nicht sehr überzeugend, abgesehen vielleicht von denjenigen, welche die sogenannten nachträglichen Buchstaben des griechischen Alphabetes χ , ϕ und ψ betreffen; diese hatte Prätorius²⁾ früher mit gewissen Buchstaben, die eine sehr ähnliche Form und Bewertung im Safä-Alphabet haben, identifiziert. Dieses ist ein dialektisches Alphabet, das, obgleich erst in hellenistischer Zeit bezeugt, gemeinsam mit dem ljhänischen und thamüdenischen Alphabet eine besondere Verwandtschaft mit der minäisch-sabäischen Schrift zeigt.

Mir, der ich nur oberflächlich mit den Problemen des griechischen Alphabetes vertraut bin, muß dessen genaues Verhältnis zu dem phönizischen und südsemitischen als ein hoffnungsloses Dunkel erscheinen. Wenn man von den nachträglichen Buchstaben absieht³⁾, würde die wahrscheinlichste

1) Prätorius in ZDMG Bd. 58 (1904) SS. 715–728; Bd. 63 (1909) SS. 189–193; Dussaud a. a. O.

2) ZDMG Bd. 56 (1902) SS. 676–680.

3) Dies kann um so leichter geschehen, als das Fehlen von ϕ , χ und ψ in der Inschrift von Thera und die veränderliche Reihenfolge

Lösung eine schwache Modifikation der alten Ansicht sein, nämlich daß die griechischen von den phönizischen herkommen, obwohl nicht ganz in der Form, in welcher die ältesten Gemmen und der Mesa-Stein sie bringen, sondern in einer nur wenig verschiedenen früheren Form. Dussauds tastender Versuch, das phönizische Alphabet vom griechischen herzuleiten, muß als durchaus mißlungen angesehen werden. Ans später zu besprechenden Gründen kann ich nicht zugeben, daß die Namen der Buchstaben nichtsemitischen Ursprungs waren, und noch weniger, daß, wenn sie semitisch sind, sie unabhängig von dem Alphabet selbst nach Griechenland eingeführt werden konnten. In keiner Weise ist auch Dussauds weitere Ansicht, daß das minäisch-sabäische Alphabet ein Abkömmling des griechischen war, annehmbar. So sehr man sich auch gegen die Tatsachen verschließen mag, so viel ist klar, daß das phönizische und das griechische Alphabet sehr nahe verwandt sind, so daß dieselben Fragen, welche sich in Hinsicht auf die Verwandtschaft zwischen dem phönizischen und südsemitischen ergeben, in demselben Grade für die Verwandtschaft zwischen dem südsemitischen und griechischen Geltung haben. Im übrigen machen schon geographische und chronologische¹⁾ Schwierigkeiten Dussauds Hypothese unmöglich.

dieser Buchstaben anzudeuten scheinen, daß sie wirklich Zusätze zu den ursprünglichen zweiundzwanzig (oder dreiundzwanzig) Buchstaben des griechischen Alphabetes sind. Als einen neuesten und, soweit ich in der Lage zu beurteilen bin, ausgezeichneten Bericht über die besonderen Probleme des griechischen Alphabetes siehe den Artikel *Alphabet* von P. Giles, in der *Encyclopaedia Britannica* II. Auflage.

1) Wenn es möglich ist, daß das griechische Alphabet als solches älter war, als es die Autoritäten uns glauben machen wollen, so läßt sich dasselbe von dem minäo-sabäischen sagen, wenn wir es auch nicht wagen auf diese Tatsache zu bauen. Die früheste datierbare minäische Inschrift erwähnt einen Krieg zwischen Mäer (d. h. Ägypten) und den Madai (d. h. Meder, Persien), was einzig der Einfall des Kambyses in Ägypten in 525 (v. Chr.) sein kann; siehe Hall, *Ancient History of the Near East*, S. 564 A. 3. Es liegt jedoch kein besonderer Grund vor, anzunehmen, daß dies die älteste südsemitische Inschrift ist, die wir besitzen, und auf jeden Fall muß man eine geraume Zeit in Rechnung setzen für die Erreichung jener symmetrischen architektonischen Form, die den minäisch-sabäischen Zeichen eigen ist.

Die heiliegende Tafel¹⁾ soll die Feststellungen bezüglich der Buchstabenformen, die bisher gemacht sind oder sich aus dem Folgenden ergeben werden, erläutern. Die erste Spalte zeigt das spätere hebräische Alphabet mit einigen arabischen Zusätzen zur Bezeichnung der Ergänzungsbuchstaben, welche dem minäisch-sabäischen und arabischen gemeinsam sind; in der zweiten Spalte finden sich die phönizischen Buchstaben in ihrer ältest bekannten Form. Diesen folgt das frühe griechische Alphabet mit seinen Lautwerten in den Formen der späteren griechischen Zeichen, und weiter die Alphabete der südsemitischen Gruppen, der sabäischen, lihjanischen, thamudischen und safaitischen. Die übrigen Spalten der Tafel werden später erklärt werden.

Nach einer sorgfältigen Untersuchung der verschiedenen Buchstabenformen in den verschiedenen Alphabeten müssen wir unbedingt dem Urteil von Prätorius zustimmen²⁾: „So haben wir in der Tat sehr stark mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das südsemitische Alphabet nicht vom Mesa-Alphabet, oder einem von ihm nur wenig verschiedenen und wenig älteren Alphabet abstammt, sondern daß es aus einer uns unbekannten viel älteren Schrift entstanden ist (die im wesentlichen auch schon alphabetähnlich gewesen sein wird). Der unter sich im ganzen einheitliche, dem Mesa-Alphabet gegenüber aber vielfach fremdartige Charakter, den die Buchstaben der südsemitischen Alphabete aufweisen, erklärt sich dann daraus, daß Südsemitisch und Mesa uralte Gabelungen von einer noch nicht ganz festen, einheitlichen Schrift sind. Und aus diesem Verhältnis ergibt sich weiter sofort, daß die vermißten Mittelglieder zwischen Mesa und Südsemitisch überhaupt nicht vorhanden sein können.“

Prätorius selbst scheint in seiner ins Einzelne gehenden Untersuchung der Buchstaben und in seinen Vergleichen mit dem syrischen Syllabar die sich uns ergebenden Folgen seiner

1) Quellen: für das phönizische Alphabet Lidzbarskis Tafel in *Genesis-Kantisch* 28. Auflage; für Griechische: E. S. Robert, *Introduction to Greek Epigraphy*, vol. I, SS. 4–22; für die südsemitischen Alphabete: Lidzbarski, *EpheMERIS für semit. Epigraphik*, II (1908) S. 361.

2) *ZDMG*, Bd. 63 (1909) S. 191.

eigenen Ansicht nicht voll in Rechnung gestellt zu haben. Sie bedeuten nichts anderes, als daß wir dort, wo die Formen der nordsemitischen und der südsemitischen Buchstaben voneinander abweichen, uns nicht die geringste Vorstellung (insoweit wir nur den Formen nach urteilen) von der wahren Gestalt der entsprechenden protosemitischen Buchstaben machen können. Sogar dort, wo die Formen in allen Alphabeten übereinstimmen oder in hauptsächlicher Übereinstimmung stehen (wie es der Fall zu sein scheint bei א ב ג ד ז ח ט י כ ל מ נ ס ע פ ק ר ש ת ו ז פ ך ם and ן und etwas weniger bei ך ם und ם), ist noch immer eine zweifache Möglichkeit vorhanden, daß die bezeugten Formen sehr von den protosemitischen abweichen; es kann entweder eine unabhängige, aber parallele Entwicklung der verschiedenen Zweige stattgefunden haben, oder aber die Formen der ursprünglichen alphabetischen Zeichen können gründlich verändert und abgeschliffen worden sein, bevor eine Abzweigung stattfand. Andererseits ist es völlig möglich, daß eine vereinzelt dastehende Form wie z. B. das phönizische א viel von ihrer ursprünglichen Gestalt beibehalten hat. Meine Überzeugung ist, daß, obwohl solche wenig veränderten Formen existieren mögen, das Studium der Formen allein uns unmöglich lehren kann, welche davon mit Recht als solche angesehen werden können.

Im folgenden werde ich den überlieferten Namen der Buchstaben, die bei den phönizischen und griechischen fast identisch (siehe Tafel I) und auch zum größten Teil im Äthiopischen (einem Ableger des Minäo-Sabäischen) erkennbar sind, eine viel größere Wichtigkeit beilegen. Die Bedeutung dieser Namen ist, wenn man sie als semitische Wörter übersetzt, in siebzehn Fällen¹⁾ klar oder wahrscheinlich: 'alf bedeutet „Rind“, bet „Haus“, gamel „Kamel(?)“, deli „Türe“, wau „Haken“ oder „Nagel“, zain eine „Waffe(?)“, jöd „Hand“, kaf „gebogene Hand“, lamd „Ochsenstriegel(?)“, mem „Wasser“.

1) Siehe J. P. Peters, Recent Theories of the Origin of the Alphabet im Journal of the American Oriental Society, vol. 22 (1901) 88, 171–198. Peters erhebt einen Einwurf gegen die vier Bedeutungen, die ich mit einem Fragenszeichen bezeichnet habe; für lamd siehe unten S. 5.

non „Teich“, semk „Stütze(?)“, ain „Auge“, pē „Mund“, rōsch „Kopf“, schin „Zahn“ und tan ein Zeichen oder eine Marke. Die Bedeutung der Namen hē, hēt, tēt, sadē und qof ist dagegen entweder unbekannt oder im höchsten Grade problematisch. Die hier angenommene Aussprache ist hypothetisch, so wie sie Nöldeke von den überlieferten Formen des Griechischen, Hebräischen, Äthiopischen und Syrischen ableitet¹⁾. Nöldeke folgert allerdings nicht ohne Bedenken, daß die Namen auf Phönizien als Ursprungsland deuten. Der Auslaut vieler griechischer Formen auf α, der andre viel mehr auf einen aramäischen Ursprung zu schließen veranlaßte, wird von ihm auf die Neigung, eine stumme Endung des Namens zu vermeiden, zurückgeführt. Was die Datierung betrifft, so sind die Namen der griechischen Buchstaben bereits für das fünfte und vierte Jh. v. Chr. bezeugt, die hebräischen Buchstabennamen erscheinen zuerst in der Septuaginta und bei Eusebius, natürlich ebenfalls in griechischem Gewand. Die äthiopischen Namen sind erst viel später bezeugt. Die Überlieferung ist also auf jeden Fall recht alt, und wenn man die Verschiedenheiten zwischen den griechischen und hebräischen Namen und die Übertragung von einem Lande in das andere in Rechnung stellt, können wir die Entstehung der Buchstabennamen unmöglich später als 700 v. Chr. datieren.



Die Frage ist nur, ob sie nicht viel früher zu datieren sind, ob sie in der Tat nicht gleichaltrig mit den protosemitischen Buchstaben selbst sind, deren ursprünglicher Form sie dann, soweit sie verständlich sind, sowohl Beschreibung als Erklärung geben würden. Die meisten Gelehrten sind seit langem der Ansicht gewesen, daß diese Namen auf den bildlichen Charakter der protosemitischen Buchstaben hindeuten, obgleich die volle Bedeutung dieser Ansicht oft in der Diskussion über die Formen der Buchstaben nicht genügend beachtet worden ist. Man nimmt an, daß, da 'alf das semitische Wort für Rind ist, ein Rinderkopf dargestellt wurde, um den leichten Hauchlaut, mit welchem das Wort beginnt, zu bezeichnen; daß ebenso, da bēt das Wort für Haus ist, das Bildchen eines Hauses den Buchstaben b





1) Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft, Straßburg 1901, SS. 124—126.



lieferte. Das Prinzip, das dieser Methode, alphabetische Buchstaben zu bilden, zugrunde liegt, ist als das Prinzip der Akrophonie bekannt, und wenn es auch nicht, wie man gewöhnlich behauptet, dem ägyptischen Hieroglyphensystem zugrunde liegt, so ist es doch an und für sich ein natürliches und wahrscheinliches. Auf jeden Fall hat jede Hypothese, die aus der protosemitischen Schrift eine Abart der Bilderschrift macht, alle ethnologischen Wahrscheinlichkeiten für sich¹⁾.

Die Wahrscheinlichkeit wird noch viel größer, wenn wir, wie es oft geschehen ist, beachten, daß die Formen gewisser früher semitischer Buchstaben mit den durch ihre Namen bezeichneten Dingen im allgemeinen übereinstimmen. So sind im Phönizischen, Griechischen und Südsemitischen die Zeichen für 'ain und tau recht gute Darstellungen eines Auges, bez. jener einfachsten Art von „Marke“, eines Kreuzes; auch mēm erinnert lebhaft an die Zickzacklinie ~~~~, die in der ägyptischen Hieroglyphenschrift und anderwärts als primitives Symbol für Wasser steht. Im Phönizischen und Griechischen, wenn auch nicht im Südsemitischen, können die Zeichen für 'alf und wau für ein rohes Bild eines Rinderkopfes und eines Hakens oder Nagels gehalten werden. Im Südsemitischen, wenn auch nirgends sonst, hat das Zeichen für bät eine gewisse Ähnlich-

1) Es würde uns viel zu weit führen, Flinders Petries Ansichten in seinem Werke *The Formation of the Alphabet*, in welchem er jedweden Hinweis auf die neue Sinnschrift unterläßt, zu untersuchen. Die Haupteinwände dagegen können folgendermaßen zusammengefaßt werden: 1. Die ägyptischen Töpferzeichen kommen immer einzeln vor und es gibt nicht den geringsten Beweis dafür, daß sie jemals einen Lautwert gehabt haben, da Töpferzeichen sich als etwas von der eigentlichen Schrift durchaus Verschiedenes bis in die Römerzeit erhalten haben. 2. Für die Erklärung der Lautwerte genügt es nicht einfach zu sagen, daß dieselbe auf irgendeinen „great wrench of thought“ beruhte (S. 4), sondern der Vorgang muß in allen Einzelheiten untersucht werden, wie ich es in diesem Aufsatz und in einem früheren über ägyptische Hieroglyphen zu tun versucht habe. 3. Die Töpferzeichen sind von solcher Mannigfaltigkeit und haben einen so linearen Charakter, daß es ein leichtes ist, Vergleichungspunkte mit fast jedem beliebigen echten alphabetischen Buchstaben zu finden, aber wegen des Mangels an weiteren Zeugnissen anderer Art müssen solche Vergleiche als völlig willkürlich angesehen werden.

keit mit dem Grundriß eines Hauses und das für pē mit den Konturen eines Mundes. Im Phönizischen könnte der dem Namen kaf entsprechende Buchstabe mit einiger Phantasie als eine Hand gedeutet werden. Es gibt noch andere Vergleiche gewagter Art wie z. B. der des phönizischen schin mit einem Paar spitzer Zähne, der der sabäischen Form  mit dem geläufigen ägyptischen Schriftbild für 'Türe'  usw.

Unsere skeptische Betrachtung der Buchstabenformen, wie sie uns überliefert sind, darf in diesem Zusammenhang nicht außer acht gelassen werden: sie gibt uns zu bedenken, daß einige der Ähnlichkeiten, die wir aufgedeckt haben, vielleicht auf Zufall beruhen. Dies ist natürlich dort am wahrscheinlichsten, wo die verglichene Buchstabenform nur durch eine oder zwei unserer drei Hauptquellen belegt ist, wie es bei dem sabäischen bēt , dem phönizischen kaf  oder dem griechisch-phönizischen wau  der Fall ist. Wenn aber auch einige der Ähnlichkeiten nur zufällige sein mögen, so kann dies doch nicht wohl bei allen der Fall sein; die Beispiele von 'ain, tau und mem sind, einzeln betrachtet, augenfällig und erlangen in Verbindung mit den weniger deutlichen Übereinstimmungen erhöhte Bedeutung. Die Ähnlichkeit von  mit einem Rinderkopf war mir persönlich immer sehr einleuchtend, trotzdem das Sabäische eine verschiedene Form aufweist. Es muß jedoch ein großer Spielraum für individuelle Meinungsverschiedenheiten in einer so heiklen Frage gelassen werden.

Wenn einmal zugegeben ist, daß die Ähnlichkeit gewisser Buchstaben mit den von ihnen bezeichneten Gegenständen auf Absicht beruht, so ist damit eine bedeutsame Grundlage für neue und weitreichende Schlüsse gefunden. Wir gewinnen dadurch nicht nur eine Handhabe zur Unterscheidung alter von neuen Formen, wie z. B. des sabäischen  für pē „Mund“ gegenüber dem phönizischen , sondern wir werden auch vor die Frage gestellt, ob die Namen der Buchstaben nicht ein weit besseres Zeugnis für die protosemitischen Formen sind, als die auf uns gekommenen Buchstabenformen selbst. Vermögen wir über diese Frage ins reine zu kommen? Entweder sind die Namen der Buchstaben ursprünglich, in welchem Falle sie

von größter Bedeutung sind, oder sie sind sekundär. Gibt man zu, daß sie ursprünglich sind, so ist es leicht verständlich, warum in den in Rede stehenden Alphabeten einige der Buchstabenformen den durch ihre Namen bezeichneten Gegenständen ähnlicher sind als andere. Der Grund liegt darin, daß die Zeit ungleichmäßig mit den Buchstaben verfahren ist, indem sie einige bis zur völligen Unkenntlichkeit vereinfacht und bei anderen eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer ursprünglichen Gestalt beibehalten hat. Wenn man dagegen annimmt, daß die Namen dieser Buchstaben in Phönizien ungefähr um das Jahr 700 v. Chr. erfunden sind, so wird unmöglich irgendein Prinzip zu erkennen sein, nach welchem die Namen gewählt sein könnten, und wir werden unlösbaren Schwierigkeiten gegenübergestellt.

Wenn wir zugeben, daß die Ähnlichkeit zwischen \aleph und einem Rinderkopf (*alf*) eine beabsichtigte ist, so müssen wir uns fragen, warum die Erfinder keinen passenderen Namen als *bēt* für \beth , dessen Ähnlichkeit mit einem Haus außerordentlich gering ist, gefunden haben. Lidzbarski hat diese Schwierigkeit so stark empfunden, daß er ihr in einer nicht ganz einwandfreien Weise aus dem Wege gegangen ist¹. Er geht natürlich von der Annahme aus, daß das Alphabet, dem die Namen entsprechen müssen, das phönizische war. Da der phönizische Buchstabe \aleph durchaus nicht die Vorstellung einer Türe (*delt*) hervorruft, kann *delt* nicht der Name des Gegenstandes sein, welcher durch Akrophonie Anlaß zu \aleph gab: dieser, so folgert er, muß das „die weibliche Brust“ gewesen sein, mit der die Form des Zeichens \aleph eine gewisse Ähnlichkeit hat. In gleicher Weise möchte Lidzbarski *qeseth* „Bogen“ für *qof* und *garxēn* „Axt“ für *gaml* setzen, usw. Aber was ist dies für eine Art der Untersuchung, die diejenigen Buchstabenamen, die sie für unpassend hält, einfach ausschaltet? Man kann doch nicht leugnen, daß \aleph *delt* genannt wurde, noch daß \aleph *qof* hieß, noch daß \beth der Name für *gaml* war. Ob uns diese Namen gefallen oder nicht, sie sind doch die gege-

1) *Ephemeris für semitische Epigraphik*, I (1901) SS. 132–133; II (1908) SS. 127–139.

benen, und wir müssen sie annehmen oder irgendwie in Rechnung stellen.

Nun sind aber *bēt* und *delt* gewöhnliche und verständliche semitische Wörter und bezeichnen Gegenstände, die ebenso gut zu Buchstaben werden konnten wie 'alf „Rind“. Es ist nichts in der Form der Namen oder in ihrem Aussehen, was darauf hindeuten könnte, daß sie verderbt sind, noch besteht irgendeine Wahrscheinlichkeit hierfür. In diesen und in den meisten anderen Fällen sind die griechischen und hebräischen Zeugnisse ziemlich übereinstimmend, und ihre gemeinsame Quelle muß auf jeden Fall bis auf die Zeit zurückgehen, in der diese Namen, wenn man sie als sekundär ansehen will, gegeben wurden. Wenn aber die Namen *bēt* und *delt* nicht verderbt sind, so kann man sie sich nur durch die Annahme erklären, daß die mutmaßlichen phönizischen Erfinder, da sie keine Namen für gewisse Buchstaben finden konnten, die gleichzeitig mit dem richtigen Laut begonnen und die richtige Form zur Darstellung gebracht hätten, das letztere Erfordernis aufgaben und einfach irgendein gewöhnliches Wort mit dem geeigneten Anfangskonsonanten als Namen für diesen Konsonanten gebrauchten. Wenn diese Art der Beweisführung angenommen würde, so könnte man ihr leicht entgegenen. Erstens zeigen Lidzbarskis eigene Vorschläge von *garzēn*, *dad*, *qeseth* usw. einen Scharfsinn des modernen Gelehrten, welchen wir den phönizischen Erfindern nicht absprechen dürfen, und zweitens gibt es eine Anzahl von Buchstabennamen (*hē*, *bēt*, *tēt*, *zādē* und *qaf*), die weit entfernt sind, auch nur einem der beiden Erfordernisse zu genügen, indem sie gänzlich unklar sind und den Philologen die größte Schwierigkeit bieten. Wie diese Namen sich erklären lassen sollen, wenn man annimmt, daß die Namen der Buchstaben sekundär sind, ist mir rätselhaft.

Es besteht jedoch die Möglichkeit, daß einige der Namen primär und andere sekundär sind. Tatsächlich ist dies mehr als eine Möglichkeit, denn es gibt gewisse Verschiedenheiten in den verschiedenen Überlieferungen, und wo diese vorkommen, muß die eine Form notwendigerweise älter sein als die andere. So ist z. B. der griechisch-phönizische Name für *n* *nūn* (*νν*, *noy*) „Fisch“, während der äthiopische *nahās* ist, was im

Hebräischen „Schlange“ bedeuten würde. Der einfachste Weg, diese Verschiedenheiten zu erklären, ist die Vermutung, daß zu einer gewissen Zeit das Zeichen für *n* nicht mehr einem Fisch ähnelte, sondern mehr dem Bilde einer Schlange gleich, wie es in der Tat bei der auf uns gekommenen Form des *n* in den meisten Alphabeten der Fall ist. Eine ähnliche Erklärung könnte auch für das griechische *zētā* gegenüber dem hebräischen *zain* Platz greifen, falls das erstere, wie Cowley meint, „Olive“ bedeutet, und nicht nur ein belangloser Laut ist nach der Analogie von *bētā*, *hētā*, *thētā*. Man darf nicht außer acht lassen, daß in diesen Fällen das akrophonische Prinzip als der Wahl der Namen zugrunde liegend angenommen ist, mögen sie nun primär oder sekundär sein. Unser Vertrauen auf die entsprechende Erklärung einzelner Namen ist zwar etwas erschüttert, jedoch das Prinzip bleibt bestehen. Was die unverständlichen Namen anbetrifft, so sind wir der Erklärung ihres Ursprunges kaum näher gekommen, *hēt*, *tet* kann möglicherweise von *bēt* kopiert sein, aber *he*, *sādē* und *qaf* bleiben noch immer ungedeutet.

In jüngster Zeit ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß allein die fünf unerklärbaren Namen ursprünglich sind und daß die siebzehn übrigen ihre Entstehung der Volksetymologie oder der Übersetzung verdanken. Diese Ansicht muß genau untersucht werden; in den drei Formen, in welchen sie auftritt, verbindet sie sich eng mit dem Versuche, den ägäischen Ursprung des semitischen Alphabets zu beweisen. Dussaud, der das phönizische Alphabet vom griechischen ableitet, führt¹⁾ als ein Beispiel dafür, daß unverständliche Namen manchmal Verständlichkeit erlangt haben, den slavischen Namen *dobro* „Eiche“ für *d an*, da die Bezeichnung *delta* keine Bedeutung im Griechischen hat; und er möchte uns glauben machen, daß alle verständlichen phönizischen Namen auf ähnliche Weise als zurecht gemachte Entlehnungen aus einer unbekannten ägäischen Sprache zustande gekommen seien.²⁾ Macalister argumentiert

1) a. a. O. S. 88.

2) Dussaud scheint mit seiner eigenen Beweisführung nicht ganz zufrieden zu sein, denn er schlägt eine zweite Lösung vor. Falls der semitische Ursprung der Buchstabennamen sich wirklich erweisen ließe, dann

in ähnlicher Weise. Ich wähle diejenige seiner Behauptungen zum Gegenstand der Kritik, die den wenigst zweideutigen Ausdruck gefunden hat. „Es wird gewöhnlich angenommen,“ sagt er¹⁾, „daß die Buchstabennamen, da sie im Semitischen eine Bedeutung haben, aber nicht im Griechischen, semitische Wörter seien, die dem Griechischen angepaßt wurden. Dies ist jedoch ein non sequitur. Es wäre viel wahrscheinlicher, daß das entlehrende Volk nach Wörtern suchen würde, die eine Lautähnlichkeit besitzen und eine Bedeutung haben, welche die Namen der Buchstaben leicht erinnerlich macht. Solch ein Versuch wäre in einigen Fällen sicherlich erfolglos; und in der Tat gibt es mehrere Buchstabennamen im semitischen Alphabet, denen man durch alle Torturen der Inquisition keinen Sinn durch das Semitische abgewinnen kann. So sind vielleicht alle Buchstabennamen eine Erbschaft irgendeiner prähellenischen nicht-semitischen Sprache“ Es wäre schwer ein besseres Beispiel für die trügerische Art der Beweisführung zu finden, welche die scholastische Logik *ignotum per ignotius* nannte; weil einige wenige der semitischen Buchstabennamen sich durch das Semitische nicht erklären lassen, wird angenommen, daß das ganze griechische Alphabet seine richtige Erklärung durch eine hypothetische prähellenische Sprache findet. Auch ist es nicht leicht glaublich, daß die Phönizier, nachdem es ihnen gelungen war, siebzehn der griechischen Namen in recht gute semitische Wörter umzubilden, sich von den fünf übrigen hätten verblüffen lassen. Diese Theorie gibt zu, daß sie sich bereitwillig mit dem *à peu près* zufrieden gaben, wie auch Dussaud zu seinem eigenen Zweck einen gewissen Nachdruck auf die Form *lamed* legt, die für den Buchstaben λ angenommen wurde, obgleich „Ochsenstecken“ im Phönizischen nicht *lamed*, sondern *malmaḏ* oder *mal-med* heißt¹⁾. Arthur Evans, der anerkennt, daß die semitischen Buchstabennamen auf eine beabsichtigte Ähnlichkeit zwischen den Gegenständen, die sie bezeichnen, und den entsprechenden Buchstabenformen hindeuten, glaubt, daß sie Über-

müßten sie, wie er behauptet, zweifellos in einer späteren Zeit in Griechenland eingeführt worden sein.

1) a. a. O. 88. 129—130.

2) Dussaud a. a. O. 8. 87.

setzungen der ägäischen Namen sind, während die Namen, die keine Bedeutung im Phönizischen haben, von ihm als die ursprünglich unübersetzt gelassenen ägäischen Namen angesehen werden¹⁾. Wenn jedoch ein so bewußter Akt wie der des Übersetzens angenommen wird, warum wurden dann die im Phönizischen unverständlichen Namen nicht mit den übrigen zusammen übersetzt?

Die Wahrheit ist nicht immer einfach, und das Beispiel der wechselnden Namen für n und x beweist genügend, daß die Einzelfragen in dem vorliegenden Problem unzweifelhaft verwickelt sind. Dennoch verspricht, was die Buchstabennamen als ein Ganzes anbelangt, nur der auf der Hand liegende und gerade Weg etwas, der ihr semitisches Aussehen als bestimmend ansieht. Dann bezeichnen sie die ursprünglichen semitischen Wörter, die zugleich die Formen und die Laute der protosemitischen Zeichen bestimmten. Und wie nach dieser Ansicht ein einziges Prinzip dem ganzen Alphabet zugrunde liegt, so haben auch die mehr oder minder sichtbaren Abweichungen von dem ursprünglichen Schema, welche sich in späterer Zeit finden, gleichfalls nur eine Ursache, nämlich das große Alter des protosemitischen Alphabets. Das akrophonische Prinzip erklärt ohne weiteres gewisse bezogene Formen von א ב ג ד ה ו ז ח ט י כ ל מ נ ס ע פ צ ו and פ, und das Prinzip wird weder durch die Tatsache widerlegt, daß einige der Ähnlichkeiten zufällige, noch dadurch, daß einige der Namen verändert worden sein mögen, um besser mit den späteren Formen der Zeichen, zu denen sie gehören, in Einklang zu stehen. Bis neue Beweise eine andere Ansicht fordern, sind wir gezwungen, den Mangel an Übereinstimmung zwischen Form und Namen im Falle von gaml, zain, jöd, semk und rōsch auf den natürlichen, durch den Verlauf der Zeit fast unvermeidlichen Verfall der Formen zurückzuführen²⁾.

1) Evans a. a. O. I. S. 94.

2) Was rōsch betrifft, so wird die Art und Weise der Entartung in der phönizischen Form sehr deutlich werden, wenn das Kopfsymbol der neuen Sinai-Schrift (siehe unten) näher untersucht werden wird. Die Linie am Hinterkopf ist verlängert und gerader gezogen worden, und das Gesicht ist an seinem oberen Ende ein kleines Dreieck geworden.

In bezug auf die uns unverständlichen Namen *hē*, *hēt*, *tēt*, *sādē* und *qof* ist es, da ihre Bedeutung unbekannt ist, unmöglich zu sagen, ob die Formen dieser Zeichen ihrer Bedeutung irgendwie entsprechen. Es ist Sache der Philologen, Rechenschaft abzulegen über diese fünf Namen, deren Unverständlichkeit auf Korruption, falscher Analogie, auf Veraltung oder einer Reihe anderer Ursachen beruhen mag. Wenn uns jedoch die Philologen hierfür keine Erklärung geben können, so dürfen wir doch deshalb nicht die Schlüsse über Bord werfen, zu denen wir durch unsere Untersuchung des bei weitem größten Teiles der Namen gelangt sind; wir sollten eher folgern, daß die sich der Erklärung widersetzenden Namen im Lichte einer besseren Erkenntnis sich demselben allgemeinen Prinzip wie die übrigen anpassen werden, und wir sollten sie vielmehr als einen ungeklärten Rest betrachten, der richtigen Theorien selten fehlt.

Ich habe bis jetzt nur wenig auf die äthiopischen Buchstabenamen hingewiesen, doch bilden auch diese eine starke Stütze für die hier aufgestellte These. Auf Tafel I habe ich die äthiopischen Formen nach Dillmann-Bezold, Grammatik der äthiopischen Sprache gegeben. Die Namen die **Ⲡ ⲡ Ⲣ ⲣ Ⲥ ⲥ Ⲧ ⲧ Ⲩ ⲩ Ⲫ ⲫ Ⲭ ⲭ Ⲯ ⲯ** entsprechen, zeigen eine große oder wenigstens ziemlich große Ähnlichkeit mit ihren griechisch-hebräischen Äquivalenten; die Namen für **Ⲱ ⲱ** und **Ⲳ** sind in die äthiopischen Formen dieser Wörter umgewandelt worden, mit dem merkwürdigen Ergebnis bei **Ⲱ**, daß der betreffende Name (af) nun nicht mehr mit dem erforderlichen alphabetischen Laute beginnt: *lāwī* ist deutlich dem *wāwī* und *tāwī*, und *shāwī* dem *hāwī* assimiliert worden. Die nachträglichen Buchstaben können außer acht gelassen werden, so daß nur *jaman* und *nahās* zu erörtern sind: ersteres bedeutet „rechte Hand“ und ist ein ungefähres Synonym, das an die Stelle von *jōd* getreten ist, letzteres ist mit dem hebräischen *nāhāsch* „Schlange“ zusammengestellt worden, und Nöldeke scheint dieser Zusammenstellung zuzustimmen, obwohl er darauf hinweist, daß, wenn sie richtig wäre, das Äthiopische eigentlich ein *h* anstatt des weichen *h* haben sollte. Nöldeke legt großes Gewicht auf die Tatsache, daß die trilateralen

Namen im Äthiopischen (alf, gaml und dant) einsilbig sind und deshalb mehr mit dem Griechischen als mit den späteren hebräischen Formen übereinstimmen. Diese und andere Erwägungen führen ihn zu dem richtigen Schluß, daß die äthiopischen Buchstabennamen von den Sabäern übernommen sind, was nichts anderes bedeutet, als zuzugeben, daß die Namen ebenso alt sind wie die gemeinsame Wurzel des griechischen, phönizischen und südsemitischen Alphabetes.

Ein weiteres Zeugnis für das hohe Alter der Buchstabennamen kann man in den Vokalwerten finden, welche die Griechen den phönizischen Buchstabennamen alf, hē, hēth und ʾain beigelegt haben. Es ist natürlich, daß jōd und wau die griechischen Lautwerte *i* und *e* hervorgebracht haben, da diese phonetisch mit den phönizischen Konsonantenwerten verwandt sind; aber die einzige Erklärung, die ich für die Verwandlung des phönizischen *ʾ* in das griechische *α*, des phönizischen *h* in *η* (so schon in Thera neben dem Lautwert des *spiritus asper*) und des phönizischen *ʾ* in *ο* (*ω*) habe finden können, ist eine gelegentliche Bemerkung von Praetorius in seinem Aufsatz über den Ursprung des kanaanäischen Alphabetes. Er weist dort darauf hin, daß der *a*-Laut, der im Griechischen dem phönizischen Buchstaben *ʾ* beigelegt ist, durch die Lautbildung ʾalf dieses Buchstabennamens entstanden sein mag. Dieselbe Beobachtung läßt sich für die drei anderen Buchstaben machen; die Griechen hatten keine Verwendung für die gutturalen *ʾ*, *ʿ* und *ʿ* und nur eine geringe für das gutturale *ʿ*; ist es nicht natürlich, daß, wenn sie die Buchstabennamen gleichzeitig mit den Buchstaben selbst übernahmen, sie den gutturalen Anfangsbuchstaben, da sie ihn nicht kannten und möglicherweise überhaupt nicht hörten, wegließen und den folgenden Vokal als Lautwert annahmen? Auf diese Weise würde nach dem akrophonischen Prinzip *ʾ* = (ʾ)alf zu *α*, *ʿ* = (h)ē zu *η*, und *ʿ* = (h)ēth zu *θ* werden. Der Lautwert *ο* oder *ω* für *ʿ* = (ʾ)ain scheint zunächst dieser Ansicht zu widersprechen; doch wenn wir uns gegenwärtig halten, daß emphatische Laute die Neigung haben, dem *ā* die Färbung von *ō*¹⁾ zu geben, so wird es ganz einleuchtend er-

1) Brockelmann, Grundriß der vergl. Grammatik der semit.

scheinen, daß 'ain dem griechischen Ohre wie *oia* klang und daher den Buchstabenwert *o* erhalten hat. Ich möchte daher aus den vokalischen Werten von *ס*, *פ*, *ף* und *צ* im Griechischen den Schluß ziehen, daß die Buchstabennamen schon im Gebrauch waren, als diese Werte bestimmt wurden.

Auf diese Weise führt uns die von Prätorius aufgestellte Ansicht über das protosemitische Alphabet direkt zu der alten Ansicht über die Buchstabennamen zurück, die einst von Lenormant verteidigt wurde und noch immer mit geringen Vorbehalten von Kautzsch¹⁾ angenommen wird.

Wir können nun zu der Besprechung des am Anfang dieses Aufsatzes angekündigten Problems übergehen: da das Alphabet unmöglich ohne Vorläufer einer primitiveren Art entstanden sein kann, erhebt sich die Frage, in welchem Lande das fremde Vorbild zu suchen ist. Da das Vorbild notwendigerweise eine Bilder- oder Hieroglyphenschrift gewesen sein muß, wenn wir die letzten Beweise annehmen, so können das cypriische Syllabar und ähnliche Quellen ohne weiteres ausgeschaltet werden. Die babylonische Keilschrift ist als Quelle ebenso unmöglich, da sie fast jede Erinnerung an ihren bilderschriftlichen Ursprung lange vor 2000 v. Chr. verloren hat. Es bleiben also die minoischen Inschriften des Diskos von Phaistos, die bethitische Schrift und die ägyptischen Hieroglyphen übrig. Über die beiden ersten will ich nur sagen, daß Arthur Evans' Vergleichungstabellen von Macalister als „not very satisfactory“ bezeichnet worden sind; wären die Übereinstimmungen mit den Zeichen des Diskos von Phaistos überzeugender gewesen, würden sie schwerlich einem so scharfsinnigen und geistreichen Gelehrten wie Evans entgangen sein. Es ist jedoch hinzuzufügen, daß die Entwicklung der kretischen Linearschrift aus der kretischen Bilderschrift auf jeden Fall eine wichtige Analogie für die Entwicklung des phönizischen, griechischen und sabäischen Alphabets aus der angenommenen protosemitischen Bilderschrift²⁾ liefert.

Sprachen, I § 74, d, ß, γ. Führt solche Beispiele an, wie maltesisch *ghoxrin* = arab. *ahrim* „zwanzig“.

1) Gesenius-Kautzsch, a. a. O. S. 28, § 5 a.

2) Wenn die Beweisführung dieses Aufsatzes richtig ist, und, wie Arthur Evans glauben möchte, die kretische Bilderschrift von den ägypt-

Da die hethitischen Hieroglyphen von keiner Seite herangezogen worden sind¹⁾, werden wir auf die alte Theorie, die dem semitischen Alphabet einen ägyptischen Ursprung zuschreibt, zurückgeführt. Der natürlichste Einwurf gegen Lenormants Vergleichungsliste ist der, daß die ägyptischen Hieroglyphen ein zu weites Feld bieten; innerhalb dieses Feldes wäre es ein Leichtes, Ähnlichkeiten zu finden, und diese Ähnlichkeiten könnten daher zufällige sein. Wenn also Lenormants Beweisführung deshalb nicht zwingend ist, so war doch die zugrunde liegende Empfindung gesund; es gibt einige beinahe entscheidende Gründe, die auf Ägypten als die Schule hinweisen in welcher die Semiten schreiben lernten.

1. Zunächst ist seine geographische Lage, mit Syrien im Nordosten und Arabien im Osten und Südosten, viel günstiger als die irgendeines anderen Landes.

2. Zweitens ist es jetzt klar, daß man einen längeren Zeitraum, als man früher annahm, für die Abzweigung der phönizischen, griechischen und sabäischen Buchstaben von ihren gemeinsamen Vorbildern einräumen muß. Die Vereinfachung der Zeichen zu linearen Formen und gewisse unbedeutende Veränderungen mögen tatsächlich in kurzer Zeit vor sich gegangen sein, jedoch die Verbreitung eines Schriftsystems nach weitentfernten Gebieten, in deren einzelnen Teilen es eine stereotype lokale Prägung annahm, muß Jahrhunderte gedauert haben. Nach der niedrigsten Schätzung können wir das Auftauchen der protosemitischen Schrift nicht später als 1100 v. Chr. ansetzen. Aber je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit eines Einflusses in Syrien oder in den an der Grenze liegenden Wüstenstrichen, mit Ausnahme von Ägypten und Babylonien; und da die babylonische Keilschrift nicht die Wurzel der semitischen

tischen Hieroglyphen beeinflusst worden ist, wird das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem semitischen Alphabet und der kretischen Schrift nicht das der direkten Abstammung, sondern das zweier Nebenlinien sein.

1) Nachträglich ersehe ich aus F. Larfelds Handbuch der griechischen Epigraphik, I. S. 336, daß Eduard Meyer schon 1893 dieser Möglichkeit zuneigte, obgleich er zugibt, daß das Prinzip eines rein konsonantischen Alphabets von den ägypt. Hierogl. herkommen muß.

Schrift gewesen sein kann, scheint Ägypten allein in Betracht zu kommen.

3. Drittens ist der alphabetische und vokallöse Charakter der Schrift von großer Bedeutung. Die babylonische und die mittelmeerländischen Schriften (z. B. die cyprische) waren, soweit sie uns bekannt sind, syllabisch und nicht alphabetisch, und die proto-semitische Schrift müßte daher, falls sie von einer der genannten abstammte, aller Wahrscheinlichkeit nach ihrem Beispiel gefolgt sein¹⁾. Das ägyptische Hieroglyphensystem unterdrückt die Vokale und umfaßt ein volles Konsonanten-Alphabet neben zwei- und dreikonsonantigen Zeichen. Die Auslassung der Vokale im Ägyptischen beruhte zweifellos teilweise auf dem besonderen Wesen der Sprache, und die semitischen Sprachen sind ihm darin sehr ähnlich; daneben war noch eine andere wichtige Ursache für das Ägyptische wirksam, nämlich die eigentümliche Art wie es seine phonetischen Zeichen aus der Bilderschrift entwickelt hat²⁾.

4. Viertens und letztens haben wir das Prinzip der Akrophonie. Dieses ist nicht das eigentliche Prinzip, durch das die Werte der ägyptischen phonetischen Zeichen bestimmt wurden, doch wird dies wohl bezüglich der alphabetischen Zeichen der Fall gewesen sein. Dies wäre wenigstens ein sehr natürlicher Weg, um die Ableitung des ägyptischen \bigcirc r von ro' „Mund“ oder des ägyptischen \square p von poj „Stuhl“ zu erklären.

Hier haben wir nun die äußerste Grenze erreicht, bis zu welcher uns die Abwägung von Möglichkeiten führen kann: es wird jetzt zu prüfen sein, ob das neue Beweismaterial uns einen weiteren Schritt zur Gewißheit tun läßt.

1) Die persische Keilschrift kann nicht als negatives Beispiel herangezogen werden, da die Kenntnis des griechischen und arabischen Alphabets sehr wohl ihre Bildung beeinflusst haben kann.

2) In meinem Aufsatz über *The Nature and Development of the Egyptian Hieroglyphic Writing* im *Journal of Egyptian Archaeology*, vol. II (1915), S. 61–75 habe ich auszuführen versucht, inwieweit die Entwicklung der phonetischen Zeichen durch die Weglassung der Vokale erleichtert wurde. — Vgl. auch Schäfer, *Die Vokallösigkeit des phönizischen Alphabets* (*Zeitschrift für Ägyptische Sprache*, Bd. 52 (1915), SS. 95–98), der die Vokallösigkeit der phönizischen Schrift ausführlich behandelt und durch einen sehr ähnlichen Gedankengang zu demselben Schluß, wie ich, kommt.

COMPARATIVE TABLE OF ALPHABETS

The signs and words enclosed in and are those to which special comparative value is attached.

A small cross = attached to a sign signifies that it is taken from an inscription which reads from left to right, except in the case of the Sanskrit script, where it indicates an inscription where the signs face alternately towards the right.

[illegible] $\tau = \frac{1}{\omega} \ln \left(\frac{1}{1 - \beta} \right) = \frac{1}{\omega} \ln \left(\frac{1}{1 - \beta} \right)$

|| Abmelaria of Focumlio, Clare and Goffe

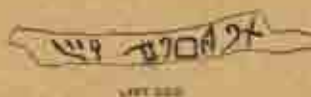
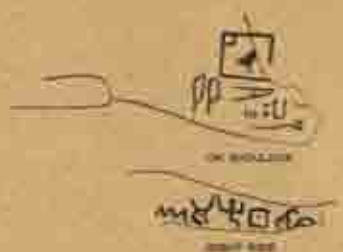
F. Götting-Garnison = Flück, Y.

^c Alcohols of Terephthalic and Glacis respectively.

2. Full $\bar{m} = 254$: Φ

3. Fructose — 704.30.

* There are two additional letters bearing the names *piu* and *pu*.



345



347



349



348



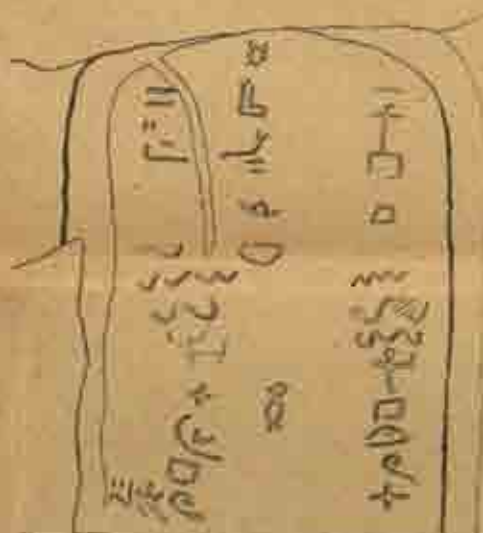
350



351



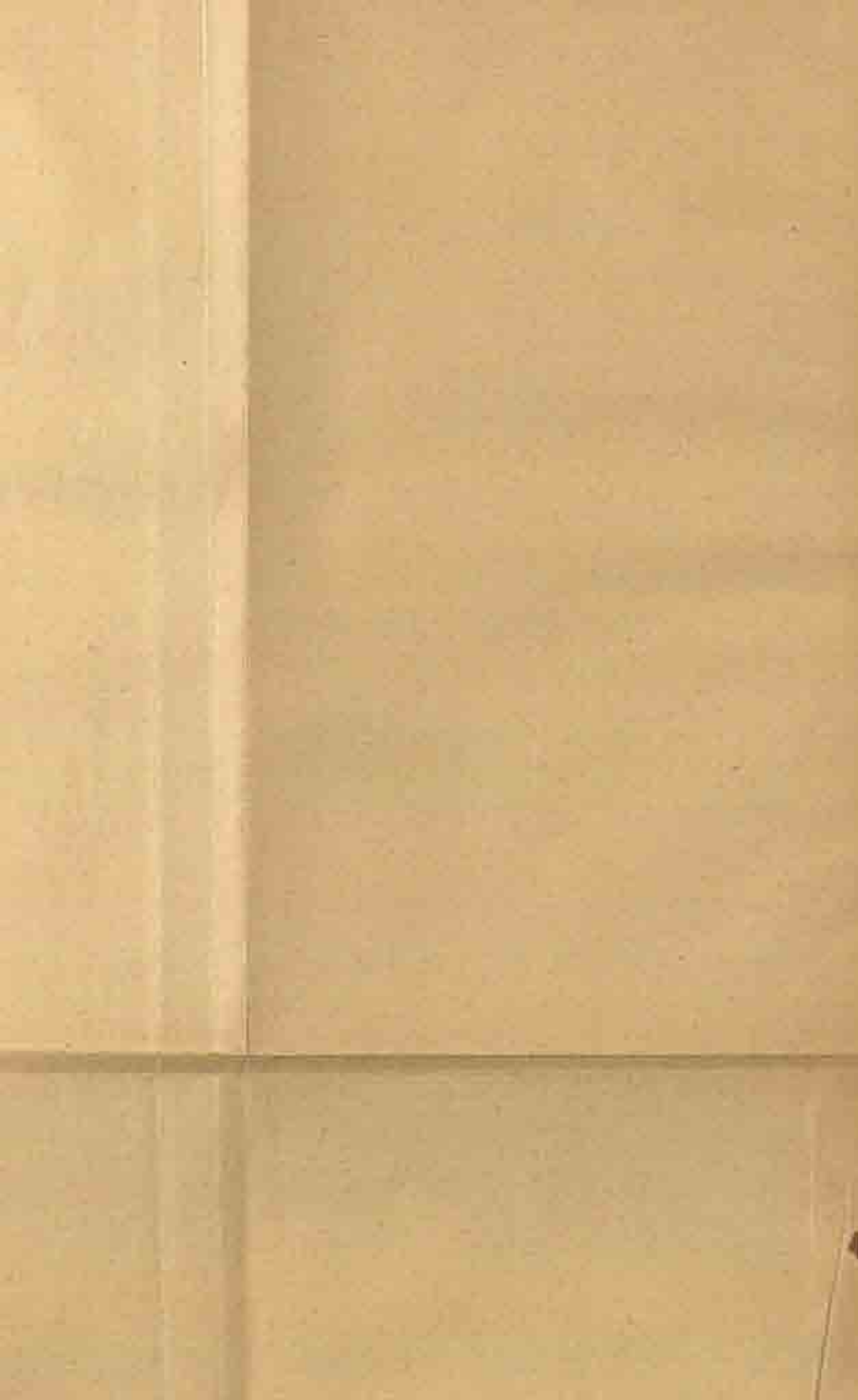
352



353



354



Die Hauptplätze, wo Ägypter und Semiten vor der Entstehung des ägyptischen Reiches in Syrien miteinander in Berührung kamen, waren der Libanon und die Sinai-Halbinsel. Weder im Libanon noch in seinem Hafen von Byblos haben sich von Expeditionen der Pharaonen herrührende Denkmäler gefunden, aber in den Bergwerksgebieten des Sinai, aus denen der hochgeschätzte Türkis geholt wurde, findet sich eine Menge hieroglyphischer Urkunden von der ersten bis zur zwanzigsten Dynastie. Ihre Zahl wurde erheblich durch die von Petrie geleitete Expedition des Egypt Exploration Fund (1905) vermehrt. Die meisten der neuen Funde kamen aus der Gegend von Serābit el-Chādim, wo die Ägypter einer Ortsgöttin, die sie unter dem Namen ihrer eigenen Göttin Hathor verehrten, einen Tempel gebaut hatten. Unter den neuentdeckten Denkmälern fanden sich zehn mit Inschriften in einer unbekannten Schrift, die auf den ersten Blick aus roh eingehauenen ägyptischen Hieroglyphen zu bestehen schien, aber bei näherer Untersuchung Zeichen aufwies, die mit keiner bekannten ägyptischen Schriftart irgend etwas gemein haben (S. Tafel II). Eine kurze, schon früher nach einem Abklatsch von Weill¹⁾ herausgegebene Inschrift vervollständigt die Zahl auf elf.

Betrachten wir zunächst diese Denkmäler etwas näher, um eine Vorstellung von ihrem Wesen und ihrem mutmaßlichen Alter zu erhalten. Zunächst handelt es sich um sieben stark verwitterte Stelen (Nr. 349—355), welche in den Felsen eingehauen waren, bei einem Bergwerk ungefähr 1 1/2 englische Meilen westlich von dem oben erwähnten Tempel. Sie sind wie die meisten ägyptischen Stelen oben abgerundet; die Schrift läuft teils senkrecht, teils wagerecht. In einem Falle (Nr. 351) wird der rechte Teil des Feldes von der Darstellung des Gottes Ptah in seiner Kapelle ausgefüllt, während zwei Schriftzeilen den linken Teil einnehmen. In dem Tempel wurden auch zwei roh ausgeführte hockende Figuren (Nr. 346, 347) gefunden, die eine mit drei Zeichen an der Vorderseite, die andere mit einer unregelmäßigen Inschrift vorn und an der Seite. Es wurde außer-

1) *Recueil des inscriptions égyptiennes du Sinai*, Paris 1904, S. 154, no. 44. Der Abklatsch wird mit Bestimmtheit als zu einer Inschrift von Maghārah gehörend bezeichnet.

dem eine kleine Sphinx (Nr. 345) gefunden mit einem unleserlichen¹⁾ Königsnamen (sog. Horus-Namen) zwischen den Klauen und den ägyptischen Worten „geliebt von Hathor (Herrin des Türkises“ auf der Schulter; auf der Oberseite der Basis stehen an jeder Seite des Körpers einige der unbekannten Buchstaben. Weills Inschrift (Nr. 348) ist sehr zerstört.

Alle diese Denkmäler zeigen starke Spuren von ägyptischem Einfluß, wenn sie auch, wie Petrie meint, aus nicht-ägyptischer Werkstatt stammen mögen. Die Vermutung, daß die Zeichen später als die übrigen Denkmäler seien, kann ohne weiteres zurückgewiesen werden. Sie stammen zweifellos alle aus der Pharaonenzeit; Petrie²⁾ sagt: „Die einzige Datierungsmöglichkeit, die ich in dem Bergwerk I. finden konnte, bot die Scherbe eines gelblichen Topfes mit dem rot und schwarzen Streifen, den wir als charakteristisch für die Zeit Thutmosis III. kennen, und die vielleicht noch etwas älter, aber nicht jünger sein mag. Die Statue (Inschrift Nr. 346) wurde am Türeingang der Kapelle des Sopdu gefunden, die von Hatschepsut gebaut ist. Die Sphinx ist aus einem roten Sandstein, der nur von Thutmosis III. und zu keiner anderen Zeit verwendet wurde. . . . Jede dieser Tatsachen ist an und für sich nicht entscheidend, aber sie stimmen alle überein, und wir sind genötigt, diese Schrift auf ungefähr 1500 v. Chr. zu datieren.“

Dieser Schluß mag richtig sein, es ist mir aber trotzdem sehr zweifelhaft, ob die Datierung an das Ende der zwölften Dynastie nicht wahrscheinlicher ist. In dem von Peet und mir herauszugehenden Werke über die Ergebnisse der Sinai-Expedition werden wir beweisen, daß die Kapelle des Sopdu bis in diese Zeit zurückgeht. Neben einer vereinzelter Stele³⁾ in dem nahe gelegenen Wadi Naqb, aus dem 20. Jahr Amenemes III. steht das Zeichen eines Rinderkopfes, das dem der unbekannten








1) Die von der Expedition gemachte Abschrift zeigt einen Namen, den Petrie als den des Snofru liest, eines frühen Königs, der später im Gebiet des Sinai verehrt wurde. Diese Erklärung ist sehr zweifelhaft, und das Original im Britischen Museum ist ganz unleserlich. Nichtsdestoweniger habe ich Petries Abschrift auf Tafel II wiedergegeben.

2) *Researches in Sinai*, London 1906, S. 131.

3) Gardiner-Peet, *Inscriptions of Sinai* I Taf. XIV Nr. 46.




Schrift nicht unähnlich ist. In den Beispielen aus dem mittleren Reich in Serabit el-Chadim wird Ptah immer in seiner Kapelle dargestellt: die spätere Art der Darstellung ist eine andere¹⁾. Schließlich lesen wir auf den hieroglyphischen Denksteinen aus der Regierungszeit Amenemes III. allein, daß Semiten (Retenu oder 'Amu) an ägyptischen Expeditionen teilnahmen²⁾. Diese Angaben sollen jedoch nicht zu stark ins Gewicht fallen.










Zunächst soll noch ein wichtiger Punkt hervorgehoben werden: es ist durchaus unwahrscheinlich, daß die Denkmäler mit der neuen Schrift das Werk eingeborener semitischer Nomaden sind, die seit Urzeiten ein dürftiges Dasein auf der Sinai-Halbinsel geführt haben. Es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß die Denkmäler von Fremden aus anderen Gegenden, die die Ägypter auf ihren Expeditionen begleiteten, herrühren, wenn auch jene Fremden von nicht weiter als von Palästina oder dem syrischen Hinterlande gekommen sein mögen. Würden die Inschriften von Eingeborenen herkommen, so würden sie unzweifelhaft zahlreicher sein als es der Fall ist. Auch würden wir sie kaum in dem Tempel oder in der Nähe eines Bergwerks erwarten.

Was die Inschriften selbst betrifft, so ist zu bemerken, daß sie nicht aus ägyptischen Hieroglyphen bestehen, daß jedoch viele der Zeichen deutlich dieser Quelle entlehnt sind. Wir haben hier den Menschenkopf , den Rinderkopf , das menschliche Auge , also genau die von Lenormant als die Vorbilder des protosemitischen rōsch , 'alf  und 'ain  geforderten Zeichen. Es ist die Zickzacklinie  vorhanden, die wir mit  mēm „Wasser“ in Zusammenhang bringen, ferner ein Beispiel einer Hand (Nr. 349) welche jōd sein könnte; der Fisch und die Schlange, welche an  und  erinnern, kommen beide für  (nūn oder nahās) in Frage.

1) So in der Zeit Amenemes III. oder IV.; a. a. O. Nr. 124, 125, 126 und 140. In den drei Fällen aus dem Neuen Reiche (Nr. 114, 120 und 249) ist die Kapelle weggefallen.

2) Nr. 24, 85, 87, 92, 110, 112, 115. Auf mehreren dieser wird ein Bruder des Fürsten von Retenu mit Namen Hdd oder Hddm erwähnt, und vielleicht wäre es keine allzu kühne Annahme, daß einige dieser Denkmäler von ihm oder von Leuten seiner Umgebung geweiht waren.

Endlich gibt es noch einige Zeichen, welche ägyptische Analogien   und  haben, die jedoch bis jetzt noch nicht mit Buchstaben des protosemitischen Alphabetes identifiziert werden können.

Damit ist jetzt für meine Untersuchung die klare Richtung gegeben. Haben wir nicht in dieser unbekannten Schrift etwas, das der lang gesuchten proto-semitischen merkwürdig ähnlich sieht? Bei näherer Betrachtung erkennen wir Zeichen, die den ägyptischen Hieroglyphen fremd sind, aber den Namen und Formen der protosemitischen Buchstaben gut entsprechen. So ist , ganz wie das semitische  für τ tau, „Marke“ oder „Kreuz“ in den Inschriften sehr gewöhnlich, wie es der Häufigkeit von τ im Semitischen als Flexionselement entspricht; die sinaitischen Zeichen Nr. 2 der 4. Spalte von Taf. 1 liefern ein passendes Äquivalent für \beth bet „Haus“ sabäisch ; Nr. 7 kann mit den Formen von λ lamd, die durch alle die verschiedenen Alphabete laufen, verglichen, die beiden Zeichenformen Nr. 4 den semitischen Formen von ζ zai oder zain gleichgestellt werden. Ohne besondere Überzeugung habe ich meiner Vergleichungstabelle Nr. 6 =  = dem phönizischen , Nr. 12 =  = dem sabäischen , und Nr. 14 =  = dem semitischen  hinzugefügt.

Wenn wir die Formen einiger besonderer Bildzeichen mit ihren frühesten semitischen Äquivalenten vergleichen, so wird es uns in die Augen fallen, wie leicht der Übergang von den einen zu den anderen vor sich gegangen sein kann. Die Vergleichung kann bei dem Rinderkopf, dem Menschenkopf und dem Wasserzeichen jedem überlassen werden; bei dem menschlichen Auge jedoch ist es erforderlich, darauf hinzuweisen, daß der notwendige Schritt zur Weglassung der Pupille schon bei der Inschrift Nr. 346 getan war.

Die Inschriften sind zu unvollständig, um sie im Zusammenhang zu lesen. Es findet sich jedoch eine Gruppe von vier Buchstaben, die fünf- oder sogar sechsmal wiederkehrt, wie die folgenden Schriftbilder zeigen:

Nr. 343.



Sicher das Ende; beachte die abweichende Form des zweiten Zeichens. Vorher stehen die Zeichen



Nr. 352.



Ende; die vorhergehenden Zeichen sind verloren.

Nr. 353.



Ende; vorher gehen die Zeichen

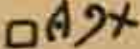



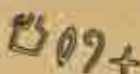
Nr. 354.



Vorher gehen die Zeichen



Nr. 345 (Sphinx)  Ende; vorher geht  ; beachte die senkrechte Form des Auges.

Nr. 346 (Statue)  Ende; vorher geht  ; beachte das Auge ohne Pupille.

Man kann wohl annehmen, daß die senkrechten Zeilen von oben nach unten zu lesen sind; demnach müßten die ihnen entsprechenden wagerechten von links nach rechts zu lesen sein. [Die Zeichen, welche Körperteile von Menschen oder Tieren darstellen, können jedoch in anderen Inschriften auch nach der anderen Richtung gewandt sein, nur bleibt jedes Denkmal in diesem Punkte konsequent, einige Inschriften mögen daher von rechts nach links zu lesen sein.] Die Verschiedenheit der Zeichen, die vorhergehen, scheint die vier Buchstaben als ein einziges Wort zu kennzeichnen. Nun aber sind alle

1) Der vorstehende Strich des 3. Zeichens ist vielleicht ein Fehler der Abschrift und gehört, wie die Photographie vermuten läßt, vielleicht zu dem rechts davon stehenden Zeichen des Fisches.

Zeichen in diesem Worte mit Buchstaben des protosemitischen Alphabetes identifiziert worden, und daher würde es hebräisch geschrieben die Lesung בַּאֲלַת = Ba'alat = *Baalat* ergeben. Ist es nun nicht sehr wahrscheinlich, daß das Wort, das auf fünf oder sechs verschiedenen Inschriften wiederkehrt, der Name der lokalen Göttin ist, der in seiner ägyptischen Form Hathor in nur wenigen der von hier stammenden hieroglyphischen Texte fehlt? Und ist es nicht auch sehr wahrscheinlich, daß die Göttin, welche den ägyptischen Fremden als Hathor bekannt war, von deren semitischen Genossen¹⁾ „die weibliche Ba'al“ genannt wurde? Es ist bezeichnend, daß der Name Hathor auf der Sphinx (s. o.), die zu den Quellen für unser angenommenes Wort Ba'alat gehört, in Hieroglyphen geschrieben ist und daß der Denkstein mit dem Bilde des Pfah (Taf. II, Nr. 351) nicht zu den Quellen zählt. Leider kann ich keinen Vorschlag für die Lesung irgendeines anderen Wortes machen, so daß die Entzifferung des Namen Ba'alat, soweit es mich betrifft, eine unbeweisbare Vermutung²⁾ bleiben muß.

In den elf Inschriften sind im ganzen ungefähr 150 Zeichen lesbar. Unter diesen habe ich nur zweiunddreißig verschiedene Typen finden können, von denen einige wahrscheinlich Duplikate sind. Angesicht des Umfanges unseres Materials ist es unwahrscheinlich, daß viele Zeichen fehlen, daher scheint mir der Beweis für den alphabetischen Charakter der Schrift überwältigend zu sein. Von den siebzehn verständlichen Buchstabennamen des protosemitischen Alphabetes passen sechs, nämlich Rind, Haus, Wasser, Auge, Kopf und Kreuz vollkommen auf Zeichen der neuen Schrift; zu ihnen kommen noch einige weniger überzeugende Vergleichungsmöglichkeiten. Unter den mehr linearen Zeichen sind die für א , ב und ג vorgeschlagenen Formübereinstimmungen ziemlich befriedigend.

1) Vgl. Ials-Astarte-Belit auf der phönizischen Stele von Byblos. Die Göttin von Byblos war den Ägyptern unter dem Namen Hathor bekannt.

2) Ich bedaure, einen Artikel Sayce's in den *Proc. S. B. A.*, vol. XXXII (1910) 88. 215–222 „The Origin of the Phoenician Alphabet“ übersehen zu haben, in welchem ziemlich derselbe Standpunkt hinsichtlich der Buchstabennamen eingenommen ist, wie er hier vertreten wird.

Der Mißerfolg, der die meisten Schriftvergleiche begleitet hat, mahnt zur Vorsicht, und ich bin deshalb eher geneigt, meinen Vorschlag zu gering als zu hoch anzuschlagen. Es muß zugegeben werden, daß es eine Anzahl von Zeichen in der neuen Schrift gibt, die gar keine Ähnlichkeit mit irgendeiner überlebenden semitischen Form aufweisen. Diese Tatsache ist auf der Schuldseite zu buchen, auf der Seite der Guthaben kann ich jedoch auf einen so wertvollen Vermögensbestand Anspruch machen, wie er bisher noch in keiner Theorie über den Ursprung der semitischen Schrift gefunden worden ist.

Abgesehen von Petries Erklärung, daß die unbekannte Sinaischrift „represents one of the many alphabets which were in use in the Mediterranean lands long before the fixed alphabet selected by the Phoenicians“¹⁾,²⁾ gründen sich die darüber veröffentlichten Äußerungen einzig auf die in den *Researches in Sinai* abgedruckten drei Photographien. C. J. Ball hat bei seinem Versuch, die Zeichen auf der Statue Nr. 346 als ein frühes Beispiel phönizischer Schrift zu erklären³⁾, das richtige Gefühl, daß irgendein Zusammenhang mit der protosemitischen Schrift bestehen muß. E. J. Pilechers Behauptung⁴⁾, daß diese Denkmäler nur bedeutungslose Nachbildungen ägyptischer Denksteine und Statuen seien, kann nicht ernstlich in Betracht kommen; sie wird von Sayce⁵⁾ zurückgewiesen, dessen eigene Vergleiche mit gewissen oberägyptischen Steinbruchzeichen auch nicht weiterhelfen.

So stehen wir der Tatsache gegenüber, daß jedenfalls nicht später als 1500 v. Chr. im Gebiete des Sinai, also auf semitischem Boden, eine Schriftform existierte, die fast unzweifelhaft alphabetischen Charakter trägt und die ägyptischen Hieroglyphen deutlich zum Vorbild hat. Einwände lassen sich vielleicht gegen die ins Einzelne gehende Vergleichung der Zeichen, die hier gemacht wurde, erheben, aber wenn die neue

1) *Researches in Sinai*, S. 131.

2) C. J. Ball, A Phoenician inscription of B. C. 1500, in *Proc. S. B. A.* vol. XXX (1908), S. 243.

3) E. J. Pilecher, *The scribings at Sinai* ebenda vol. XXXI (1909) S. 38–41.

4) A. H. Sayce, ebenda S. 132.

Sinaischrift auch nicht die spezielle Schrift sein sollte, von welcher das phönizische und südsemitische Alphabet her stammt, so kann ich doch nicht umhin, sie als einen Versuch in dieser Richtung anzusehen, der bei Annahme ägyptischer Herkunft des semitischen Alphabets als gute Analogie dienen kann. Die gemeinsame Wurzel des phönizischen, griechischen und sabäischen Alphabets kann eine von vielen mehr oder weniger hervortretenden lokalen Alphabet-Abarten sein, die sich alle nach dem akrophonischen Prinzip unter dem Einfluß der ägyptischen Hieroglyphen entwickelt haben. Bei dem Mangel an entscheidenderem Beweismaterial wird ein weiteres spekulatives Eingehen auf Einzelheiten sich kaum als fruchtbar erweisen.

Friedrich Delitzsch und Carl Bezold.

Ein Nachruf

von

Heinrich Zimmern.

Innerhalb weniger Wochen hat zu Ende des vorigen Jahres die deutsche Orientalistik, im besonderen die Assyriologie, zwei ihrer hervorragendsten Vertreter verloren, die beide auch langjährige Mitglieder der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft waren. Am 21. November 1922 verstarb, mitten aus noch voller Berufs- und Gelehrtentätigkeit heraus, im Alter von 63 Jahren Carl Bezold infolge einer Lungenentzündung nach einer Krankheitsdauer von nur wenigen Tagen. Am 19. Dezember folgte dem früheren Schüler sein ehemaliger Lehrer, Friedrich Delitzsch, und zwar nach ganz ähnlich verlaufener Erkrankungsart, im Tode nach. Wenn Delitzsch auch schon das 72. Lebensjahr überschritten hatte und bereits seit zwei Jahren von seinem Berliner Lehramte zurückgetreten war, so gilt doch auch von ihm, daß er noch mitten aus voller Schaffenskraft hinweggerafft wurde. Ja, das letzte Jahr seines Lebens war in besonders starkem Maße ausschließlich mit Gelehrtenarbeit am Schreibtische für ihn ausgefüllt gewesen. Es scheint beinahe so, als ob der Verstorbene geahnt hätte, daß ihm nicht mehr allzu lange Zeit des Wirkens auf Erden beschieden sei, und daß es ihn darum drängte, nach Möglichkeit noch allerlei ihm besonders am Herzen Liegendes unter Dach und Fach zu bringen, ehe er selbst den Weg in das „Land ohne Heimkehr“ beschreiten mußte.

Mit Friedrich Delitzsch¹⁾ ist ohne Frage der bisher

1) Eine in mehrfacher Hinsicht interessante kurze Selbstbiographie hat Delitzsch anlässlich seines siebenzigsten Geburtstag und des zur selben Zeit erfolgten Rücktrittes von seinem Lehramte an der Berliner Universität unter dem Titel „Mein Lebenslauf“ in Reclams Universum, 36. Jahrg. (1920), Heft 47 gegeben.

bedeutendste Assyriologe nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen wissenschaftlichen Welt dahingegangen. Mögen auch in der Erstlingszeit der Keilschriftforschung Gelehrte wie der Hannoveraner Grotefend, der Engländer Rawlinson, der Ire Hincks, der Deutsch-Franzose Oppert bei der Erforschung des damaligen keilinschriftlichen Neulandes noch genialere Gedanken entwickelt haben, und mag auch nach Delitzsch der eine und andere aus der jüngeren Generation der Assyriologen innerhalb und außerhalb Deutschlands auf diesem und jenem Gebiete der Assyriologie seinerseits erst bahnbrechend gewirkt und Delitzsch namentlich auch in bestimmten Realien weit überholt haben: Es bleibt doch die Tatsache bestehen, daß, nachdem Schrader die Assyriologie in Deutschland in glücklicher Weise eingeführt und gegenüber vielfach noch stark dilettantischem Betrieb in England und Frankreich auf eine solide wissenschaftliche Grundlage gestellt hatte, erst sein Schüler Friedrich Delitzsch der eigentliche Begründer der assyriologischen Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes geworden ist. Mit guter sprachwissenschaftlicher Vorbildung ausgerüstet — hatte doch Delitzsch von Haus aus neben semitischen Sprachen indogermanische Sprachwissenschaft und Sanskrit studiert gehabt und in diesen Fächern mit einer für die damalige Zeit recht beachtlichen Arbeit „Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandschaft“ (1873) promoviert und stand er doch im Begriffe, sich für Sanskrit zu habilitieren — erkannte Delitzsch, sowie er an das assyriologische Studium herangetreten war, alabald mit scharfem Blicke, was dieser jungen Wissenschaft damals vor fünfzig Jahren vor allem not tat: die genaue sprachliche Grundlage, zu der uns die assyrischen Schriftgelehrten selbst so äußerst schätzenswertes Material an die Hand gegeben haben. Indem Delitzsch in streng methodischer und entsagungsvoller peinlichster Kleinarbeit Jahre und Jahrzehnte hindurch die keilschriftlichen Originaltexte zu diesem Zwecke ausschöpfte, sich dabei auch keineswegs mit den bloßen Textausgaben Anderer begnügte, sondern während fast regelmäßiger jährlicher längerer Aufenthalte am Britischen Museum sowohl viele der schon veröffentlichten Texte aufs genaueste an den Originalen kollationierte, als auch zahlreiche damals noch unveröffentlichte Tafeln kopierte,

ist es ihm gelungen, sich das notwendige Material für das assyrische Lexikon und die assyrische Grammatik in einer alle seine Vorgänger weit übertreffenden Weise zu beschaffen. Aber auch die Art und Weise, wie Delitzsch dann vor allem in seinem „Assyrischen Handwörterbuch“ (1896) und schon vorher in seiner „Assyrischen Grammatik“ (1889, 2. Aufl. 1906) dieses Material verarbeitet und vorgelegt hat, zeigte nach Inhalt und Form gleicherweise den Meister. Delitzsch besaß eine ganz ungewöhnliche Lebrgabe. Wie er im mündlichen Unterrichte selbst bei anscheinend trockenem rein sprachlichem Stoff begeisternd wirken konnte und wie es ihm darum gelang, für seine Vorlesungen zahlreiche Zuhörer aus dem In- und Auslande heranzuziehen und dauernd zu fesseln, die in diesem doch etwas abgelegenen Fache bei einem weniger anregend wirkenden Dozenten sicher nicht in dem gleichen Maße sich eingefunden hätten, so haben auch seine Lehrbücher, insbesondere seine in fünf Auflagen (1876, 1878, 1885, 1900, 1912) erschienenen „Assyrischen Lesestücke“ in gleicher Weise anziehend gewirkt und haben sich neben allerlei andern, in ihrer Art ja auch ganz verdienstlichen Hilfsmitteln, die später daneben aufgekommen sind, eben ihrer großen pädagogischen Vorzüge wegen doch bis auf den heutigen Tag mit Recht an erster Stelle gehalten.

Aus diesen großen wissenschaftlichen und pädagogischen Vorzügen heraus erklärt es sich nun auch, daß Delitzsch' lexikalische und grammatikalische Methode in der Behandlung des Assyrischen, wenn natürlich auch mit Abweichungen im Einzelnen, sich doch im Wesentlichen überallhin verbreitet hat, daß in dieser Hinsicht alle heutigen Vertreter der Assyriologie, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Amerika und sonst im Auslande, ob sie nun unmittelbare Schüler und Zuhörer Delitzsch' waren oder nicht, auf Delitzsch' Schultern stehen und als von ihm im letzten Grunde abhängig gelten müssen. Dagegen legte Delitzsch selbst wenig Wert darauf, dieses Abhängigkeitsverhältnis, in dem alle nachfolgenden Assyriologen mehr oder weniger zu ihm standen, seinerseits besonders zu betonen und aufrechtzuerhalten. Wie so manchem Bahnbrecher in der Wissenschaft genügte es ihm, die ersten festen Grundlagen gelegt zu haben, mochten dann die Andern

in ihrer Art darauf weiterbauen. So verfolgte er im allgemeinen auch nur wenig die Forschungen der jüngeren Assyriologen, selbst auch nicht auf dem speziell lexikographischen Gebiete, begnügte sich in der Hauptsache vielmehr damit, für seine Zwecke selbst das auszuschöpfen, was etwa neue Originaltexte ihm an die Hand gaben. Das hatte dann allerdings auch zur Folge, daß Delitzsch mit der Zeit immer mehr außer lebendiger Berührung mit dem laufenden Strome der von ihm selbst erst in die richtigen Wege geleiteten lexikalischen, grammatikalischen und mehrfach auch sonstigen assyriologischen Forschung kam. Andererseits sei aber an dieser Stelle auch dankbarst der bleibenden Verdienste gedacht, die sich Delitzsch in Gemeinschaft mit Paul Haupt durch die Begründung und Herausgabe der beiden großen Sammelwerke „Assyriologische Bibliothek“ und „Beiträge zur Assyriologie“ um die jüngere Generation der Assyriologen erworben hat.

Außer den bereits genannten speziell lexikographischen und grammatischen Werken und Lehrbüchern verdanken wir Delitzsch noch eine ganze Reihe weiterer wichtiger Schriften aus früherer Zeit, bei denen der Schwerpunkt ebenfalls meist auf sprachlichem Gebiete liegt. Es seien hier nur angeführt „Die Sprache der Kossäer“ (1884), die der assyrisch-hebräischen Lexikographie gewidmete Schrift „Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs zum Alten Testament“ (1886), sowie aus den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften: „Beiträge zur Entzifferung und Erklärung der kappadokischen Keilschrifttafeln“ (1893), „Das babylonische Welterschöpfungsepos“ (1896), „Die babylonische Chronik“ (1906). Weniger Glück hatte dagegen Delitzsch mit seinen Aufstellungen über den Ursprung der babylonischen Keilschrift: „Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Ursprung der Keilschriftzeichen“ (1897), nebst „Nachwort“ (1898).

Indessen erschöpfte sich Delitzsch' Interesse keineswegs etwa im rein Sprachlichen, Lexikographischen und Grammatikalischen, so sehr diese Gebiete auch allezeit den Mittelpunkt seiner Studien bildeten und in ihnen offenbar auch seine wissenschaftliche Hauptstärke lag. Vielmehr hat er in weitem Umfange auch den Realien, der Geographie, der Geschichte und

Chronologie, der Kulturgeschichte in ihren verschiedenen Verzweigungen und vor allem auch der Religion der Babylonier und Assyrer stets sein Augenmerk zugewandt und ging hierbei insbesondere auch, wie dies schon Schrader getan hatte, den Beziehungen zwischen Keilinschriften und Altem Testament mit Vorliebe nach. Desgleichen verfolgte er stets eingehend die Geschichte der Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien. So sehr Delitzsch darum auch in seinen Vorlesungen gerade diese Seite der Realien ausgiebig pflegte und dadurch vornehmlich auch weithin belehrend und anregend gewirkt hat, so liegt von in der Form streng wissenschaftlich gehaltenen Veröffentlichungen dieser Art, abgesehen etwa von einigen ausführlicheren Artikeln in der Protestantischen Realenzyklopädie — auch die von Delitzsch neu bearbeitete kleine „Geschichte Babyloniens und Assyriens“ von Müdter (1891) trug doch mehr populären Charakter — eigentlich nur ein Buch aus früheren Jahren vor, das trotz seines etwas eigenartigen, aus einem Vortrag hervorgegangenen Titels „Wo lag das Paradies?“ (1881) in seinen reichlich die Hälfte des Buches einnehmenden Anhängen eine für die damalige Zeit sehr willkommene Zusammenfassung des aus den Keilinschriften für die Geographie Babyloniens und seiner Nachbarländer zu gewinnenden Materials bot, die in manchem auch heute noch über vierzig Jahren noch nicht überholt und ersetzt ist.

Um so mehr hat dann Delitzsch namentlich in den späteren Jahren, veranlaßt durch seine Werbetätigkeit für die Deutsche Orient-Gesellschaft, in Wort und Bild, belebt auch durch Verwertung von Eindrücken aus seinen eigenen ihm vergönnt gewesenen wiederholten Reisen an die Ausgrabungsstätten in Babylonien und Assyrien, in der Form seiner weltbekannt gewordenen Vorträge für weitere Kreise über „Babel und Bibel“ und andere wie „Im Lande des einstigen Paradieses“, „Mehr Licht“, „Handel und Wandel in Altbabylonien“, „Das Land ohne Heimkehr“, „Sumer und Akkad“ seine Forschungen und Anschauungen auf diesen Gebieten auch im Drucke bekanntgegeben. Dabei wurde von ihm immerhin, insbesondere in den beigegebenen Anmerkungen, gar mancherlei geboten, was der Werkstätte streng wissenschaftlichen Rüstzeuges entstammte und das oft mehr Beachtung von seiten der Fachgenossen verdient hätte,

als ihm in Anbetracht der Stelle, an der es erschien, vielfach nur zuteil geworden ist.

Delitzsch hat durch diese seine umfassende Tätigkeit vor allem im Interesse der Deutschen Orient-Gesellschaft, die er auf zahlreichen, sogar bis nach Amerika ausgedehnten Vortragsreisen, einmal auch durch die Inszenierung einer großen historischen Pantomime, *Sardanapal*, im Berliner Opernhause, noch neben seiner arbeitsreichen Berufstellung als Direktor der Vorderasiatischen Abteilung des Berliner Museums und neben seinem Hauptamte als Professor an der Berliner Universität ausübte, wie er selbst mehrfach beklagte, wirklich viel von seiner kostbaren Zeit für nicht streng wissenschaftliche Zwecke geopfert. Und doch hat er im letzten Grunde dadurch seinem Fache vielleicht mehr genützt, als wenn er in der gleichen Zeit etwa als ein in der stillen Studierstube forschendes Akademienmitglied¹⁾ eine Reihe schwer wissenschaftlicher Bücher und Abhandlungen verfaßt hätte. Denn ohne Delitzsch' unübertroffene Werbetätigkeit hätte die Deutsche Orient-Gesellschaft sicher nicht diejenige großartige Entwicklung genommen, die ihr bis zum Ausbruch des Weltkrieges beschieden war und an deren Resultaten — es seien nur die Orte und Länder Babylon, Assur, Boghazköi, sowie nicht zuletzt Palästina und Ägypten genannt — wir noch heutzutage reichlich zu verarbeiten haben.

Daß aber Delitzsch über all dieser zeitraubenden Werbetätigkeit doch seine eigensten wissenschaftlichen Studien keineswegs etwa ganz hintangesetzt hatte, das zeigte schlaglichtartig das Erscheinen seiner „Sumerischen Grammatik“ (1914), dazu gleichzeitig in knapperer Form seiner „Kleinen sumerischen Sprachlehre für Nichtassyriologen“ und seines „Sumerischen

1) Die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften hatte ihn schon in jungen Jahren als Leipziger Extraordinarius zu ihrem Mitgliede gewählt, das Institut de France, die Royal Asiatic Society, die Akademien von Dublin, Bologna, Christiania, Helsinki und viele gelehrte amerikanische Gesellschaften waren später darin gefolgt; in die Berliner Akademie der Wissenschaften ist er etwa als Nachfolger Schraders nicht gekommen; so hatte er auch nicht die Möglichkeit, für die Entwicklung der deutschen assyriologischen Wissenschaft und ihres jungen Nachwuchses mancherlei zu tun, was ihm im Rahmen dieser Körperschaft sonst ohne weiteres als Aufgabe zugefallen wäre.

Glossare“ (ebenfalls 1914). Aus dem gleichen Jahre stammt dann auch noch Delitzsch' einzige Abhandlung aus der Berliner Akademie, vorgelegt von Hrn. W. Schulze, „Sumerisch-akkadisch-hettitische Vokabularfragmente“. Wie auf assyrischem Gebiete, so drängte es Delitzsch offenbar, auch auf dem immer wichtiger werdenden sumerischen die maßgebenden Lehrbücher zu liefern. Als Abschluß jener Reihe sollte dann noch ein Band „Sumerische Lesestücke“ folgen, deren Vorbereitung, wie aus dem Nachlaß ersichtlich, schon ziemlich weit gediehen war. Auch Delitzsch' Schrift „Die Les- und Schreibfehler im Alten Testament“ (1920), die ungefähr zur gleichen Zeit wie die beiden Hefte „Die große Täuschung“ erschien, zeigte, daß Delitzsch trotz des leidenschaftlichen Kampfes um weitreichende Weltanschauungsfragen, in den er sich hineinbegeben hatte, es doch keineswegs verlernt hatte, minutiöseste Kleinarbeit im Dienste seiner engeren Fachwissenschaft — und auch über diese hinaus, wie oben gerade auch dies letztgenannte Buch lehrte — zu leisten.

Berodte Zeugen solcher umfassender streng wissenschaftlicher zeitraubender Kleinarbeit, die Delitzsch unausgesetzt jahraus jahrein neben all seinen sonstigen vielen Verpflichtungen und Betätigungen ausgeführt hat, sind aber vor allem auch noch die umfangreichen, zum Teil völlig druckfertigen Manuskripte, die aus seinem Nachlasse vorliegen. Da ist in erster Linie das „Supplement zum Assyrischen Handwörterbuch“ zu nennen, seinem Umfang nach ungefähr dem Handwörterbuch selbst gleichkommend, dessen Drucklegung, wenn auch vielleicht nur in stark verkürzter Form, hoffentlich doch noch zur Ausführung gelangen kann und das uns, wenn auch nicht eine erschöpfende Verwertung alles seit 1896 neu hinzugekommenen Wortmaterials, so doch für gewisse Gattungen der babylonisch-assyrischen Literatur, wie die Briefe aus der Hammurapi-Zeit und die ausgedehnte Brietsammlung aus der Sargonidenzeit, einen neuen Erweis der Meisterschaft Delitzsch' im Eindringen in sprachlich besonders schwierige Texte erbringen wird. Ebenso liegt auch das von Delitzsch schon lange in Aussicht gestellte „Hebräisch-aramäische Wörterbuch zum Alten Testament“ tatsächlich im Manuskript druckfertig vor, und es steht zu hoffen,

daß trotz der Ungunst der Zeiten auch dessen Drucklegung ermöglicht werden kann. Eine schon weit vorgeschrittene umfangreiche sprachliche und sachliche Bearbeitung der großen Briefsammlung aus der Sargonidenzeit, an der Delitzsch noch bis in die letzten Tage vor seinem Tode eifrig tätig war, liegt allerdings leider noch nicht in so abgeschlossener Form vor, daß ihre Veröffentlichung ohne weiteres möglich wäre. Dasselbe gilt auch von den schon ziemlich weit gediehenen Vorarbeiten zu den Sumerischen Lesestücken, zu einer dritten Auflage der Assyrischen Grammatik, zu einer Sammlung babylonisch-assyrischer Psalmen in Übersetzung und einigen anderen Manuskripten, die sich im Nachlaß vorgefunden haben. Dagegen liegt wiederum — ein neuer Beweis dafür, daß Delitzsch keineswegs etwa einseitig in der Assyriologie aufging — ein vollständiges Spezialwörterbuch zum Qoran, an dem Delitzsch schon seit langen Jahren zwischen all seiner sonstigen Tätigkeit mit besonderer Liebe und Hingebung gearbeitet hat, anscheinend so gut wie druckfertig im Manuskript vor. War doch auch in Delitzsch' weit über das bloße assyriologische Gebiet ausgedehntem Vorlesungskreise — so gehörten namentlich auch alttestamentliche Interpretationskollegien und Türkisch von jeher zu gerne von ihm gehaltenen Vorlesungen — gerade das Qorankolleg eines der von ihm mit besonderer Vorliebe gepflegten. Aus der gleichen liebevollen Beschäftigung mit der Gedankenwelt des Qoran stammt ja auch Delitzsch' im Weltkrieg niedergeschriebenes ansprechendes Büchlein „Die Welt des Islam“ (1916).

Wer ferner, wie der Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit gehabt hat, den übrigen wissenschaftlichen Nachlaß Delitzsch', seine mit peinlichster Genauigkeit geführten Ideogramm- und sonstigen Sammlungen, z. B. auch der Personen-, Götter- und geographischen Namen, seine aufs stärkste durcharbeiteten und mit zahlreichen wertvollen Zusätzen versehenen Handexemplare der fünf Rawlinson-Inschriftenbände, vieler Teile der Cuneiform Texts und anderer eigener und fremder bis in die neueste Zeit reichender Textveröffentlichungen einzusehen, der kann noch mehr als bloß auf Grund der tatsächlich veröffentlichten Werke Delitzsch' ermessen, wie viel reiches Einzelwissen mit seinem

Tode für immer dahingegangen ist. Und wem endlich, wie dem Verfasser dieses Nachrufs, Delitzsch nicht nur als Gelehrter und Forscher, sondern auch persönlich als Lehrer, väterlicher Freund und Berater gegenübergestanden hat, der vermag es erst recht zu empfinden, was ihm durch seinen Hingang für immer verlorengegangen ist.

Die großen Verdienste Carl Bezolds¹⁾ um die orientalische Wissenschaft im allgemeinen und um die Assyriologie im besondern liegen in etwas anderer Richtung, als sie uns bei Delitzsch entgegengetreten waren. Was Bezold vor allem auszeichnete war nicht sowohl, daß er etwa in besonderm Maße ein führender, bahnbrechender Vertreter seiner Fachwissenschaft sein wollte — wie gering ist doch auch die Zahl derjenigen Gelehrten, von denen solches überhaupt wirklich gelten kann! —, als vielmehr die große Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit der er den Gang der gesamten Forschungstätigkeit in seinem Fache verfolgte, das redliche Bemühen, die Forschungen Anderer in ihrem Werte anzuerkennen und dabei namentlich auch jüngeren begabten Kräften die Wege ebnen zu helfen, und endlich das heiße Bestreben, bei reichem Wissen mit eisernem Fleiße nach streng methodischem Verfahren und mit nüchternem, allem Phantastischen und Übertreibenden abholden Sinne an seinem Teile die Forschung in seiner Fachwissenschaft wesentlich mit fördern zu helfen.

Gleich Delitzsch war auch Bezold von andern Sprachkreisen her, darunter auch dem Chinesischen, erst zur Semitistik und speziell zur Assyriologie gekommen, die dann allerdings zum Mittelpunkt seines Gelehrtenlebens werden sollte, wenngleich er keineswegs in ihr ausschließlich aufgegangen ist. Hat er doch sowohl im Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn durch die Herausgabe und Übersetzung der syrischen „Schatzhöhle“ (1883 und 1888), als auch noch in späteren Jahren

1) Vgl. über ihn vor allem auch den warmen Nachruf Franz Boll's, gesprochen bei der Beisetzung, gedruckt in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Jahrg. 1923, I. Abh. — Eine vollständige Bibliographie der Veröffentlichungen Bezold's wird demnächst im I. Hefte der Zeitschr. f. Assyriologie. N.F. Bd. I (35) von der Hand seiner Witwa erscheinen.

durch die Veröffentlichung des äthiopischen „Kebra nagaſt“ (1905) und die Besorgung der 2. Auflage von Dillmanns „Äthiopischer Grammatik“ (1899; engl. Ausgabe 1907) deutlich gezeigt, daß neben dem Assyrischen auch die Sprachen und Literaturen der andern semitischen Völker ihm wohlvertraut waren, und bildeten doch, wie für seine Vorlesungen und Übungen, so auch für seine Erholungsstunden bis zuletzt arabische Grammatiker, Dichter und Adab-Schriftsteller eine Lieblingsbeschäftigung.

Schon die erste Arbeit Bezolds, die aus seiner Doktor-dissertation erwachsene sehr verdienstliche textkritische Ausgabe des babylonischen Teils der „Achämenideninschriften“ (1882) zeigt die Vorzüge und den Charakter seiner Arbeitsweise: genaueste Akribie verbunden mit einem instinktiven guten Blick für das Richtige, dazu eine besondere Begabung für praktische äußere Darstellung des behandelten Stoffes. Das gleiche gilt von seinem „Kurzgefaßten Überblick über die babylonisch-assyrische Literatur“ (1886), der für jene Zeit ein äußerst willkommenes praktisch angelegtes Hilfsbuch zur Orientierung in der schon damals schwer übersehbar gewordenen Keilschriftliteratur darstellte. In ganz besonderem Maße kamen dann aber die Vorzüge der Bezold'schen Arbeitsweise zum Ausdruck bei seiner Hauptleistung auf assyriologischem Gebiete, die zugleich ein gutes Stück seiner Lebensarbeit bedeutet, der Katalogisierung der Tontafeln aus der Bibliothek Assurbanipals im Britischen Museum. Der Fernerstehende ahnt es kaum, was für eine Unannehmlichkeit von aufopfernder und entsagungsvoller Tätigkeit den fünf Bänden von Bezold's „Catalogue of the Cuneiform Tablets of the Kouyunjik Collection of the British Museum“ (1889—1899) zugrunde liegt, wie hier stillschweigend durch die Feststellung bald eines „join“, bald eines Duplikats oder einer Serienzusammengehörigkeit wertvolle Arbeit meist zu Nutz und Frommen Anderer geleistet worden ist, die dann auf Grund der Angaben dieses Catalogue bequem zu systematischen Textveröffentlichungen schreiben konnten. Aber auch nur dadurch, daß Bezold sich von vornherein über die richtige Methode bei der Aufarbeitung dieser großen, zumeist noch ungeordneten Masse klar war, konnte es ihm gelingen, richtige Ordnung in

sie zu bringen. Vor allem ist auch besonders noch anzuerkennen, wie er mit Selbstverleugnung und erzwungener Selbstbeschränkung die große Arbeit damals wirklich bis zu Ende durchgeführt hat und nicht, was gewiß bei manchem anderen Fachgenossen eingetreten wäre, der sich von interessanten Einzelheiten nicht hätte losreißen können, auf halbem Wege damit stehengeblieben ist. Recht bedauerlich bleibt es nur, daß es damals nicht gelungen ist, bei der Museumsleitung mit dem Vorschlage durchzudringen, der gewiß Bezolds innersten Wünschen entsprochen hätte und der vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auch der einzig richtige gewesen wäre, bei Gelegenheit nämlich dieser Katalogisierung die Tontafelsammlung des Britischen Museums nun auch wirklich systematisch nach Gattungen, Serien, zusammengehörigen Fragmenten, Duplikaten usw. räumlich anzuordnen und es nicht bei der ersten Anordnung nach dem zufälligen Museumszugang und sonstigen ganz äußerlichen Gesichtspunkten zu belassen. Wie ganz andere Resultate hätte in diesem Falle Bezold für sich und Andere gewiß dann noch in der Rekonstruktion des Legespiels der Tontafelfragmente aus der Assurbanipal-Bibliothek erzielen können, insbesondere für die Vokabulare, die religiösen und mythologischen Texte, die Omina- und Beschwörungsliteratur, sowie noch verschiedene weitere Textgattungen! In die Londoner Zeit fällt übrigens auch noch die wiederum ein Muster Bezoldscher Akribie darstellende sehr verdienstvolle Herausgabe des Londoner Teiles des Tontafelfundes aus El-Amarna (1892).

Schon bald nach Beginn seiner akademischen Laufbahn hat Bezold, zunächst zwei Jahre lang zusammen mit Fritz Hommel in Gestalt der „Zeitschrift für Keilschriftforschung“, sodann in der von ihm allein weiter 37 Jahre hindurch herausgegebenen „Zeitschrift für Assyriologie“ ein Organ geschaffen, das in erster Linie für Deutschland, aber auch darüber hinaus, einen Sammelpunkt für die assyriologischen Studien bilden sollte. In mancher Hinsicht hat die Zeitschrift ja auch diesen ihren Zweck erfüllt und eine Menge Arbeiten gebracht, die, im Ganzen betrachtet, eine gewisse Widerspiegelung der assyriologischen Forschung im Laufe dieses langen Zeitraumes darstellen. Auf der andern Seite darf aber auch nicht ver-

schwigen werden, daß infolge gewisser mehr auf persönlichem, als auf sachlichem Gebiete gelegener Gründe in manchen Jahrgängen dieser Zeitschrift — in den letzten Jahren kehrte sie darin wieder mehr zu ihrem ursprünglichen Charakter zurück — die „verwandten Gebiete“, denen die Zeitschrift gleichfalls dienen sollte, und zwar auch solche, die mit der Assyriologie kaum noch in einem inneren Zusammenhange standen, allzu starke Berücksichtigung gefunden haben auf Kosten der Assyriologie selbst, während gleichzeitig die aktuellen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen auf assyriologischem Gebiete sich vielmehr in anderen orientalistischen Zeitschriften abspielten. Doch verbleibt Bezold das unbestreitbare Verdienst, durch die Art der Führung seiner Zeitschrift in kräftiger Weise für den Zusammenhalt der Assyriologie mit der übrigen Semitistik gesorgt und der Gefahr vorgebeugt zu haben, daß die erstere allzu einseitig gepflegt werde. Und wann es Bezold auch infolge von allerlei hier nicht näher zu erörternden Gründen versagt geblieben ist, sämtliche deutsche Assyriologen zur dauernden Mitarbeit an seiner Zeitschrift zu vereinigen, so ist es ihm dafür um so mehr gelungen, wenigstens bis zum Ausbruch des Weltkriegs als Herausgeber dieser Zeitschrift die internationalen wissenschaftlichen Beziehungen in der Assyriologie und auch in der sonstigen Semitistik lebhaft zu fördern, zu deren Pflege er schon durch seinen langjährigen Londoner Aufenthalt gewissermaßen prädestiniert erschien. Einen bereicherten Ausdruck haben diese seine ausgedehnten Beziehungen zu vielen Fachgenossen des In- und Auslands besonders auch gefunden in den unter seiner Redaktion erschienenen beiden Festschriften, dem monumental Sammelwerke „Orientalische Studien, Theodor Nöldeke zum siebenzigsten Geburtstag gewidmet“ (1906) und der „Festschrift für Ignaz Goldziher“ (1912, als Bd. 26 und 27 der Zeitschr. f. Ass. erschienen). Daß übrigens Bezold, wo es not tat, doch auch sehr wohl mannhafte Worte nationalen Sinnes gegenüber ungehörlicher Überhebung von ausländischer Seite zu finden wußte, zeigt seine im Kriege gehaltene und erschienene Heidelberger Rektoratsrede von 1916 über „Die Entwicklung der semitischen Philologie im Deutschen Reich“.

In Heidelberg, wo Bezold 28 Jahre lang als Ordinarius

für semitische Philologie bis zu seinem Lebensende gewirkt hat, hat er nicht nur seine nächstliegende Berufsaufgabe in mustergültiger Weise erfüllt, indem er außer dem Assyrischen ebenso auch die übrigen Fächer der Semitistik, Aramäisch, Kanaanäisch, Arabisch, Aethiopisch, mit der gleichen Hingebung und Betonung ihrer Wichtigkeit seinen Zuhörern übermitteln hat, sondern es waren darüber hinaus auch noch eine Reihe weiterer neuer Aufgaben, die dort an ihn herantraten und denen er dank seinem hervorragenden Organisations-talent und seiner beneidenswerten Arbeitskraft in trefflicher Weise gerecht geworden ist, bei denen aber auch sein unerwarteter Tod besonders stark empfundene Lücken zurückgelassen hat.

Zunächst hat Bezold, durch seinen damaligen Kollegen, den so früh dahingerafftten Albrecht Dieterich dazu veranlaßt, als Mitarbeiter am Archiv für Religionswissenschaft in dankenswerter Weise darin die Berichterstattung über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der babylonischen Religion, wie auch der Religionen Syriens übernommen und in mehrfachen Berichten zweckentsprechend zur Ausführung gebracht, wie er auch in der „Kultur der Gegenwart“ in kurzer Form einen Überblick über die babylonisch-assyrische Religion geboten hat. Auch konnte gerade er, der vielseitig gebildete geistreiche Gesellschafter, sowenig er an und für sich eine zu weitgehende Popularisierung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse liebte, doch auf die Dauer dem in jener Zeit allerorts an die Gelehrten heran-tretenden Verlangen nach womöglich mit Lichtbildern aus-gestatteten Vorträgen über ihr Fach für weitere Kreise sich nicht entziehen. So hat auch Bezold zeitweise solche Vorträge, einmal wie Delitzsch auch in Nordamerika, gehalten. Sie haben alsdann einen erwünschten bleibenden literarischen Nieder-schlag gefunden in seinem vortrefflichen, in drei Auflagen (1903 und 1909) in den bekannten Monographien zur Welt-geschichte erschienenen „Ninive und Babylon“, das für viele Fernerstehende zu einer sehr lehrreichen Einführung in die alte Kulturwelt Babyloniens geworden ist. Ähnlich hat er dann auch in Pflugk-Harttungs Weltgeschichte unter dem Titel „Die Kulturwelt des Alten Orients“ eine reichillustrierte, wohlgelungene

Darstellung des gleichen Stoffes geboten, hier auch mit Ausdehnung auf Israel und Ägypten.

Sodann hat es sich besonders glücklich gefügt, daß Bezold in jahrelanger enger persönlicher Arbeitsgemeinschaft mit seinem Heidelberger Kollegen Franz Boll, diesem ersten Kenner der antiken Astronomie und Astrologie, das schwierige einschlägige babylonische Material, in das sich Bezold selbst erst zu diesem Zwecke bewundernswert rasch eingearbeitet hat, jenem aus erster Hand zugänglich machen konnte. Eine ganze Anzahl von Abhandlungen in den Schriften der Heidelberger, wie auch der Münchener Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1911 ab, dazu auch das treffliche kleine Bändchen Bolls über „Sternglaube und Sterndeutung“ mit dem Abschnitt Bezolds über die Astrologie der Babylonier, gibt Zeugnis von dieser fruchtbaren Zusammenarbeit Bolls und Bezolds und läßt es sehr beklagenswert erscheinen, daß sie durch den Tod Bezolds nun so jäh abgebrochen worden ist. Bildete sie doch eine neue glänzende Bestätigung dafür, wie Ersprießliches dabei herauskommen kann, wenn zwei Gelehrte von zwei Nachbargebieten aus gemeinsam an einem Forschungszweige arbeiten und ihre Funde persönlich gegenseitig austauschen und vereint vorlegen. Freilich gehört dazu nicht allein die notwendige wissenschaftliche Ausrüstung auf beiden Seiten, sondern vor allem auch eine gewisse harmonische Übereinstimmung der beiden Persönlichkeiten, eine Vorbedingung, die sich offenbar bei dem Forscherpaare Bezold-Boll aufs glücklichste erfüllt fand.

Endlich hat im letzten Jahrzehnt seines Lebens namentlich ein Plan Bezold aufs stärkste bewegt und beschäftigt: die Herausgabe eines erschöpfenden Wörterbuchs der assyrischen Sprache. Gerade auf diesem Gebiete der assyrischen Lexikographie mußte nun naturgemäß bei der Behandlung des gleichen Stoffs die Verschiedenheit zwischen der Veranlagung Delitzsch' und Bezolds mit besonderer Deutlichkeit zum Vorschein kommen. War Delitzsch schon seinerzeit in seinem Handwörterbuch bewußt stark eklektisch verfahren, so daß er bereits damals die vorliegenden Originaltexte nach subjektivem Ermessen vielfach nur in einer gewissen Auswahl heranzog¹⁾ — in dem hinter-

1) Es sei übrigens hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß aus

lassenen Supplement zu seinem Handwörterbuch würde das noch in erhöhtem Maße zutage treten —, hatte er dann aber das so von ihm ausgewählte Material in wirklich bewundernswerter Weise durchdrungen und mit stark ausgeprägter Begabung für lexikographische Behandlung vorgelegt, so kam es Bezold in allererster Linie vielmehr darauf an, das vorhandene Material nach einem genauen Plane — wobei ihm Ermans ägyptischer Thesaurus mehrfach zum Vorbild diente — streng systematisch möglichst lückenlos zu erfassen. Es bedeutete dieses Verfahren demjenigen Delitzsch' gegenüber in mancher Hinsicht entschieden einen Vorzug und sicherte Bezold einen bedeutenden Vorsprung in bezug auf die Vollständigkeit des zugrunde gelegten Materials. Dagegen muß nach den Proben, die Bezold sowohl von der Aufnahme, als auch von der Verarbeitung des Materials im einzelnen gelegentlich vorgelegt hat, angenommen werden, daß er die Meisterschaft Delitzsch' in beidem doch wohl nie ganz erreicht haben würde. Mit den in den letzten Jahren sich zusehends immer ungünstiger gestaltenden äußeren Bedingungen für wissenschaftliche Publikationen in größerem Maßstabe mußte nun freilich für Bezold auch immer mehr die Hoffnung schwinden, eine wirkliche Veröffentlichung seines großartig angelegten und schon weit vorgeschrittenen Thesaurus-Apparates noch selbst erleben zu können. So begnügte er sich darum zuletzt mit der Hoffnung, wenigstens ein auf seine Sammlung aufgebautes „stellenloses kleines babylonisch-assyrisches Wörterbuch“, wie er es zu benennen pflegte, bald der Öffentlichkeit vorlegen zu können. Fast scheint es so, als wenn er sich zur baldigen Erreichung dieses Zieles gesundheitlich zuletzt zuviel zugemüht und dadurch sein vorzeitiges Ende mit herbeigeführt hätte, ganz ähnlich wie auch Delitzsch in seinem letzten Lebensjahre bei der Fertigstellung des Supplements zu seinem Handwörterbuch und bei der Durcharbeitung der Harperschen Briefsammlung sich doch etwas zu seinem Schaden überarbeitet haben dürfte. Indessen liegt bei

Delitzsch' Handexemplaren der Textausgaben infolge eines von ihm durchgeführten praktischen Bezeichnungssystems schon auf den ersten Blick stets leicht zu ersehen ist, welche Wörter und Stellen von ihm in das Handwörterbuch, und so auch in das Supplement, aufgenommen worden sind, und bei welchen es andererseits unterblieben ist.

dieser letzten, im Manuskript annähernd fertiggestellten Arbeit Bezolds die bestimmte Aussicht vor, daß durch seinen tüchtigen letzten Schüler, Albrecht Götze, der ja in seiner vor kurzem erschienenen eindringenden Abhandlung über die „Schatzhöhle“ bereits auf einem anderen Gebiete die frühere Leistung seines Lehrers trefflich fortgesetzt und ergänzt hat, unter der verständnisvollen Mitwirkung von Adele Bezold, die ja seit Jahren ihrem Gatten bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten treu helfend und mehrfach geradezu als Mitarbeiterin zur Seite gestanden hat, die Drucklegung bald noch ermöglicht werde. Das Interesse der deutschen assyriologischen Wissenschaft erfordert es aber gebieterisch, daß die von Bezold in Heidelberg so planvoll und umsichtig angelegte und auch schon so weit gediehene große Sammlung eines Thesaurus der assyrischen Sprache nicht ins Stocken gerate, sondern durch einen geeigneten Nachfolger auf seinem Lehrstuhl fortgesetzt werden könne; dies um so mehr, als die Gefahr vorliegt, daß durch ein ganz ähnliches, mit größten Mitteln ins Leben gerufenes amerikanisches Unternehmen¹⁾ die deutsche Assyriologie, die gegenwärtig ohnehin schon mit großen äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auch auf diesem Felde ins Hintertreffen gedrängt werde.

Wieviel die Heidelberger Universität an einem ihrer hervorragendsten Vertreter, die Heidelberger Akademie der Wissenschaften an ihrem organisatorisch so besonders befähigten, geschäftskundigen umsichtigen Leiter, die zahlreichen persönlichen Freunde, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen, mit Bezolds Dahinscheiden verloren haben, das mag hier nur mit diesem einen Worte angedeutet sein.

Delitzsch und Bezold, zwei Zierden der deutschen assyriologischen und allgemein orientalistischen Wissenschaft — auch von ihnen gilt das Wort: Mancherlei Gaben, doch ein Geist, die gleiche Begeisterung für die reine Wissenschaft, die sie beide beselte und die für uns Nachgebliebene vorbildlich sein möge. Dank ihrem Wirken! Ehre ihrem Andenken!

1) Vgl. über dieses unter der Leitung von Luckenbill vorbereitete Assyrian-Babylonian Dictionary Broussets Bericht über das Oriental Institute of the University of Chicago in *AJSL* 38 (1922), 288 ff.

T. W. Rhys Davids.

Ein Nachruf

VON

W. Stede.

Wenn ich in Folgendem mit kurzen Worten eines der größten Forscher auf dem Gebiete des Buddhismus gedenke so geschieht es aus dem Andenken eines Freundes heraus, der jahrelang mit diesem Manne zusammengearbeitet und im intimsten Verhältnis zu ihm gestanden hat, dem die Nachricht von seinem Ableben als ein, wenn auch erwarteter, so doch nahegehender, schwerer Schlag kommt. —

Professor T. W. Rhys Davids, dem dieser Nachruf gilt und der am 27. Dezember 1922 im Alter von fast 80 Jahren in Chipstead die irdische Hülle abgelagt hat, war ja nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Mensch eine hervorragende Persönlichkeit, und in meiner Erinnerung ist das Persönliche durchaus untrennbar von seinem Gelehrtencharakter. Obgleich er die letzten fünf Jahre seines Lebens unter ständigen Schmerzen zu leiden hatte, so war doch seine Lust an der Arbeit unvermindert und die Klarheit seines Geistes ungetrübt.

An Winterabenden, wenn er vielleicht einen Tag voller Schmerzen hinter sich hatte und beim Scheine der Lampe an seinem Schreibtisch saß und mit mir über die brennenden Fragen der buddhistischen und Pali-Forschung sprach, dann wärmte er wieder auf und vergaß das Leid und die Schmerzen dieser Welt, sein Auge wurde hell und blitzte begeistert, seine Züge verklangen sich in sanftem Frieden. Wenn wir uns dann so eine Stunde oder mehr unterhalten hatten, dann pflegte er zu mir zu sagen: „Jetzt fühle ich mich wieder besser; ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, ich wollte nur, Sie könnten öfter kommen!“ Doch der Körper fühlte die Anstrengung des Geistes, und es kamen Tage, wo er wieder

ein Opfer der alten Krankheit war. Doch bei alledem war sein Lebensmut ungebrochen, und mit Vorliebe spielte er noch bis ins hohe Alter hinein sein geliebtes Golf auf den, einen wunderbaren Blick über das Tal von Chipstead beherrschenden, Rasenflächen.

So steht er mir in Erinnerung als ein Freund mit warmem Herzen, ein väterlicher Berater mit teilnehmender Seele, ein Forscher mit kindlichem Gemüt, dem die Wissenschaft die große Trösterin und Leuchte seines Geistes war.

Seine Verdienste als Forscher zu beschreiben und angemessen zu würdigen, ist an dieser Stelle kaum möglich. Wir, die wir auf diesem Gebiete arbeiten, wissen, was er geleistet hat und was uns seine Schriften sind. Und nicht nur seine Schriften, sondern alles, was von ihm ausgegangen ist, wozu er seine Anregung gegeben hat, was er ins Leben gerufen hat.

Da ist zunächst die Pali Text Society, der sein ganzes Leben und Streben gewidmet war. Unermüdlich war er hier tätig, um einen Fonds zusammenzubringen und auf solide Grundlage zu stellen, aus welchem die heiligen Schriften der Buddhisten des Ostens zum ersten Male in europäischer Transkription und in sauberen, kritisch gesichteten Textausgaben veröffentlicht wurden. Für diese Ausgaben bemühte er sich, die besten Kräfte zu finden. Er selbst beteiligte sich mit mehreren Texten. Wenn auch manche von diesen Texten einer Revision und Neuauflage bedürftig sind, so sind sie doch eine Fundgrube und sichere Stütze der buddhistischen und Pali-Forschung geworden. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß ihm bei diesem wie bei so vielen anderen Unternehmen seine Gattin, Caroline Augusta Foley Rhys Davids, eine feinfühligke, verständnisvolle und talentierte, nicht minder eifrige Mitarbeiterin gewesen ist und sein Erbe auch auf dem Gebiete der buddhistischen Forschung antritt. —

Was Rhys Davids als Forscher zunächst auszeichnete, war seine große Belesenheit auf dem Gebiete des indischen und besonders buddhistischen Altertums. Durch seine Laufbahn im britischen Civil Service direkt mit buddhistischer Kultur auf Ceylon in lebendige Berührung gekommen, lernte er die Anfangsgründe des Pali, der Sprache der Buddhisten, von ein-

geborenen Mönchen und ließ nicht nach, sich darin zu vervollkommen und zu dem berufensten Kenner seiner Zeit auszubilden. Sein Interesse am Buddhismus war vorwiegend ein historisches. Dabei stand er auf dem Standpunkt einer idealistischen Auffassungsweise im Sinne Hegelscher Geschichtsphilosophie, richtete aber gleichzeitig seine Aufmerksamkeit auch auf das Sachliche und die Realien, wie er in einer seiner frühesten und bahnbrechenden Schriften bewies („On the Ancient Coins and Measures of Ceylon“, 1877). Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist „Der Buddhismus“ („Buddhism“), 1877; 22. Auflage 1910; ins Deutsche übertragen von A. Pfungst, sehr bekannt in der Reklam-Ausgabe, die erste auf Sachkenntnis und Texten beruhende Darstellung des Buddhismus in historischer Auffassung, die besonders von dem bis dahin als Autorität geltenden Werke von Spence Hardy („Buddhism“) abstach. Das andere, freilich viel spätere und reifere Werk, welches in seiner ihm eigenen meisterhaften Schilderung, die immer in wenigen, kurzen Sätzen das Markanteste heraus hob, ein Bild des alten Indiens unter der Herrschaft buddhistischer Kultur aufrollte, ist „Buddhist India“ (1903), auch heute noch lesenswert. Auch an den Ausgrabungen in Gotama Buddhas Geburtslanden nahm er regen Anteil.

Von historischen Darstellungen der Hauptgedanken des Buddhismus in großen Linien und in philosophischer Beurteilung sind zu erwähnen die „American Lectures on Buddhism“ (1896) und das kleine Büchlein, welches er selbst für das beste hielt, was er über den Buddhismus geschrieben hat: „Early Buddhism“ (1914; in der „Religions Ancient & Modern“ Serie, London, Constable).

Wir kommen zu der zweiten Hauptgattung seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Das sind die Übersetzungen der hervorragendsten Stücke des buddhistischen Kanons, allen voran die meisterhafte Übersetzung der „langen Sammlung“ (Digha Nikāya), welche in 3 Bänden (unter dem Titel „Dialogues of the Buddha“) erschien (1899—1921) und deren letzte noch kurz vor seinem Tode zu seiner großen Befriedigung beendet wurde, und bei deren Abfassung er von seiner Gattin, der als Übersetzerin ebenfalls feinfühligem und geschicktem, unterstützt wurde. Diese

Übersetzung ist ein Meisterstück, welche als solches auch von allen Nachahmern und Übersetzern anderer Sprachen gerühmt wird. Viel wortvolles kritisches Material steckt in den Einleitungen zu den einzelnen Stücken der Übersetzung. — Die eigentlichen Pal-Studien begann Rh. D. mit einer Übersetzung des 1. Buches des Jātakam, der Fundgrube buddhistischer Märchen, unter dem Titel „Buddhist Birth Stories“ (1880), von dem nur der 1. Band erschien. Noch eine klassische Übersetzung eines späteren Literaturwerkes, welches ihn immer anzog, ist die des Milinda-pañha unter dem Titel „Questions of King Milinda“ (2 Bände in den Sacred Books of the East, nos. 35, 36; 1890, 1894). — Die von ihm im Verein mit Hermann Oldenberg schon am Anfange seiner Laufbahn, während er noch Advokat in London war, herausgegebene Übersetzung der ersten zwei Bände des Vinaya Pitaka (Mahā- und Culla-vagga, der letztere von ihm übersetzt), die in den S. B. E. (nos. 13, 17, 20; 1881—1885) unter dem Titel „Vinaya Texts“ erschien, beweist schon seine Gründlichkeit und Ausdauer, wie auch seine Sprachbegabung. Im einzelnen freilich war diese Übersetzung nicht so dankbar wie die der „Dialogues“, da sie einen ungleich schwerer verständlichen und verstümmelten Text zur Grundlage hat, dessen Schwierigkeiten auch heute nicht ganz geklärt sind. —

Wir begnügen uns mit dieser kurzen Angabe von Übersetzungen, zu denen noch manche kleinere erwähnt werden könnte. Mit allen hat er als Vorkämpfer Anregung ausgeübt auf andere Gelehrte der Erde, besonders auch in Deutschland, wo er viele Freunde hatte und von welchem Lande er, besonders in Jünglingsjahren, als er noch bei Stenzler in Breslau ein gern gewehrter Gast war, so viel empfangen hat.

Es erübrigt sich noch, kurz auf die dritte Seite seiner wissenschaftlichen Leistungen einzugehen, eine Seite, welche er selbst fast höher als die anderen einschätzte, obwohl wir anderer Meinung sind und unbedingt der zweiten den Vorrang einräumen. Es liegt das wohl daran, daß sich diese Tätigkeit sozusagen über sein ganzes Leben erstreckte. Ich meine seine lexikographischen Sammlungen und seine Anregung zur Herausgabe eines neuen Pali-Wörterbuches. Er war ja einer der

Hauptkenner der Sprache der Buddhisten und des alten Pali, und aus seiner Lektüre trat ihm klar der Mangel eines umfassenden Lexikons entgegen. Er war zwar ein rückhaltloser Bewunderer des von seinem Freunde B. C. Childers verfaßten Lexikons, dessen eigenes Handexemplar er tagtäglich benutzte und das er mir so oft mit seinen ergänzenden Notizen vorgeführt hat; doch fand er im Laufe der Zeit, je mehr Texte er der europäischen Welt zugänglich machte, wie sehr das sprachliche Material allmählich über Childers herausgewachsen war. So kam der Gedanke des Lexikons zustande, zu dem er mehrere Pläne ausarbeitete und dessen Ausführung ihm gewissermaßen ein Sorgenkind war und geblieben ist, dessen Vollendung zu erleben ihm auch nicht vergönnt gewesen ist. Über seine Tätigkeit an diesem Lexikon wird in einer besonderen Vorrede zu diesem selbst die Rede sein; wenn auch sein sprachliches Verdienst dabei nicht so hoch anzuschlagen ist, so ist doch seine Anregung und Leitung dieses Unternehmens nicht hoch genug zu schätzen. Er hat selbst die wichtigsten Artikel revidiert und über der ganzen Abfassung sein wachendes Auge gehabt, und der jetzt verwaiste Herausgeber darf sagen, daß er das Werk als von seinem Genius geleitet fortsatzt. Leider hat er nur die Hälfte des ganzen Werkes vollendet gesehen.

Wenden wir uns noch mit wenigen Worten zur Darstellung der Hauptpunkte seiner Laufbahn, deren Äußeres ja natürlich weit hinter seiner inneren Bedeutung zurücksteht und daher kaum eingehender Schilderung bedarf. Geboren war er am 12. Mai 1843 zu Colchester als Sohn eines Predigers. Nach seiner Studienzeit trat er schon 1866 in den Regierungsdienst auf Ceylon ein. Ende der siebziger Jahre nahm er seine Praxis als Rechtsanwalt in London auf, war dann über 20 Jahre (1882 bis 1904) Professor des Pali und der buddhistischen Literatur an der Universität London. Er folgte einem Rufe als Professor der vergleichenden Religionsgeschichte an der Universität Manchester, von welcher Stellung er sich aber schon 1912 zurückzog, um ganz seiner literarischen Muße zu leben. Seine öffentliche Tätigkeit war beschränkt. Er war Gelehrter im besten Sinne des Wortes. Von Vorlesungen war er nicht viel in An-

spruch genommen und seit seiner Übersiedelung nach Chipstead (1915) lebte er in großer Zurückgezogenheit, teilweise eine Folge seiner Krankheit. Dort auf der herrlichen Hügelkette von Surrey hatte er sein Tuskulum und widmete er sich seiner Gattin, seinen beiden Töchtern und seinem Sohne, denen seine ganze Liebe und Sorge galt, und den immer gern gesehenen Gästen, die aus allen Gegenden und Ländern kamen. Ein schwerer Schlag für ihn war der Tod seines einzigen Sohnes, der 1917 als verdienstvoller Flieger auf den Feldern Frankreichs fiel.

Es war mein Vorrecht, mit ihm fünf Jahre lang (1916—1921) in intinem, fast täglichem Verkehr zu stehen. In diesem Verkehr war er von einer großen Liebenswürdigkeit, und er hatte jede Unterhaltung gern, hörte geduldig zu, auch wenn der andere nicht von gleicher Bildung war, und gestaltete die Unterhaltung gern zu einer Art Vorlesung, die er geschickt einflocht und in der er dies oder das seiner Lieblingsthemata behandelte. So war jedes Gespräch mit ihm gleichzeitig anregend und belehrend, und manche Jünger der Wissenschaft, sei es daß sie aus Europa oder Amerika, Indien oder Japan kamen, empfingen von ihm Rat und Ermunterung für ihre Studien, wie er auch im übrigen immer bereit war, junge Talente zu unterstützen. Sein Andenken wird von vielen in Ehren gehalten werden.

Ludwig Fritze.

Ein Nachruf

VON

Reinhard Wagner.

Mit Ludwig Fritze (geboren 9. Dezember 1833, gestorben 11. September 1922) ist ein Sanskritist dahingegangen, der zumal bei Berücksichtigung der Bedingungen, unter denen sein indologisches Lebenswerk stand, zu den bedeutendsten gezählt werden muß. Obwohl durch den Besitz des Reifezeugnisses zum Universitätsbesuch berechtigt, war er Volksschullehrer geworden, hat sich dann aber ohne Universitätsstudium der Staatsprüfung für den höheren Schuldienst mit Erfolg unterzogen und außerdem ohne akademische Unterweisung Sanskrit gelernt. 1883 wurde er in Kiel zum Dr. h. c. promoviert, 1891 erhielt er als Seminaroberlehrer den Professortitel. Die erste öffentliche Anerkennung des fähigen Antodidakten hat Böhtlingk in den Indischen Sprüchen gezollt. In Briefen dankt dann Böhtlingk noch bis zum Jahre 1876 für glückliche Bemerkungen, Verbesserungen und Nachträge, die Fritze zu den Sprüchen geschickt hat. 1874 erscheint als erste zusammenhängende Arbeit Fritzes die Übertragung des ersten Buches des Hitopadeśa. Im Śakuntalastreit wird Fritze Pischels Mitkämpfer und erhält in der *Revue Critique* 1877 durch A. Barth die öffentliche Bestätigung des Wertes der Pischel geleisteten Hilfe.

Nach der Śakuntala erscheinen: Ratnavali (1878), Maghaduta (79), Mṛcchakaṭika (79), Indische Sprüche (80), Urvāśi (80), Malavika und Agnimitra (81), Caṇḍakauśika (83), Malati und Madhava (83), Pāñcatantra (84), Mudrarākṣasa (86), der ganze Hitopadeśa (88), Nala und Damayanti, Savitri (1910). Außer diesen gedruckten Übersetzungen enthält der Nachlaß, z. T. fast druckfertig: Übertragungen von Kumarasambhava (1–7), Daśakumaracarita, Bhajaprabandha, Jatakamala (nur

wenig), Manus Gesetzbuch, Sprüchen, Kathasaritsagara (nur wenig), Suttanipata (nur wenig), Dhammapada. Fritze gehört außerdem zu den Beiträgern zum Kleinen Petersburger Wörterbuch. Auf Böhlers Wunsch hat er 1884 in Kuhns Zeitschrift Glasers Parvatipurinayanataka beurteilt, in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. VIII findet sich seine kurze Anzeige von Jos. Jacobs: Indian Fairy Tales. An Cappellers Yavanaśataka ist er kritisch beteiligt.

Nachtrag.

Versenentlich ist oben S. 38, Anm. 3 der Hinweis auf die den Titel *Takfirat ul-'adjaib ve-terdjümet ul-gharäib* tragende Qazwiniübersetzung des Ejjuh ben Chaili (verf. 977 H. 1570 D.) aus dem Text weggelieben, die in der Wiener Handschrift A. P. 105 (431; Flügel II, No. 1440, S. 508) vorliegt. Ich benutze die Gelegenheit, um noch auf eine weitere Qazwiniübersetzung hinzuweisen, die unter dem Titel *Mirat adjaib ul-muchlayat ve-kashf gharaib ul-meedjudat* ein Chodja Hüsein ben Mehmed ben Mustafa in der leilet ul-qadr 1109 H. 19. April 1698 D. vollendete und dem Hadji Ismail Pascha widmete (Hanifzade No. 14608 in HQLb. VI, Text hier etwas verderbt; vgl. Flügel a. a. O.). Diese Übersetzung liegt in der noch unkatalogisierten Berliner Handschrift Ms. orient. Fol. 2562 (488 Bl.) vor, worauf mich J. H. Mordtmann aufmerksam gemacht hat. Während die oben S. 38 genannten Werke nur mehr oder minder dürftige Auszüge aus Qazwinis Kosmographie darstellen, in denen beide Teile ineinandergearbeitet sind, handelt es sich bei den beiden hier genannten um vollständige Übersetzungen des ersten Teiles; die Berliner Handschrift enthält auch sämtliche zu dem Qazwinitext gehörenden Bilder.

Zu S. 74. Das Werk, das Petros Baronian in seinem *Fennmanus ejem-i-Dew* ins Türkische übersetzte, ist, wie Herr Prof. Weil ermittelt hat, die Geographie des Jacques Robbe, *geographie du roi* (1653—1721), die betitelt ist *Méthode pour apprendre facilement la Géographie*, Paris 1678. Baronian wird die 4. Ausgabe, die La Haye 1691 datiert ist, vorgelegen haben. Er hat von diesem Buche nur die ersten Kapitel, die die allgemeine Geographie enthalten, übersetzt. Die Übereinstimmung zwischen Original und Übersetzung geht bis in die Einzelheiten.

Franz Taeschner.

Protokollarischer Bericht

Über die am 9. April 1923 in der Aula der Universität zu Berlin
abgehaltene Mitgliederversammlung der Deutschen Morgenländischen
Gesellschaft.

Der Vorsitzende, Exzellenz Dr. Friedrich Rosen, eröffnet die Sitzung um 1/12 Uhr und begrüßt die erschienenen Gäste und Mitglieder. Zu Schriftführern wendet auf seinen Vorschlag die Herren Dr. v. Glasenapp und Dr. Grapow gewählt, die die Wahl annehmen.

Exzellenz Rosen weist auf die anlässlich des Deutschen Orientalistentages erschienene Festnummer der Deutschen Literatur-Zeitung hin, er dankt den Persönlichkeiten, die durch Gaben und Bereitstellung von Quartieren die Abhaltung des Orientalistentages ermöglichten, und macht Mitteilung von einer ihm zur Verfügung gestellten Stiftung im Betrage von 1000 Fl., die nach den Bestimmungen der Stifter in einem Wertpapier angelegt werden sollen, so daß nur die Zinsen für wissenschaftliche Zwecke der Gesellschaft verwendet werden. Der Vorsitzende wird ermächtigt, den Stiftern, Herrn Dr. v. Aalst, Amsterdam und Herrn Dr. Fritz Mannheimer, Amsterdam, den aufrichtigen Dank der Gesellschaft auszusprechen.

Herr Franke als Vertreter des Schatzmeisters der Gesellschaft, F. A. Brockhaus, berichtet über die Einnahmen und Ausgaben des Geschäftsjahres 1922. Die Gesellschaft tritt mit einem Kassenbestande von Mark 1716 000,80 in das neue Geschäftsjahr. — Die Herren Professor Sobernheim und Professor Güterbock werden zu Rechnungsprüfern ernannt.

Herr Dr. Lüdtke berichtet über die Publikationen des Jahres 1922. Erschienen sind:

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, N. F., Bd. I.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik, Bd. I.

Zeitschrift für Semitistik, Bd. I.

ferner in den Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes:

Bd. 15 Nr. 4: „G. Bergsträsser, Glossar des neuaramäischen Dialekts von Ma'lula.“

Bd. 16 Nr. 1: „Strauß, Das Viśvanātha Paścānana Bhattachārya Kārikāvalī.“

Bd. 16 Nr. 2: „E. Hultsch, Das Baudhāyana-Dharmasūtra“, 2. verbesserte Auflage.

Außerdem ist von dem Werke „Kāthakam“, herausgegeben von L. von Schroeder, Buch I, ein Neudruck (Helioplandruck) erschienen, so daß das Werk wieder vollständig vorliegt.

Der Absatz dieser Publikationen war ein zufriedenstellender, so daß die Gesellschaft auf Deckung der Kosten rechnen kann. — Besonderen Dank spricht der Geschäftsführer der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft aus, die allen Anträgen der Gesellschaft bereitwillig entgegenkam, in vollem Verständnis für die wichtigen wissenschaftlichen Aufgaben, die die Deutsche Morgenländische Gesellschaft vertritt.

Im Jahre 1923 wird von den Fachzeitschriften der Gesellschaft wieder je ein Band erscheinen, außerdem sind vier Abhandlungen angenommen, die, wenn irgend möglich, im neuen Geschäftsjahr ausgegeben werden sollen, in der Hoffnung, daß auch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft diese Publikationen unterstützen wird.

Herr Dr. Lüdtke macht ferner Mitteilung über einen Vertrag mit der Firma Otto Harrassowitz in Leipzig, nach dem die wertvollsten vergriffenen älteren Publikationen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Helioplandruck wieder hergestellt werden sollen. Die Gesellschaft wird durch dieses Abkommen finanziell nicht belastet, allerdings treten Vorzugsbedingungen für den Bezug dieser Publikationen für Mitglieder der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erst einige Jahre nach Erscheinen der betreffenden Publikationen ein.

Satzungsgemäß findet nun die Neuwahl des Vorstandes für die Jahre 1924, 1925, 1926 statt. Auf Vorschlag von Herrn Professor Steindorff wird der Vorstand einstimmig wiedergewählt, doch scheidet Herr Professor Brockelmann in Halle wegen seiner Berufung an die Universität Berlin aus, an seine Stelle tritt Herr Professor Bauer in Halle, um die Verbindung der Gesellschaft mit der Universität Halle, wo sich die Bibliothek der Gesellschaft befindet, aufrechtzuerhalten.

Satzungsgemäß hat auch die Neuwahl des Arbeitsausschusses stattzufinden. Eine unmittelbar: Wiederwahl der besondern Vertreter für die in den Zeitschriften gepflegten Sondergebiete ist nach den Satzungen nicht statthaft. (Die Neuwahl dieser Delegierten wird in einer Fortsetzung der Mitgliederversammlung, die am 10. April, mittags 12 Uhr, stattfindet, vorgenommen und hat folgendes einstimmige Ergebnis:

Zeitschrift der Gesellschaft:	Prof. Dr. Geyer, Wien.
Semitistik:	Prof. Dr. Sellin, Berlin.
Indologie und Iranistik:	Prof. Dr. Liebich, Breslau.
Aegyptologie:	Prof. Dr. Sethe, Göttingen.
Assyriologie:	Prof. Dr. Meißner, Berlin.
Islam:	Prof. Dr. Hartmann, Königsberg i. Pr.
Ostasien:	Prof. Dr. Forke, Hamburg.
Orientalistische Literaturzeitung:	Prof. Dr. Bertholet, Göttingen.)

Herr Professor Kahle schlägt vor, den Mitgliedsbeitrag des Jahres 1923 bei einer Schlussschätzung des Buchhändlerbörsevereins von 2500 für Inländer mit Mark 3000, — festzusetzen; steigt oder fällt die Schlussschätzung

des Buchhändlerbörsevereins, so soll auch der Mitgliedsbeitrag sich prozentual verändern. Der Mitgliedsbeitrag für Ausländer soll neun Schweizer Franken betragen, doch soll für Mitglieder im sogenannten mittelvalatigen Auslande eine Herabsetzung des Mitgliedsbeitrages gestattet sein. Die genauere Festsetzung wird dem Vorstande überlassen. — Die Preise für die Publikationen der Gesellschaft sollen ebenfalls in Zukunft nach dem im Buchhandel üblichen System Grundzahl mal Schlüsselzahl festgesetzt werden, doch mit der Maßgabe, daß für Mitglieder der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft die Schlüsselzahl niedriger sein soll als die des Buchhändlerbörsevereins. Die Versammlung stimmt dem Vorschlage von Herrn Professor Kahle zu.

Herr Dr. Lüdtke teilt mit, daß in der Nationalgalerie, und zwar im Kronprinzenpalais, eine Ausstellung moderner indischer Aquarelle während der Tagung der Gesellschaft stattfindet. Die Indian Society of Oriental Art in Calcutta hat diese Sammlung auf eigene Kosten nach Berlin gewandt, um sie während des Orientalistentages auszustellen und der deutschen wissenschaftlichen Welt zu zeigen. Die Gesellschaft dankt der Indian Society of Oriental Art besonders herzlich für dieses Zeichen der Sympathie.

Herr Dr. Lüdtke weist ferner darauf hin, daß die Firma Otto Harrassowitz eine Austauschstelle für wissenschaftliche Publikationen errichtet hat, der Plan dieser Austauschstelle soll in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht werden.

Der Vorsitzende, Exzellenz Rosen, schlägt vor, daß künftig die Orientalistentage möglichst in den Jahren stattfinden sollen, in welchen keine Philologenversammlung tagt. Als Ort der nächsten Tagung soll München in Aussicht genommen werden, als Zeitpunkt der Herbst 1924. Die Versammlung stimmt diesem Vorschlage zu.

Herr Professor Kahle berichtet über die Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Es war erwogen worden, die Bibliothek von Halle nach Leipzig zu verlegen, mannigfache Erwägungen lassen es dem Vorstande aber ratsam erscheinen, der Versammlung vorzuschlagen, daß die Bibliothek in Halle bleibt. Nach längerer Diskussion, an der sich die Herren Baron v. Oppenheim und Professor A. Fischer, Leipzig, beteiligen, beschließt die Versammlung, die Bibliothek in Halle zu belassen und den Vorstand zu beauftragen, einen neuen Vertrag mit der preussischen Regierung abzuschließen.

Herr Geh. Rat Lüders erläutert und berichtigt das Programm des Orientalistentages und macht Mitteilung über die Sitzungen der Fachgruppen.

Der Vorsitzende dankt nochmals für das zahlreiche Erscheinen zur Mitgliederversammlung und zum Orientalistentag, spricht den Schriftführern den Dank der Versammlung aus und schließt die Tagung um 12 Uhr.

Berlin, den 10. April 1923.

Rosen,

v. Glasenapp,

Grapow.

Deutscher Orientalistentag Berlin

vom 9.—11. April 1923.

Protokolle der Fachsitzungen.

1. Aegyptologie.

Vorsitzender: Herr Spiegelberg.

Herr Erman teilt mit, daß auf einem Grabstein des in R. (Leyden V. 85) ein Frauenname *s' t Wéjr* sich findet, so daß die Lesung des Gottesnamens *Wéjr* als sicher zu gelten hat. — In der Debatte wird die Unsicherheit der Lesung des Zeichens „für Sitz“ (*s. A1*) behandelt, für welches Herr Borchardt auch den Lautwert *wf* vorschlägt.

Herr Spiegelberg: „Der gegenwärtige Stand und die nächsten Aufgaben der demotischen Forschung.“ Die Erforschung des Demotischen ist durch entsprechende Anwendung der Methode der Berliner Schule auf festen Boden gelangt. Hauptfordernis für die nächste Zeit ist die Schaffung einer Palaeographie, einer Grammatik, eines Wörterbuches. Der Herr Vortragende legt Proben für eine Palaeographie und für ein Wörterbuch vor, sowie das Manuskript des Inhaltsverzeichnisses einer noch in diesem Jahre zu erwartenden demotischen Grammatik. Dringend erforderlich ist ferner ein Namenbuch und eine Urkundensammlung, sowie die wissenschaftliche Bearbeitung der einzelnen Urkundengruppen. Durch das Demotische erhält die Kenntnis der älteren Sprache starke Förderung.

Herr Erman legt sein eben erschienenen Buch „Die Literatur des alten Ägyptens“ (Hinrichs 1923) vor.

Herr Schäfer berichtet, daß ein druckfertig hinterlassenes Buch Möllers über altägyptische Metallkunst noch in diesem Jahre bei Wasmuth erscheinen wird.

Herr Borchardt legt sein Buch „Altägyptische Festungen an der zweiten Nilschnelle“ (Harnassowitz 1923) vor.

Herr Borchardt spricht über seine Untersuchungen über altägyptische Jahresformen und das, was aus ihnen für die zeitliche Festsetzung der ägyptischen Geschichte folgt. Es sind fünf Jahresarten zu scheiden: 1. Wandeljahr, 2. Hundesternjahr, 3. und 4. zu den unter 1. und 2. genannten Jahren noch je ein Mondjahr, 5. vielleicht ein astronomisches Jahr. Die Feste sind meist nach Tagen der Mondmonate gerechnet, daher können sie in verschiedene nebeneinanderliegende Monate des Wandel- bzw. Hundesternjahres fallen.

Nach dem Normaljahr richten sich z. B. die Festtagsangaben im Grab des *H'p d'f'j* zu Sute, der Kalender von Medinet Habu und spätere Kalender. Das Normaljahr entspricht dem ersten Jahre der ersten Hundesternperiode (= 4236 (= 4237 a. Chr.); die Hundesternstage sind nach astronomischer, nicht nach zyklischer Rechnung zu bestimmen).

Die sonst aus späteren Texten bekannten Namen der Mondtage finden sich auch in Illahun.

Beim Zusammentreffen von Datierungen nach einem Mondtag, Wandeljahrdatum und Hundsterndatum läßt sich das betreffende Datum genau zeitlich festlegen. Fehlt eines der drei Daten, so ist die Festlegung nur in gewissen Grenzen möglich.

Zu den Daten fürs a. R. (bisher des *Abd. I* (1), das vom Hundsternjahr abhängig ist) kommt jetzt das *p̄hr k̄p*, das vom Mondjahr abhängt (Wiederkehr derselben Mondlage wie im Normaljahr). Für das m. R. finden sich in den Illahunpapyri reichliche Angaben nach Mondtagen, so daß hier auch eine absolute Festlegung der Zeit möglich ist. Für das n. R. wird leider die bisherige Festsetzung auf Grund des Eberskalenders unsicher, da im Eberskalender Mondmonate, Wandeljahrsmonate ohne Tagesangabe und der Hundsternaufgang angegeben sind. Es kommen also für das neunte Jahr Amenophis' I. diejenigen Jahre in Frage, in denen der Neumond im elften Kalendermonat mit dem Hundsternaufgang zusammenfällt. Dies ergibt etwa 6 Jahre in Abständen von je 19 Jahren, verteilt über einen Zeitraum von nicht 120 Jahren. Ähnlich schwankende Daten ergeben sich für Thutmosis III. und Ramses II.

Herr Bilabel legt einen Heidelberger Papyrus vor, der die Vorgeschichte des Mani (Terehintos) behandelt. Der Autor ist Christ und Ägypter. Die Erzählung schließt sich der griechischen Überlieferung an, die in den „*anta Archelai*“ einen Hauptvertreter hat; sie ist wohl original, jedenfalls nicht Übersetzung eines der bekannten griechischen Texte. Herr Carl Schmidt datiert den Papyrus etwa in das 7. Jahrhundert.

Herr Ranke legt verschiedene neue keilschriftliche Umschreibungen ägyptischer Namen vor und stellt im Anschluß an eine Gleichsetzung des in Boghaskoi vorkommenden *Bj-ib-hu-ru-ri-ia-an* mit dem vierten Namen entweder des Tutanchamon oder des Echnaton die Frage nach der Herkunft der Gemahlin Echnatons; er beantwortet sie mit dem Hinweis auf die Möglichkeit ihrer Verwandtschaft mit dem Hethiter.

In der anschließenden Diskussion warnt Herr Steindorff vor zu weitgehenden Schlüssen aus keilschriftlichen Umschreibungen, vor allem, wo es sich um Länge oder Kürze von Silben handelt. Weiter wird die Schwierigkeit einer brauchbaren Auffassung des Namens Tutanchamon eingehend erörtert.

Herr Grapow spricht über den neuen medizinischen Papyrus (Pap. Smith). An den Dank für das freundliche Entgegenkommen Herrn Breasteds, durch welches dieser Bericht über den Papyrus nur ermöglicht wurde, knüpft er den Hinweis auf die Notwendigkeit, diese Mitteilungen als streng vertraulich zu behandeln.

Durch kurzes Eingehen auf die übrigen medizinischen Papyri werden bedeutungsvolle Parallelen und Gegensätze innerhalb dieser Literaturgattung gezeigt.

Fall 22 und Fall 20 des Papyrus (aus der bereits veröffentlichten Probeseite 8) werden vorgelegt und eingehend besprochen.

Herr Ranke bespricht einen Heidelberger kopt. Papyrus, welcher Neujahrswünsche an einen höheren Geistlichen zu enthalten scheint.

Herr Erman warnt vor voreiligem In-Beziehung-setzen untereinander unabhängiger, doch ähnlich klingender religiöser Vorstellungen. Auf diesem Wege könnte man sogar einen Zusammenhang zwischen Hauffs Märchen und Victor Hugo einerseits und altägyptischen Mythen und Vorstellungen andererseits herstellen.

Herr Roeder berichtet über den im Petraeus-Museum befindlichen Fund von Tell Horbet im Delta. Der Fund, der aus etwa 66 verschiedenen großen Sandsteinstelen besteht, ist deshalb von besonderem Interesse, weil er in seiner Gesamtheit von ein und demselben Orte stammt und einer eng begrenzten Zeitspanne, nämlich Ramses' II., angehört. Die Darstellungen zeigen Anbetende vor verschiedenen Göttern, darunter Ptah, Sobek, Osiris, Reschet, insbesondere aber vor verschiedenen Statuen Ramses' II. Diese Statuen heißen: „Ramses II. Mont in beiden Ländern“ (auf 41 Denkmälern), „Ramses II. der Gott“, „Ramses II. geliebt von Atum“, „Ramses II. Sonne der Herrscher“. Es hat also hier einen Kult vor Statuen des Königs zu dessen Lebzeiten gegeben. (Es erscheint auch eine Sängerin des „Mont in beiden Ländern“.) Die Verehrer gehören meist dem Soldatenstande an, einige auch den Schatzbeamten. (Eine der Stelen zeigt Ramses II. Gold an den Offizier Mose verteilend.)

Herr Steindorff möchte den Fund wegen Fehlens der Ortsgottheit von Horbet und wegen des vielfachen Auftretens von Soldaten aus einer örtlichen Grenzstadt, vielleicht dem aus der Bibel bekannten „Ramses“, stammen lassen.

Herr Schäfer verweist auf eine Parallele (Petrie, Memphis I. Taf. VIII), wo Stelen mit Darstellungen Thutm. IV., der die Feinde niederschlägt, Kultobjekt waren.

II. Indologie.

Vorsitzender: Herr Hillebrandt.

1. Herr v. Glasenapp: Christliche Einflüsse in Madhyas theologischem System? Der Vortragende erläutert, daß die auf christlichen Einfluß zurückgeführte Prädestinationslehre sich aus indischen Gedankengängen erklären läßt, die Mittlerschaft des Gottes Vāyu keiner der wesentlichen Punkte des Systems ist und seine Stellung eine andere als die Christi.

2. Herr K. Roth: Die armenischen Studien und ihre heutigen Aufgaben. Der Vortragende zeigt das Studium der Dialekte, die Herstellung textkritischer Ausgaben, die Heranziehung der kaukasischen Sprachen als Aufgaben auf und wünscht eine selbständigere Stellung und Vertretung der armenischen Studien an der Universität.

3. Herr H. Gunttert: Der vedische Gott Savitar. Der Vortragende bringt Savitar in enge Beziehung zu Varuna und den Ādityas und will Savitar in der avestischen Dämonin Būzasta wiederfinden. In der anschließenden Aussprache, an der sich die Herren Lüders, Prinz, Wagner, Neißer und Hillebrandt beteiligen, werden starke Bedenken zum Ausdruck gebracht.

4. Herr Pater Ahs: Erkenntnis durch Yoga und Samādhi. Der Vortragende spricht über Doppelerkenntnis, die natürliche, auf Wahrnehmung und Schluß beruhende, und die übermenschliche, durch Schulung der Erkenntniskraft gewonnene höhere Erkenntnis in Vision und Ekstase, und verfolgt dieselbe in Brahmanismus, Buddhismus und Jainismus. In der Aussprache, an der sich die Herren Strauß, v. Glasenapp und Schrader beteiligen, kommt Zustimmung zum Ausdruck. Der Yoga wird als eine indische Zeitrichtung, die in verschiedenster Weise nutzbar gemacht ist, gekennzeichnet.

5. Herr W. Haas: Die physiologischen und psychologischen Grundlagen des Yoga. Der Vortragende erläutert, daß auf Grund der Verengung des Totalgefühls und Ausschaltung der Reize und durch Konzentration mit gleichbleibender Kraft auf einen monotonen Inhalt eine psychische Existenz möglich wird, von der ohne Erlebnis keine Vorstellung zu gewinnen ist. Zustimmungende Bemerkungen machen die Herren Schrader und Prinz.

6. Herr Pater Ahs: Tantra und Sakti. Der Vortragende macht unter Hinweis auf die Möglichkeit symbolischer Deutung von Tantratexten auf die Gefahr des Herabgleitens in die Wirklichkeit aufmerksam.

7. Der Vorsitzende gedenkt der verstorbenen Indologen, besonders des verdienstvollen Rhys Davids, und Herr Wagner widmet Ludwig Fritze einen Nachruf.

8. (Indologie und Ostasienforschung kombiniert.)

Herr Träutzel: Moderne japanische Hilfsmittel und ihre Bedeutung für die deutsche orientalische Forschung. Der Vortragende behandelt die große Bedeutung der japanischen Hilfsmittel für das Studium des chinesischen Tripitaka und des ostasiatischen Buddhismus und legt eine Reihe von Werken vor.

9. Herr Jensen: Die Entzifferung der hieroglyphisch-hettitischen (altarmenischen) Inschriften. Der Vortragende behandelt die Schwierigkeit der Entzifferung, die geringen Ergebnisse und gibt das Kellschrift-Hettitische als indogermanische Sprache zu.

10. (Assyriologie, Alttestamentliche Forschung und Indologie kombiniert.)

Herr Jensen: Die Gilgamesch-Jakob-Sage im Mahābhārata. Der Vortragende will Personen und Ereignisse der Gilgamesch-Jakob-Sage im Mahābhārata wiederfinden.

III. Semitistik, Turkologie und Islam.

Vorsitzender: Herr August Fischer.

1. Herr Ruska: „Über den gegenwärtigen Stand der Rāzī-Forschung“. Er kritisiert die erhaltenen Listen der Werke Rāzīs, gibt einen Überblick über sein Leben und seine schriftstellerische Tätigkeit und würdigt besonders seine medizinisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten.

2. berichtet Herr Ritter über eine von ihm vorbereitete Ausgabe und Übersetzung von drei türkischen Schattenspielen, deren Stil er charakterisiert und an Hand von Übersetzungsproben veranschaulicht.

Der Vorsitzende knüpft an beide Vorträge einige Bemerkungen. Eine besondere Diskussion findet nicht statt.

3. Herr Fischer spricht über „Kalifat und Sultanat. Die türkische Verfassungsänderung vom 1. November 1922“. Er analysiert die für dieses Problem in Frage kommenden Dokumente, die er zum Teil in Übersetzung mitteilt, und bestimmt ihre staatsrechtliche und historische Bedeutung. An der Diskussion beteiligen sich die Herren Ritter, Baron v. Oppenheim, Sobernheim, Strothmann, Becker, Gless, F. F. Schmidt und Horowitz.

4. Exzellenz Rosen legt eine Handschrift der Vierzeiler des 'Omar-i Chajjām vor, die im Jahre 761 H. geschrieben zu sein vorgibt. In der Diskussion sprechen Herr Schaeder und Herr Horowitz, der im Anschluß an einen von Exzellenz Rosen geäußerten Wunsch beantragt, beim nächsten Orientalistentag eine besondere „Fachgruppe für Sprachen und Kulturen des Islam“ einzusetzen.

5. Die Witwe des Jerusalemer Hebraisten Ben Yehuda berichtet über den umfangreichen literarischen Nachlaß ihres Gatten und über den Plan, nach welchem der Nachlaß veröffentlicht werden soll. Dazu ergreifen die Herren Kahle, Rabin, Bergsträßer und Mittwoch das Wort.

6. Herr Hell spricht „Zur Frage der Herkunft des Minnesanges“. Er erörtert, an Burdachs Forschungen anschließend, einige Erscheinungen in der arabischen erotischen Poesie, die ihre Entsprechungen im abendländischen Minnesang finden. An der Diskussion beteiligen sich die Herren Baron v. Oppenheim, Ritter, Meißner, Exzellenz Rosen, Wagner, Bauer, Fischer, Mittwoch und Heepe.

7. Herr Fischer spricht über „Dante als Schüler der Araber“, anknüpfend an Asin Palacios' Buch „La escatología musulmana en la Divina Comedia“, dessen Thesen, darunter namentlich die einer mehr oder weniger direkten Beeinflussung Dantes durch die Muslime, er einer eingehenden Kritik unterzieht. An der Diskussion beteiligen sich die Herren Hell, Schaeder, Bauer und Horowitz.

Der noch auf die Tagesordnung gestellte Bericht des Herrn Grohmann: „Neue Ergebnisse der arabischen Papyrforschung“ kann wegen Zeitmangels nicht mehr entgegengenommen werden.

IV. Assyriologie.

Vorsitzender: Herr Bruno Meißner.

Montag, den 9. April: Ansprache über Aufgaben und Pläne der deutschen assyriologischen Forschung in der nächsten Zeit. — Zimmermann berichtet über die nach Bezolds Tod von ihm herauszugebende Zeitschrift für Assyriologie und über den literarischen Nachlaß Delitzschs. — Meißner macht Mitteilungen über ein von Böhl, Weidner und ihm geplantes Unternehmen, das die Inschriften der babylonischen und assyrischen Könige in Transkription und Übersetzung veröffentlichen soll. — Porbel spricht über seine demnächst erscheinende sumerische Grammatik, Ungnad über die von ihm herausgegebenen „Kulturfragen“. — Forrer legt von ihm gezeichnete Karten zur historischen Geographie des vorderen Orients vor.

Dienstag, den 10. April: Frank spricht über „Ein Weg zur Entzifferung der sogenannten hethitischen Hieroglypheninschriften“. — Gegen seine Ausführungen wendet sich Jensen, der Mitteilungen über seine neuen Studien zur Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen macht. — Lehmann-Haupt gibt einen Bericht über die inschriftlichen Ergebnisse der russischen Ausgrabungen in Van. — Weidner gibt eine Übersetzung der Gilgamesch-Fragmente aus Bagdad. — Levy weist den sog. zerbrochenen Jaddabelischen Assurnasirpal vielmehr Adad-nirari II zu. — Meißner spricht über babylonische und griechische Landkarten.

Kombinierte Sitzung der assyriologischen und alttestamentlichen, später auch der semitistischen und indologischen Fachgruppe. — Zimmermann hält einen Vortrag über „Béit-Madonna“; sodann bespricht er die angebliche kultur- und religionsgeschichtliche Sonderrolle der Chaldäer. — Ebeling behandelt einen Text, der einen Bericht über die Höllenfahrt eines assyrischen Königs und Neujahresfestteilnehmers enthält; dann erklärt er noch einen Beschwörungstext in akkadisch-aramäischer Mischsprache. — v. Goutta redet über Probleme der Mysteriosophie mit Einschluß ihrer Beziehung zum Christentum und Islam. — Jenssens Vortrag behandelt die Gilgamesch-Jakobsage im Mahābhārata und die Gilgameschsage in Ozeanien.

V. Alttestamentliche Gruppe.

Vorsitzender: Herr Sellin.

Herr Kahle spricht über „Die ursprüngliche Septuaginta. Grundsätzliches zur Septuaginta-Forschung“. Herr Wutz übernimmt die näheren Ausführungen. Nach Herrn Kahles Schlußwort folgt eine Anfrage des Herrn Sellin und eine ergänzende Bemerkung des Herrn Stumme. — Herr Stumme spricht über „Die PsalmenGattungen im Lichte der altorientalischen Hymnenliteratur“; an der Debatte beteiligen sich die Herren Sellin, Großmann, Torczyner. — Herr Sachse spricht über „Strophenhau in der hebräischen Metrik“. Zur Debatte sprechen die Herren Eißfeldt und Kittel. — Herr Oestreich spricht über „Das deuteronomische

Grundgesetz". In der Debatte reden die Herren Sellin, Großmann, Kittel. — Herr Sellin bietet „Einige Bemerkungen zu Ephod, Lade und Zelt Jahwes im alten Israel". In der Debatte spricht Herr Tornzynski. — Herr Jensen macht Ausführungen über „Assyrisch-babylonische Geschichte in der israelitischen Sage". An der Aussprache beteiligen sich die Herren Sellin und Jeremias. — Herr Spiegelberg spricht über „Die Beisetzung des Patriarchen Jakob (Gen. 50, 2ff.) im Lichte der altägyptischen Quellen". An der Debatte beteiligen sich die Herren Großmann und Sellin.

**Kombinierte Sitzung
der alttestamentlichen und assyriologischen Gruppe
am 10. April.**

Vorsitzende sind die Herren Meißner und Sellin. Herr Zimmermann spricht über „Belti-Madonna". Herr Ebeling handelt über „die Höllenfahrt eines assyrischen Königs und Neujahrsfestteilnehmers". An der Aussprache nehmen teil die Herren Zimmermann, Dürr, Meißner, Christian, Lehmann-Haupt, Frank, Schacht. — Herr Edler v. Goutta handelt über „Probleme der Mysteriosophie mit Einschluß ihrer Beziehung zum Christentum und Islam". — Herr Zimmermann redet über „Die angelegene kultur- und religionsgeschichtliche Sonderrolle der Chaldäer". Nach einer Mitteilung des Herrn Baron v. Oppenheim (betr. einer letztwilligen Verfügung des Lord Carnarvon) spricht Herr Ebeling über „Ein Beschwörungstext in akkadisch-aramäischer Mischsprache". — Anschließend spricht Herr Jensen über „Die Gilgamesch-Jakobsage im Mahābhārata".

VI. Ostasienforschung.

(Vorsitzender: Herr A. Forke.)

Sitzung am 10. April. Herr Baurat Börschmann spricht über die Pagoden der Sui- und frühen Tangzeit in China. An Hand von zahlreichen Bildern erläutert der Vortragende den verschiedenartigen, im Prinzip aber gleichen Aufbau dieser Denkmäler im 7. und 8. Jahrhundert und zeigt die für die spätere Entwicklung maßgebenden Typen. In der sich anschließenden Aussprache, angeregt durch Herrn Prof. Forke, wies Herr Börschmann besonders darauf hin, daß wohl der Gedanke der Pagode aus Indien stamme, die architektonische Ausbildung jedoch durchaus chinesisch sei. —

Sodann spricht Herr Dr. Scharschmidt über Sprach- und Schriftreform in Japan; nach Beleuchtung des Ursprungs, der Entwicklung und des Zieles dieser Reformen kommt der Vortragende auf den gegenwärtigen Stand der Frage zu sprechen, die angesichts der überaus großen Schwierigkeiten der japanischen Schrift und Sprache immer aktueller wird und schon die verschiedensten Maßnahmen staatlicher- und privaterseits ausgelöst hat. Nach kurzer Aussprache läßt sich Herr Prof. Hähnisch über

die Bedeutung der manjurischen Studien für die Sinologie aus; er gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte der manjurischen Studien und betont die Bedeutung der manjurischen Übersetzungen und Kommentatoren für die Auslegung der Klassiker; weiterhin weist er an Beispielen auf den Nutzen hin, den die sinologischen Sprachstudien aus der chinesisch-manjurischen Literatur ziehen sollten: für die Lexikographie, besonders die Auflösung der Binome und Ellipsen aus den chinesisch-manjurischen Wörterbüchern, für die Erkenntnis der grammatischen Auffassung des Chinesischen aus der manjurischen grammatischen Literatur und schließlich die Schulung im Übersetzen chinesischer Texte aus der Parallelektüre, vor allem dem Ku weo yün-kien mit seiner manjurischen Version.

Herr Dr. Trautz hält seinen Vortrag über moderne japanische Hilfsmittel und ihre Bedeutung für die deutsche orientalische Forschung vor der vereinigten indologischen und ostasiatischen Fachgruppe. Die Zuhörer erhalten einen guten Eindruck von der regen wissenschaftlichen Arbeit der japanischen Gelehrten auf buddhistischem Gebiet in den letzten Jahrzehnten; die zahlreichen Werke, die zur Ansicht herumgingen, ließen die Bedeutung dieser Forschungen erkennen, die für die deutsche Weiterarbeit auf diesem Boden nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Herr Dr. Hermann spricht über Ta Ts'in oder China und Arabien felix. Der Vortragende identifiziert Ta Ts'in, gestützt auf die Han Annalen und das Wei Ho, mit Arabien; dessen Bewohner die Chinesen wegen des Reichtums und der Handelsmacht zu ihrem Brudervolk erhoben hätten. Die Aussprache ergab über einige Punkte keine Übereinstimmung der Auffassung in philologischer Hinsicht, während die Gleichsetzung selbst Anklang fand.

Herr Dr. Jensen spricht über eine Jakob-Jasensage in China. Im Anschluß an das chinesische Märchen von den schwarzen Künstlern (Wilhelm: Chinesische Märchen Nr. 79) legt Herr Jensen dar, daß die Jakob-Jasen-Sage, die über viele Teile der Erde verbreitet sei, auch in diesem Märchen sich wiederfinde und fordert die Fachleute auf, diesem Punkte von der sinologischen Seite aus nachzugehen.

Stiftungen 1922 in Devisen	532041	—	Allgem. Deutsche Credit-Anstalt	11112870
— 1920	20000	—	Aufbewahrungsgeldrenten, Porti, Provision usw.	2065367
— für den Orientalistentag 1922	15000	—	Zinsen auf Wertpapiere, Ueortrag auf Flöschcher-Stiftung	44870
Subventionen an den Abhandlungen:	7000	—	Zinsen auf Wertpapiere, Ueortrag auf Kroysing-Stiftung	324
XVI No. 1 Univ.-Bibl. Kiel	500	—	Geldzins Wertpapiere, Ueortrag auf Flöschcher-Stiftung	1500
XVI No. 2 Bayer. Akademie der Wissenschaften München	500	—	Ausgeschaffte Wertpapiere für Flöschcher-Stiftung	142950
Unterstützungen:			Rückzahlungen F. A. Brockhaus, Leipzig	345070
Preussische Regierung	4500	—	Provision auf den Absatz	25490745
Württembergische Regierung	26680	35	Porto-Anlagen	2423425
Exlibris aus Doppelblättern der Bibliothek	755	65		
Kleine Zuwendungen	1165971	58		
Absatz an Publikationen durch F. A. Brockhaus				
Summa der Einnahmen	363931900		Summa der Ausgaben	192331217

Abschluß 1922.

Summa der Einnahmen	363931900	Vermögen der D. M. G.	16000	—
Summa der Ausgaben	192331217	Vermögen der Flöschcher-Stiftung	12300	—
		Vermögen der Kroysing-Stiftung	12000	—
		Mitgliedsbeiträge in Devisen z. Kurse 31. XII. 22	38408728	—
		Stiftungen in Devisen \$ 16. — } z. Kurse v. 1. XII. 22	582041	—
		Guthaben bei der Allgem. D. Credit-Anstalt, Leipzig	2340760	—
		Stiftungsfonds I	55000	—
		Stiftungsfonds II	100000	—
		Guthaben bei F. A. Brockhaus	53057101	—
Bestand	171600689	Bestand	171600689	

Vermögen der D. M. G. am 31. December 1922. , # 171600689

1921. , # 27072469

Vermögens-Zunahme, , # 143628220

Mitgliedernachrichten.

Der D. M. G. sind ab 1922 und 1923 als ordentliche Mitglieder ferner beigetreten:

- 2093 Herr Revisor Arthur Vetter, Dresden-A., Bernhardstr. 101.
- 2094 Herr D. Gumbaschides, Leipzig-Gantzasch, Ringstr. 44.
- 2095 Herr Dr. Alfons Margulies, München, Hiltensbergerstr. 40⁴.
- 2096 Herr Samed Kaschani bei Frau Oberprediger Holste, Hameln a/W., Deisterstr. 71 a.
- 2097 Herr Prof. Dr. Alexander Freymann, St. Petersburg, Zerwinskaja 40.
- 2098 Herr Prof. Dr. Georg Hüsing, Wien XVIII 3, Koschatgasse 78.
- 2099 Herr Zygmunt Konopczynski, Kopalinia, Jowisz, Poczta, Grodziec koło Bgdania, Zagłobie Dabrowekio.
- 2100 Herr Schuldirektor Dr. Ernst Ehrentreu, München, Herrzog-Rudolfstrasse 18.
- 2101 Herr P. Dr. Geller, Giehren, Post Rahishau (Schlesien).
- 2102 Herr Rabbiner Dr. Heinrich A. Cohn, Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 7pt.
- 2103 Herr Loe. Gallig, Berlin, Oranienburgerstr. 76⁴.
- 2104 Herr Dr. Christian Herrmann Charlottenburg, Schillerstr. 111.
- 2105 Herr stud. phil. Willy Tonn, Berlin W., Motastr. 56.
- 2106 Herr Dr. E. H. Utke, Berlin NW. 87, Wallenweberstr. 2.
- 2107 Herr Leopold Loewenthal, i/Fa. A. Warmuth, Berlin NW. 23, Klopstockstr. 53⁴.
- 2108 Herr Dr. Walter Andrae, Berlin-Lichterfelde I, Kornmesserstr. 16.
- 2109 Herr Dr. Wladimir Astrow, Berlin-Lichterfelde-Ost, Prommannenstr. 17.
- 2110 Herr Dr. Otto Hauberr, Berlin-Lichterfelde-West, Weddigenweg 30.
- 2111 Herr stud. theol. et phil. Erich Kalitta, Breslau IV, Domplatz 14.
- 2112 Herr Pfarrer Schoene, Falkenhagen Bez. Frankfurt a/O.
- 2113 Herr Redakteur F. René Müller, Wien IV, Wohlflebergasse 5 Tür 22.
- 2114 Herr Prof. Dr. Charles A. Hawley, S. T. M. - Ph. D. Springfield Mass. U.S.A. International Young Men's Christian Association College.
- 2115 Herr stud. phil. W. Weiler, Leipzig, Eisenstr. 150.
- 2116 Herr Saja Poznanski, Lodz (Polen), Konstantinerstr. 57.
- 2117 Herr Verlagshuchbändler Wilhelm von Crayen, i/Fa. Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10, Genthinerstr. 38.
- 2118 Fräulein Dr. Käthe Windscheid, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstr. 44.
- 2119 Herr Dr. Friedrich Weber, Leipzig-Plagwitz, Karl Heinestr. 8.
- 2120 Herr M. Ganisade, Charlottenburg, Kantstr. 86.
- 2121 Herr Prof. D. Dr. Michael Heer, Freiburg i/Br., Schreiberstr. 4.

- 2122 Herr Pfarrer Jos. Kahlen, Ameln, Kr. Jülich.
 2123 Herr Dr. J. N. Epstein, Charlottenburg, Kantstr. 48.
 2124 Herr Redakteur Ernst Weitzsch, Wien XX, Trautsonplatz 5.
 2125 Herr cand. phil. Viktor Domke, Berlin NW. 87, Waldstr. 52.
 2126 Herr stud. phil. Edwin Möhrke, Marburg (Lahn), Ockershäuser Allee 3.
 2127 Frau Erna Blankenstein, Berlin S. 14, Neue Jakobstr. 8.
 2128 Herr Miron Goldstein, Charlottenburg, Knesebeckstr. 31.
 2129 Herr M. Scholmann, Berlin-Schöneberg, Regensburgerstr. 61.
 2130 Herr Dr. N. D. van Leeuwen, Surhuizum (Holland).
 2131 Herr Dr. Rob. Eisler, Feldafing.
 2132 Herr cand. phil. Max Friedrich, Berlin N. 31, Brunnenstr. 97 III.
 2133 Herr Prof. Dr. Jos. Sauer, Freiburg (Br.), Rempartsstraße 12.
 2134 Herr Staatsbibliothekar Dr. H. Hoeffler, Berlin SW. 7, Frau.
 Staatsbibliothek, Unter den Linden 38.
 2135 Herr Dr. M. Schönmann, Berlin W., Kurfürstendamm 244.
 2136 Herr Dr. Paul Ehrlich, Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstr. 15 pt.
 2137 Herr Rabindranath Tagore, Santiniketan, Prov. Balpur India.
 2138 Herr stud. phil. Joseph Oster, Köln-Lindenthal, Klosterstr. 39.
 2139 Herr Sanitätsrat Dr. S. Lachmann, Bad Landeck (Schles., im Winter
 Charlottenburg 2, Steinplatz 2, u. Kleesewer.
 2140 Fräulein Liddy Drechsel, Köln a/Rh., Engelbertstr. 19.
 2141 Herr Dr. phil. Ernst Jacob, Breslau, Schwerinstr. 41.
 2142 Herr Dr. med. C. Seou, Konstanz, Kanalstr. 5.
 2143 Herr Erich Ganz, Berlin NW. 21, Stromstr. 43.
 2144 Herr Prof. Leon Maurinatz, Moskau, Archangelaki persnlok 8.
 2145 Herr Zahnarzt Dr. Kurt Beecher, Schwerin (Warthe) Poststr. 67.
 2146 Herr Prof. Dr. Julius Ruska, Heidelberg, Mönckhofstr. 8.
 2147 Herr stud. phil. H. W. Wigger, Heidelberg, St. Annagasse 3.
 2148 Herr stud. phil. Ludwig Alsdorf, Heidelberg, Zähringerstr. 18.
 2149 Herr stud. phil. Israel Argasi, Charlottenburg, Kantstr. 92.
 2150 Herr Gymn.-Prof. Dr. László Gál, Nagykovács (Ungarn), Postapalota.
 2151 Herr Studienrat Prof. Szamatelski, Berlin S. 59, Camphausenstr. 9.
 2152 Herr Vikar A. M. Schneider, Rheinfelden (Baden).
 2153 Herr Priv.-Doz. Mann Laumann, München, Nigenstr. 18/2.
 2154 Herr Prof. Dr. Felix Hartmann, Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 36.
 2155 Herr Schriftsteller Dr. Hans Zbinden, Berlin-Lichterfelde, Carl-
 str. 94 a.
 2156 Herr Prof. Dr. Hermann, Göttingen.
 2157 Herr Vikar A. Neumann, Berlin NW. 5, Stephanstr. 7.
 2158 Herr Prof. Dr. W. Lehmann, Direktor des Forschungsinstituts des
 Museums für Völkerkunde, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 120.
 2159 Herr Theodore H. Robinson, Cardiff, University College.
 2160 Herr stud. phil. Josef Rivlin, Frankfurt a/M., Bethmannstr. 52.
 2161 Herr Redakteur Cornel Seer, Aachen, Seilgruben 16 (Ecco).
 2162 Herr Henri Asselbergs, Eschen Prov. Antwerpen Belgien, Handel-
 straat No. 3.

- 2163 Herr Prof. Dr. Anton Jehart, Maribor (Marburg a. d. Drau) Sodma ul. (Jugoslawien).
- 2164 Herr Sprachlehrer W. Lommatzsch, Bremenhaven, Kaiserstr. 11.
- 2165 Herr stud. phil. Hans Priebatsch, Breslau, Schenkendorferstr. 10.
- 2166 Herr Karl Fabry, Budapest VII. Kertész-utca 48.
- 2167 Herr Priv.-Doz. Dr. Werner Schur, Breslau XVIII. Kurfürstenstr. 16.
- 2168 Herr Rabbiner Max Katten, Gießen, Steinstr. 65.
- 2169 Herr Johannes Lukas, Wien I. Riemergasse 8.
- 2170 Herr Prof. J. Masada, Heidelberg, Mozartstr. 16.
- 2171 Frau Klara Siemens, Berlin W. 57, Steinmetzstr. 49.
- 2172 Frau Marie von Beneckendorff und von Hindenburg, Berlin, Tiergartenstr. 2a.
- 2173 Frau Elisabeth von Gans, Oberursel (Taunus), Kestenhöh.
- 2174 Herr Dr. H. Th. Bossert, Berlin-Friedenau, Rubenstr. 27.
- 2175 Herr Direktor Dr. Georg Mahlow, Berlin-Steglitz, Belforterstr. 34.
- 2176 Herr Amtgerichtsrat Dr. Max Beneke, Berlin W. 15, Xantenstraße 22.
- 2177 Herr Dipl.-Ing. Richard Oppenheim, Regierungshauflührer, Gießen, Bismarckstr. 94.
- 2178 Herr Dr. med. Hencé Amar, Sanatorium Schwarzer, Budapest, Kék-gölöy-utca.
- 2179 Herr stud. med. Stephan Kulcsár, Budapest VIII, Magdolna-utca 10 B.
- 2180 Herr Prof. Dr. Carl Clemen, Bonn a/Rh., Hindenburgstr. 89.
- 2181 Herr stud. theol. Erich Groos, Bonn a/Rh., Humboldtstr. 48.
- 2182 Herr Pfarrer Dr. Heyes, Bonn a/Rh.-Rüngsdorf, Pfarrei.
- 2183 Herr Kaplan Dr. Kröger, Bonn a/Rh., Remigiuspfarre.
- 2184 Herr Religionslehrer Josef Kremer, Bonn a/Rh., Nassestr. 1.
- 2185 Herr stud. theol. Müller, Bonn a/Rh., Beethovenstr. 2.
- 2186 Herr Dompropst Prof. Dr. Nickel, Breslau IX, Domstr. 11.
- 2187 Herr Prof. Bailla, Münster i/W., Melcherstr. 7.
- 2188 Herr Dr. Leon Polak, Berlin, Von der Heydstr. 6.
- 2189 Herr Prof. Dr. Alfons Scholz, Braunsberg.
- 2190 Frau Prof. Luise Troje, Königsberg i/Pr., Tiergartenstr. 40.
- 2191 Herr Prof. Dr. Eugen Kagarow, Charkow, Paschkinskaja 88.
- 2192 Herr Prof. Dr. O. Akamatsu, Kioto (Japan) Nishirokujo.
- 2193 Herr Prof. Dr. R. Hatani, Ryukoku Daigaku, Kioto (Japan) Nishirokujo.
- 2194 Frä. stud. or. Wally Hoff, Harburg a. d. Elbe, Eisendorf.
- 2195 Herr Oberlehrer Wilhelm Hoppe, Ratibor (Oberschlesien), Nothburgplatz 2.
- 2196 Herr Paul Kraus, Prag III, Mostecku 23.
- 2197 Herr Generalmajor a. D. W. Nasse, Berlin SO. 38, Treptower Chaussee 12.
- 2198 Frau Generalmajorin D. Nasse, Berlin SO. 33, Treptower Chaussee 12.
- 2199 Herr Otto Muncies, Prag I, Bilkowa 15.
- 2200 Herr Meier Ettinger, Prag I, Karoliny Světlé 35 III St.

- 2201 Herr Stud. d. Landwirtschaft Gustav Kolditz, Halle a/S., Rudolf-Kaym-
straße 34 II.
- 2202 Frau Leonie Thywissen, Bielefeld, Am Wellenkotten 8.
- 2203 Herr Dr. phil. Friedrich König, Wien IV., Wiedner Hauptstr. 40 III/34.
- 2204 Herr E. Niedermeyer, Regierungsrat beim Polizeipräsidium,
Essen a. d. Ruhr, z. Zt. Charlottenburg, Schillerstr. 122.
- 2205 Herr Heino Ruseler, Oldenburg, Böwckamp 23.
- 2206 Herr Stefan Przeworski, Częstochowa, Strażacki 13.
- 2207 Herr Dr. W. Aichele, Hamburg, Universität, Seminar für Afrika-
und Süd Sprachen.
- 2208 Herr Dr. Goldenstübbe, München.
- 2209 Herr Dr. Fritz Jäger, Hamburg 13, Universität, Chinesisches Seminar.
- 2210 Herr Prof. Dr. Martin, München.
- 2211 Herr Verlagsbuchhändler Emil Felber, Berlin W. 30, Greditschstr. 29.
- 2212 Herr Edouard Berenbach, Fürstl. Fürstenberg, Hofkaplan, Schloß
Heiligenberg am Bodensee (Baden).
- 2213 Herr P. L. Frins, Münster i. W., Hörsterplatz 3.
- 2214 Herr Samuel Salomon, Köln-Lindenthal, Krielerstr. 65/67.
- 2215 Herr stud. phil. Walter Braune, Reinickendorf, Gramatenstr. 35.
- 2216 Herr Kurt Lubasch, Berlin W. 15, Xantenerstr. 21.
- 2217 Herr stud. mer. Basheshar Lal Kapur, Berlin-Schöneberg, Reim-
straße 5 IV.
- 2218 Herr stud. phil. Rhapsindranath Datta, Berlin-Friedenau, Isoldestr. 6.
- 2219 Herr Dr. Alexander Rüstow, im Reichswirtschaftsministerium, Ber-
lin W. 15, Kurfürstendamm 193.
- 2220 Herr Dr. Alfred Jacobs, Berlin-Lichterfelde W., Kommandantenstr. 51.
- 2221 Herr stud. phil. Walter Fuchs, Berlin N. 20, Radstr. 15.
- 2222 Herr Benath David Hartwig, Berlin-Charlottenburg, Summestr. 29.
- 2223 Herr Geh. Rat Eduard Norden, Berlin-Lichterfelde, Karlstr. 24.
- 2224 Herr Dr. phil. Walter Neißer, Breslau IX, Kreuzstr. 30.
- 2225 Herr Dr. phil. Rudolf Halle, Kassel, Spehrstr. 12 II.
- 2226 Herr Arcimovic Rudzinski, Kowno (Litauen), Mickiewicza 8 a. I.
- 2227 Herr stud. jur. et phil. Hans August Fischer, Königsberg i. Pr.
Hindenburgstr. 3 b. Carus.
- 2228 Herr Joseph Christoffels, Köln, Hohenzollernring 83.

In die Stellung eines ordentlichen Mitgliedes sind ab 1923 ein-
getreten:

- 107 Sächsische Landesbibliothek, Dresden-N. 6.
- 108 Sprachwissenschaftliches Seminar der Universität
Heidelberg, Bergstr. 77.
- 109 Semitisches Institut der Universität Königsberg i. Pr.
- 110 Bibliothek der Landesrabbinerschule Budapest VIII,
Rökk-Salfárd 28.
- 111 Archäologisches Institut der Universität Breslau.
- 112 Ryūkoku-Daigaku (Buddhistische Hochschule) Kioto (Japan),
Nishimakiyo.

- 113 British School of Archeology, Jerusalem, Post Box 357.
 114 Sinologisches Seminar der Universität Berlin.
 115 Seminar f. orientalische Philologie und allgemeine Sprachwissenschaft, Göttingen, Universität.

Durch den Tod verlor die Gesellschaft:

- Herrn Shastravistarada Jainadarya Shri Vijaya Dharma Suri, Bhavnagar (Ehrenmitglied).
 Herrn Geh. Rat Prof. Dr. C. Bezold, Heidelberg.
 Herrn Prof. Dr. G. Buchanan Gray, Oxford.
 Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. M. Lauer, Göttingen.
 Herrn Hofrat Prof. Dr. Eugen Wilhelm, Jena.
 Herrn Priv.-Gelehrten Max Maas, München.
 Herrn Oberrabbinen Dr. Ludwig Venetianer, Ujpest.
 Herrn Prof. Dr. Friedrich Schultze, Basel.

Ihre Anschriften änderten die folgenden Mitglieder:

- Herr Dr. Hans Abel, Dresden-A., Arnstaedterstr. 1.
 Herr stud. phil. Carl Apel, Berlin S. 14, Annenstr. 52.
 Herr Prof. Lic. Friedrich Baumgärtel, Rostock, Lessingstr. 12.
 Herr Dr. Gerh. Beyer, Berghofenmark Kr. Hoesle i. Westf.
 Herr Dr. Gerhard Beyer, Paderborn, Priesterseminar.
 Herr Dr. Frank R. Blake, Baltimore Md. U.S.A., 932 W. North Ave.
 Herr cand. theol. Karl Boestel, Apolda, Bernhardstr. 28.
 Herr Dr. Bernhard Breloer, Recklinghausen-Süd, Bochumerstr. 36.
 Herr Dr. Willh. Caspari, Kiel, Feldstr. 76.
 Herr Pfarrassistent Lic. Dr. Dietrich, Mainz, Kurfürstenstr. 171.
 Herr Priv.-Doz. Dr. Victor Ehrenberg, Frankfurt a/M., Blanchardstr. 29.
 Herr cand. phil. Jewsey Ettinger, Frankfurt a/M., Seilerstr. 131.
 Herr Prof. Dr. O. Franke, Berlin-Wilmersdorf, Hohenkollerndamm 29.
 Herr Dr. Johs. Friedrich, Borna u/Leipzig, Wettinstr. 3.
 Herr cand. phil. Hermann Fuchs, Bonn a/Rh., Mozartstr. 3.
 Herr Dr. G. Fuslani, Gorizia (Italia) Via Casali 43.
 Herr Arthur Gaertner, Duisburg, Deutsche Delta Metallgesellschaft.
 Herr Prof. Dr. Barnh. Geiger, Wien XIII, La Rochegasse 17.
 Herr Prof. Dr. G. Garullis, Leipzig, Kronprinzstr. 15.
 Herr Dr. Walter Gottschalk, Berlin-Lichterfelde, Hindenburgdamm 52.
 Herr Arno Gundermann, Leipzig-Schleußig, Brockhausstr. 25 pt.
 Herr Priv.-Doz. Dr. Willi Haas, Berlin, Wilhelmstr. 67, Deutsche Gesellschaft.
 Herr Dr. Georg Hahn, Berlin W. 9, Bellevuestr. 14.
 Herr Dr. S. L. Hahn, M.A.-L.I.K. Heidelberg, Kaiserstr. 9 pt.
 Fräulein Dr. Betty Heilmann, Heidelberg, Schießtorstr. 3.
 Herr Prof. Dr. Jos. Hell, Erlangen, Rathausgerstr. 19.
 Herr Prof. Dr. Gustav Herbig, München.
 Herr Prof. Lic. Dr. Gast. Höfcher, Marburg (Lahn), Friedrichsplatz 91.

- Herr Prälat Prof. Dr. H. Holzinger, Ludwigsburg (Württ.).
 Herr Prof. Dr. A. Jirku, Breslau, Güntherstr. 19.
 Herr Prof. Dr. A. Kaegi, Rorschlikon b/Zürich, Seestr. 34.
 Herr Prof. Dr. P. E. Kahle, Gießen, Bismarckstr. 46^B.
 Herr cand. phil. Aug. Kersten, Tübingen, Eberhardstr. 29.
 Herr Chung Se Kim, Berlin-Friedman, Rotdornstr. 7^{III}.
 Fräulein Dr. Charlotte Krause, Leipzig-Connewitz, Windscheidstr. 34.
 Herr Gottfried Kropf, Berlin-Reinickendorf, Grüner Weg 53.
 Herr Priv.-Doz. Dr. Julius Lewy, Gießen, Rodheimerstr. 54^I.
 Herr Prof. Dr. Bruno Liebisch, Breslau XVI, Packstr. 40.
 Herr Freiherr Warmond Loeffelholz von Colberg, Loderham, Post
 Auenkirchen.
 Herr Dr. med. Paim Mall, München, Klogstr. 36.
 Herr Dr. Rich. Meckelein, Berlin-Zehlendorf, Markgrafenstr. 3.
 Herr stud. phil. Meinhardt, Bonn a/Rh., Welterstr. 25.
 Herr Dr. Hugo Metastindt, Wernigerode.
 Herr Dr. F. Nötcher, Oranienburg b/Berlin, Wilhelminenhof.
 Herr Priv.-Doz. Dr. H. S. Nyberg, Upsala, Börjergatan 49.
 Herr Universitäts-Bibliothekar Otto, Bonn a/Rh., Ritterhausstr. 22.
 Herr cand. theol. G. Quell, Leipzig, Pfaffendorferstr. 15^B.
 Herr Pfarrer Dr. Th. L. W. van Ravesteyn, Windesheim, Niederland.
 Herr Oberschulrat Dr. Gust. Rothstein, Münster i/W., Südstr. 1.
 Herr Prof. Kumar Sarkar, Berlin, American Express Co.
 Herr Prof. Dr. Hans Schmidt, Gießen, Stephanstr. 25.
 Herr Dr. D. von Schwabach, Berlin W. 8, Behrenstr. 63.
 Frau H. Simon-Fechheimer, Berlin W. 15, Kaiserallee 205.
 Herr stud. phil. Hans Erich Stier, Berlin-Lichterfelde-West, Mommsenstr. 78.
 Herr P. Amadens Strittmatter, Ord. Cap. Missionarius Apostolicus,
 Tainchow (China), Prov. Kansu.
 Herr Walter Ströda, Berlin-Wilmersdorf, Durlacherstr. 14 b/Sommer.
 Herr Dr. Franz Tauschner, Münster i/W. Klosterstr. 6/7.
 Herr stud. phil. Yinkoh Tschien, Berlin, Knesebeckstr. 23 b/Sander.
 Herr Dr. Joachim Wach, Leipzig, Bismarckstr. 17.
 Herr Oscar Wassermann, Berlin W. 8, Manastr. 35.
 Herr Dr. Alfred Wiener, Charlottenburg 2, Bismarckstr. 106 Gartenhaus IV.
 Herr stud. phil. Walter Wolf, Ägyptisches Museum, Berlin (L. 2, Am
 Lustgarten).
 Herr stud. phil. orient. Hans Felix Wolff, Berlin NW. 23, Flensburger-
 straße 13.
 Herr Oberst Wolff, Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 17^{III}.

Ausgetreten.

- Frau Kapitänleutnant Rust, geb. Wetzstein, Rudolstadt, Thüringen.
 Herr Prof. Dr. E. Müller-Hess, Bern (Schweiz).
 Herr H. Rother, Berlin.
 Herr Dr. J. von Katwyk, Zwammerdam.

Berichtigungen.

- 1904 Herr Prof. Dr. Heinrich Harkenne, (nicht Zerkenne), Godesberg-Muffendorf-Klosterbergstr. 4.
1939 Herr Pfarrer H. Genwer, Lutjegast (Holland).
1963 Herr Prof. Dr. O. Weirreich, nicht Weirrich, Tübingen, Neckarhalde 70.
1980 Herr Prof. Dr. August Heisenberg, München, Hohenzollernstr. 110.
2017 Herr Dr. Walter Till, nicht Tilby, an der Techn.-Gewerblichen Bundeslehranstalt Mödling b/Wien.
-

Auf der letzten Orientalisten-Tagung in Berlin wurde den anwesenden Mitgliedern der D. M. G. bereits Kenntnis gegeben von dem Plan einer „Austauschzentrale für orientalische Literatur“, die durch die Firma Otto Harrassowitz in Leipzig ins Leben gerufen werden soll. Bei der rückhaltlosen Zustimmung, die der Plan bei den Beteiligten fand, halten wir es für angezeigt, denselben unseren Mitgliedern und allen interessierten Kreisen hierdurch nochmals zur Kenntnis zu bringen. Wir lassen daher die Firma Otto Harrassowitz, Leipzig, hier selbst zu Worte kommen.

Der Vorstand der D. M. G.

Internationale Austauschzentrale für orientalische Literatur.

Die Not der deutschen Wissenschaft als Folgeerscheinung von Krieg und Versailler Vertrag offenbart sich hauptsächlich in der Abschnürung Deutschlands von dem internationalen Büchermarkt. Diese traurige Tatsache wird in einem Betriebe wie dem der Buchhandlung Otto Harrassowitz, die sich in erster Linie dem internationalen Austausch orientalischer und anderer wissenschaftlicher Literatur, insbesondere dem Import von Druckzeugnissen aus dem Orient, widmet, täglich mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen geführt. Die englischen, französischen und anderen Bibliographien künden fortwährend das Erscheinen wertvoller, wissenschaftlicher Veröffentlichungen an; jede Post bringt Prospekte und Ankündigungen ausländischer Verleger, Kataloge ausländischer Antiquare, Probeexemplare neuer Textausgaben aus dem Orient. Das Herz tut einem weh bei der Erkenntnis: Dies alles ist nicht für uns Deutsche, es ist nur für die anderen. Wir Deutsche sind ausgeschlossen aus dem großen Kreise derer, die es sich leisten können, englische oder französische Bücher zu kaufen, wir Deutsche sind zu arm dazu.

In Erkenntnis des aus diesem erzwungenen Verzichte der deutschen Wissenschaft erwachsenen ungeheuren Schadens habe ich auf Mittel und Wege gesonnen, ob denn auf irgend eine Weise abzuhelfen ist. Es liegt auf der Hand, daß die ausländische Literatur uns unerschöpflich bleibt, so lange wir gezwungen sind, sie mit unserer entwerteten Papiermark zu bezahlen, so lange wir nicht Gold als Zahlungsmittel geben können. Besitzen wir nun ein solches Goldzahlungsmittel? Das Gold, das der deutsche Gelehrte besitzt, ist seine Bibliothek, sind seine Bücher. Sie sind ein Goldzahlungsmittel, mit dessen Hilfe er sich ausländische Bücher beschaffen könnte. Hierauf beruht mein Gedanke einer

Internationalen Austauschzentrale für orientalische Literatur.

Wenn auch nicht alle, so doch viele deutsche Gelehrte besitzen in ihrer Bibliothek gewisse wertvolle Werke, die sie für ihre Arbeiten nicht mehr unbedingt benötigen. Sie bilden vielleicht eine Zierde ihrer Bi-

liothek, auf deren Besitz sie stolz sind, und sicherlich würden sie sich nicht von ihnen trennen, wenn sie lediglich eine gewisse Menge deutscher Papiermark durch ihre Veräußerung erhielten. Sie würden sich aber zu einer Abgabe entschließen, wenn sie an ihrer Stelle gewisse ausländische Bücher erlangen könnten, die ihnen für den Fortgang ihrer Arbeiten zwar unentbehrlich, infolge ihrer Auslandspreise indessen bisher unerreichbar sind.

Hier will die Austauschzentrale einsetzen. Gewiß ist der Gedanke eines Austausches deutscher geistiger Güter mit solchen des Auslandes nicht neu. Es gehört zu dem Arbeitsprogramm der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, durch Hingabe von Sachwerten deutsche Bibliotheken mit unentbehrlicher Auslandsliteratur, hauptsächlich Zeitschriften, zu versorgen. Ebenso stehen wohl schon die meisten deutschen Gelehrten in einem gewissen Austauschverkehr mit befreundeten ausländischen Kollegen. Ein solcher persönlicher Austausch kann sich aber naturgemäß nur in engen Grenzen halten. Nicht immer bestehen die nötigen persönlichen Beziehungen, nicht immer führt Angebot und Nachfrage zum Zustandekommen des Tauschgeschäftes, nicht immer besitzt der deutsche Gelehrte gerade die Werke, für die der ausländische sein Werk dem deutschen Kollegen in Tausch zu überlassen geneigt wäre. Durch die geplante Zentralisierung tritt aber jeder Gelehrte mit jedem, wenn auch nur indirekt, in Tauschverkehr. Die Organisation ist wie folgt gedacht:

Jeder Gelehrte, der wissenschaftliche Bücher seines Besitzes im Tausch gegen solche des Auslandes abzugeben gewillt ist, meldet diem bei der Zentralstelle an. Diese setzt im Einverständnis mit dem Auftraggeber Verkaufspreise in Schweizer Franken, also einer festen Goldwährung, fest.

Die angebotenen und (soweit es sich nicht um Neuerscheinungen handelt) gesuchten Werke werden zu Listen vereinigt und diese von der Zentralstelle an alle Orientalisten des In- und Auslandes versandt. Der Gegenwert für auf diese Weise verkaufte Werke wird dem Auftraggeber auf Schweizer Frankkonto gutgeschrieben und à Konto dieses Guthabens werden ihm die gewünschten ausländischen Bücher besorgt. Das Geschäft wird also auf die Basis der Goldwährung gehoben.

Als allgemeine Geschäftsgrundsätze gelten folgende:

1. Die zum Verkauf angemeldeten Bücher bleiben Eigentum des Auftraggebers und brauchen nicht an die Zentralstelle eingesandt zu werden. Es genügt ihre Anmeldung mit genauen bibliographischen Angaben, hauptsächlich auch bezüglich der Erhaltung und des Einbandes.

2. Die anzusetzenden Verkaufspreise werden im gemeinsamen Einverständnis zwischen Auftraggeber und Zentralstelle festgesetzt. Das Recht einer Preisregulierung muß sich die Zentralstelle unbedingt vorbehalten, da sie einerseits eine gewisse Gleichmäßigkeit der Forderungen erstreben muß und andererseits durch ihre ständige Fühlungnahme mit dem Büchermarkt des Auslandes über die internationalen Preissätze am besten orientiert ist.

3. Die Besitzer der zum Verkauf gemeldeten Bücher verpflichten sich, dieselben zu den vereinbarten Preisen innerhalb von 6 Monaten auf Abruf seitens der Zentralstelle abzugeben. Die Bücher sind franko an die Zentralstelle einzureichen. Seitens der Zentralstelle besteht keine Verpflichtung zur Nennung des Namens des Käufers.

4. Die Zentralstelle hat das Recht, ihr angebotene, aber ungeeignet erscheinende Werke von der Aufnahme in die Listen auszuschließen. Grundsätzlich sollen nur tatsächlich hochwertige Werke aufgenommen werden, also besonders vergriffene deutsche oder im Ausland erschienene Werke. Bücher, die noch vom Verleger im regulären Buchhandel zu beziehen sind, sind im allgemeinen ungeeignet, da diese von den ausländischen Interessenten wahrscheinlich auf Buchhändlerwege ebensogut, wenn nicht billiger, bezogen werden können.

5. Die Zentralstelle verpflichtet sich, die Titel der zum Verkauf angemeldeten Bücher einmal in den in angemessenen Zeitabständen erscheinenden Listen kostenlos abzudrucken. Die Listen erscheinen nach Bedarf, wahrscheinlich einvierteljährlich.

6. Bei einem durch die Zentralstelle vermittelten Verkauf der Bücher ist zur Deckung der Unkosten eine Gebühr von 15% des festgesetzten Verkaufspreises an die Zentralstelle zu entrichten; es wird also dem Auftraggeber der Verkaufspreis, abzüglich 15%, gutgeschrieben. Auf Wunsch wird dieser Betrag dem Auftraggeber bar ausbezahlt.

7. Die Zentralstelle verpflichtet sich, die von den Auftraggebern gewünschten Bücher zu dem Preise zu liefern, den sie selbst einschließlich Portospesen für dieselben zu bezahlen hat. Hierzu berechnet sie zur Deckung ihrer Unkosten eine Besorgungsgebühr von 15%. Der Auftraggeber verpflichtet sich von vornherein zur Zahlung des Kaufpreises, auch wenn dieser im Voraus nicht endgültig festgestellt werden kann. Falls der Gesamtkaufpreis das Guthaben eines Auftraggebers übersteigt, so ist dieser verpflichtet, die Differenz umgerechnet zum Tageskurs bar oder auch durch Abgabe von Büchern seiner Bibliothek zu zahlen.

Zu bemerken ist noch, daß der Austausch natürlich nicht auf den Verkauf zwischen Inland und Ausland beschränkt ist, sondern ebensogut zwischen deutschen Gelehrten untereinander vor sich gehen kann, da es sich ja um einen Tausch von Goldwert gegen Goldwert handelt. Auch ist zu erwarten, daß sich das Ausland an dem Austausch insofern lebhaft beteiligen wird, als es seine Desideraten vom im Buchhandel nicht mehr zu erlangenden, also hauptsächlich vergriffenen Publikationen aufgeben wird, die dann unter der Rubrik „Gesuchte Bücher“ angezeigt werden und wiederum die deutschen Gelehrten zur Abgabe der betreffenden Bücher veranlassen.

Ferner besteht die Absicht, die Listen insofern zu erweitern, als unter einer besonderen Rubrik die Neuerscheinungen des In- und Auslandes angezeigt werden sollen. Hierdurch würden die seit 1890 bis zum Kriegsausbruch durch die Firma Otto Harrassowitz herausgegebenen

„Berichte über Neue Erwerbungen“ wieder ins Leben gerufen werden, deren Nichterscheinen jetzt von allen interessierten Kreisen lebhaft bedauert wird.

Es ist zu erwarten, daß die Einrichtung der Zentralstelle sich als nützlich erweisen wird, und daß sie einen geeigneten Weg darstellt, um der deutschen Orientalistik ausländische Literatur wieder zugänglich zu machen, indem das in den Bibliotheken zur Zeit brach liegende Kapital als Zahlungsmittel zu nutzbringendem Leben erweckt wird. So haben denn auch hochangesehene Fachleute gelegentlich einer mündlichen Darlegung des Planes ihre volle Sympathie und Bereitwilligkeit zur Mitarbeit bekundet. Insbesondere aber hat die Deutsche Morgenländische Gesellschaft sich bereit erklärt, die herauszubringenden Tauschlisten unentgeltlich der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft sowie den anderen der D. M. G. angeschlossenen Zeitschriften regelmäßig beizulegen. Hierdurch werden einerseits die Listen einem erweiterten Kreise von Interessenten vor Augen geführt und andererseits wird eine wesentliche Verminderung der Unkosten dadurch herbeigeführt, daß die direkte Zusendung an die Mitglieder der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft sich erübrigt.

Voraussetzung für das aufzusehende Gelingen dieses Planes ist natürlich, daß sich deutsche und ausländische orientalistische Kreise in weitgehendem Maße beteiligen und die von ihnen abzugebenden Werke zum Verkauf zur Verfügung stellen. Ich fordere daher alle Herren Orientalisten des In- und Auslandes hiermit zur Beteiligung auf und hoffe auf eine günstige Aufnahme meines Planes, namentlich, als ja dem Einzelnen zunächst damit ein Risiko oder irgendwelche Kosten nicht entstehen. Ich richte ferner an alle Herren Orientalisten die Bitte, mich ständig über ihre eigenen oder auch andere ihnen zur Kenntnis gekommenen unbekannteren Neuerscheinungen, hauptsächlich des Orients selbst, zu unterrichten, damit ich diese in meinen Listen ebenso wie in den früher erschienenen „Berichten über Neue Erwerbungen“, die unter dem Titel „Ephemerides Orientalicae“ soeben in regelmäßigem Turnus wieder zu erscheinen beginnen, ansetzen kann.

Leipzig, Juni 1921.

Otto Harrassowitz.

De-Goeje-Stiftung.

Mitteilung.

1. Der Vorstand blieb seit November 1921 unverändert und setzt sich somit folgenderweise zusammen: Dr. C. Snouck Hurgronje (Vorsitzender), Dr. M. Th. Houtema, Dr. Tj. J. De Boer, Dr. J. J. Salverda de Grave und Dr. C. Van Vollenhoven (Sekretär und Schatzmeister).

2. Von den sechs Veröffentlichungen der Stiftung sind noch eine Anzahl Exemplare vom Verleger E. J. Brill in Leiden zu beziehen: Nr. 1. Photographische Wiedergabe der Leidener Handschrift von al-Buhārī's *Ḥanāsah* 1909 (Preis 95 Gulden holländ. Währung); Nr. 2. *Kitāb al-Fakhr* von al-Mufaddjal, herausgegeben von C. A. Storey, 1915 (Preis 6 Gulden); Nr. 3. J. Goldziher, *Streitschrift des Gasāl gegen die Bāṭiniyya-Sekte*, 1916 (Preis 4.50 Gulden); Nr. 4. Max Hebraeus's *Book of the Dove*, together with some chapters from his *Ethikon*, translated by A. J. Wensink, 1919 (Preis 4.50 Gulden); Nr. 5. *De opkomst van het Zaidietische Imamaat in Yemen*, door C. van Arendonk, 1919 (Preis 6 Gulden); Nr. 6. *Die Richtungen der islamischen Koranauslegung*, von J. Goldziher, 1920 (Preis 10 Gulden). Der Verkauf aller Veröffentlichungen geschieht zum Besten der Stiftung.

3. Die Druckkosten der letzten Veröffentlichung haben auch noch in diesem Jahre die ganzen Einkünfte der Stiftung in Anspruch genommen; im Anfang des Jahres 1923 werden dieselben aber ausgeglichen.

November 1922.

Anzeige.

Soeben gelangte in hervorragender Ausführung (Halbplandruck) zur Ausgabe das seit Jahren vergriffene und sehr gesuchte Werk im gemeinsamen Verlage der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und des Verlages Otto Harrassowitz, Leipzig

Chronologie orientalischer Völker

von

Alberuni

Herausgegeben

von

Dr. C. Eduard Sachau

Preis: Grundzahl 15 \times Schlüsselzahl des Börsenvereins
der Deutschen Buchhändler
Auslandspreis 15 schw. Frs.

Letzte Veröffentlichungen der D. M. G.

Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes

Bd. XVI Nr. 2. Hultsch, E. Das Bauddhaya-Dharmastra. 2. Auflage.
Grundzahl 15.

Bd. XVI Nr. 3. Frank, Carl. Die sogenannten hattitischen Hieroglyphen-
inschriften, ein neuer Beitrag zu ihrer Entzifferung.
Grundzahl 4.

Förster, E. Die kanisische Sprache. Sonderdruck aus dem Ansatze
„Die Inschriften des Hatti-Reiches“ in der Z. D. M. G. Bd. I.
Neue Folge (1922). Grundzahl 0,3.

Die deutschen Preise ergeben sich durch Multiplikationen der Grund-
zahl mit der Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins. Die Grund-
zahl ist auch der Auslandspreis in Schweizer Franken. Mitglieder der
D. M. G., die sich an die Buchhandlung F. A. Brockhaus, Leipzig
wenden, erhalten die Publikationen zum halben Preise. Mitglieder
im hochvalutigen Ausland erhalten auf den Auslandspreis einen Rabatt
von 30%.

WALTER DE GRUYTER & CO.

BERLIN W 30 UND LEIPZIG

Sanskrit. Geschichte der Philologie und indischen Altertumskunde. Von E. Windisch. 3 Teile: Grundzahl 20. (Grundriß der indischen Philologie und Altertumskunde, I. Bd., 4 B.)

Das indische Drama. V. Sten Konow. Grunda. 12. (Grundriß der indischen Philologie und Altertumskunde, II. Bd., 2 B.)

Epic Mythology. By E. W. Hopkins. Grunda. 20. (Grundriß der indischen Philologie und Altertumskunde, III. Bd., 1 B.)

Pali-Literatur und -Sprache. Von W. Geiger. Grunda. 17. (Grundriß der indischen Philologie und Altertumskunde, I. Bd., 7.)

Der Pretakalpa des Garuda-Purāṇa. (Nannāṣṭakama's Saṃvādihara.)

Eine Darstellung des hinduistischen Totenkultus u. Jenseitsglaubens. Aus d. Sanskrit übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen u. Indices versehen. Von Emil Abegg. Grundzahl 4.

Zu den Upanisaden. II. Von Heinrich Lüders. Grundzahl 0.5. (Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten d. Preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin.)

Urkunden der Ptolemäerzeit (Ältere Funde). Von Ulrich Wilcken. I. Band: Papyri aus Unterägypten. 1. Lieferung. Grundzahl 15. Auslandspreis 40 Schweizer Fr.

Sammelbuch griechischer Urkunden aus Ägypten. Von Friedrich Preisigke. Herausgegeben im Auftrage d. Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg. I. Bd. Grundzahl 21. II. Bd. 1. Hälfte. Grundzahl 10. 2. Hälfte. Grundzahl 4.5.

Berichtungsliste der Griechischen Papyrusurkunden z. Ägypten. Von Friedrich Preisigke. Lexikon-Oktaev. Grundzahl 50, geb. 50.

Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gelehrte. Begründet von Carl Bezold, herausgegeben von Heinrich Zimmern. Band 34. Grundzahl 10. Für Mitglieder der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Grundzahl 8.

Der Islam. Zeitschrift für Geschichte und Kultur des islamischen Orients. Herausgegeben von C. H. Becker und H. Ritter. Mit Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftl. Stiftung. Mit zahlreichen Abbildungen im Text u. Tafeln. Bd. XII. Grundzahl 10. Für Mitgl. d. D. Morg. Gesellschaft. Grundzahl 8.

Den Verkaufspreis erhält man durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweiligen Buchhändler-Schlüsselsahl.

Auslandspreis: Für die Werke, deren Auslandspreis nicht besonders angegeben ist, ist der Schweizer Frankenpreis gleich der Grundzahl.

Die Umrechnung in die Währung anderer Länder erfolgt nach der Tabelle der Außenhandelsnennungen.



INDISCHE ERZÄHLER

Eine Sammlung. Herausgegeben von Johannes Hertel. Leipzig.
Geh. in Halbt. und in flexiblen Ganzlederbd. in gefälligen Taschenformat.

- 1-5. Die zehn Prinzen. Ein indischer Roman von Dandin. Vollständig, verdeutscht von Johannes Hertel. Broschiert, Gr. M. 9.— (Schw. Fr. 10.50); 5 Halbleinenbände Gr. M. 15.50 (Schw. Fr. 15.—); 5 flexible Ganzlederbände Gr. ca. M. 75.— (Schw. Fr. 45.—).
4. Indische Novellen I: Prinz Aghata. Die Abenteuer Ambadas. Vollständig, verdeutscht von Charlotte Krause. Broschiert, Gr. M. 5.— (Schw. Fr. 5.50); Halbleinenband Gr. M. 4.50 (Schw. Fr. 5.—); Ganzlederband Gr. ca. M. 25.— (Schw. Fr. 15.—).
5. Zwei indische Narzenbücher. Vollst. verdeutscht v. Joh. Hertel. Brosch. Gr. M. 5.— (Schw. Fr. 5.50); Halbtbd. Gr. M. 4.50 (Schw. Fr. 5.—); Ganzlederbd. Gr. ca. M. 25.— (Schw. Fr. 15.—).
6. Panterschähzade. Wärrika. Eine Sammlung volkstümlicher Märchen und Schwänke. Vollständig, verdeutscht von Johannes Hertel. Broschiert Gr. M. 5.— (Schw. Fr. 5.50); Halbleinenband Gr. M. 4.50 (Schw. Fr. 5.—); Ganzlbd. Gr. ca. M. 25.— (Schw. Fr. 15.—).
7. Indische Märchenromane I. Kaufmann Tschampaka von Dschinakirti. Pála und Gópála von Dschinakirti. Ratnaschüda von Dschinásasgara. Vollständig, verdeutscht von Johannes Hertel. Broschiert Gr. M. 5.— (Schw. Fr. 5.50); Halbleinenband Gr. M. 4.50 (Schw. Fr. 5.—); Ganzlederband Gr. ca. M. 25.— (Schw. Fr. 15.—).
8. Alt-Indische Natursagen. Verd. von Joh. Hertel. In Vorr.
9. Zweiundneunzig Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien. Aus dem Persischen übersetzt von Johannes Hertel. Broschiert Gr. M. 2.50 (Schw. Fr. 2.50); Halbleinenband Gr. M. 4.— (Schw. Fr. 4.—); Ganzlederbd. ca. M. 24.— (Schw. Fr. 15.—).
12. Die wichtigsten Erzählungen des Mahábhárata. 1. Bd. Liebesgeschichten. Verdeutscht v. W. Porzig. Brosch. Gr. M. 5.— (Schw. Fr. 5.50); Halbleinenband Gr. M. 4.50 (Schw. Fr. 5.—); Ganzlederband Gr. ca. M. 25.— (Schw. Fr. 15.—).

Weitere Bände in Vorbereitung:

- Upamítibhawaprapanischá Kathá. Ein allegorischer Roman von Siddharschi. Verdeutscht von W. Kiehl.
Ausgewählte Erzählungen aus den Werken Hómatschándras. Verdeutscht von Johannes Hertel.
Die wichtigsten Erzählungen des Mahábhárata. 2. und 3. Band. Verdeutscht von W. Porzig.
Kathásaritsgara. 15 Bände. Verdeutscht von Charlotte Krause, Walter Porzig, Hermann Weller.

H. HAESSEL VERLAG LEIPZIG



INDOLOGIE



Bhāṣa, Bāṣacarita. Textausgabe v. Hermann Weller. Brosch. 3 sh 6 d; Pappbd. 4 sh. Der Text ist handschriftlich und in Übertragungsverfahren gedruckt.

Bhāṣa, Die Abenteuer d. Kauben Kriechen (Bāharata). Schauspiel. Übers. v. Hermann Weller. Brosch. Gz. M. 3.— (Schw. Fr. 3.30); Pappbd. Gz. M. 4.— (Schw. Fr. 4.—).

Otto Böhtlingk's Sanskrit-Chrestomathie. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben v. Richard Garbe. Brosch. Gz. M. 8.— (Schw. Fr. 8.—); Halbleinbd. Gz. M. 10 (Schw. Fr. 10.—).

Dandina Poetik (Kāvyaśāstra) Sanskrit u. Deutsch, Herausg. v. O. Böhtlingk. Brosch. Gz. M. 12.— (Schw. Fr. 12.—).

Richard Garbe, Die Bhagavadgītā. Aus dem Sanskrit übersetzt. Mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Brosch. Gz. M. 3.— (Schw. Fr. 4.—); Geb. Gz. M. 4.50 (Schw. Fr. 5.—).

Richard Garbe, Die Sāṃkhya-Philosophie. Eine Darstellung d. indischen Rationalismus. Nach den Quellen. Brosch. Gz. M. 3.— (Schw. Fr. 12.—); Pappbd. Gz. M. 10.— (Schw. Fr. 14.—).

Richard Garbe, Kaiser Akbar von Indien. Ein Lebens- u. Kulturbild aus dem XVI. Jahrh. Brosch. Gz. M. — 30 (Schw. Fr. 1.20).

Heinz Günther, Buddhas ind. u. hinduländische Legende. Brosch. Gz. M. 2.50 (Schw. Fr. 4.—); Halbleinbd. Gz. M. 5.— (Schw. Fr. 5.—).

Johannes Hertel, Tantrākhyāyika. Die älteste Fassung des Pañcatantra. Aus d. Sanskrit übersetzt mit Einleitung u. Anmerkungen. 2 Bände. Brosch. Gz. M. 10.— (Schw. Fr. 10.—).

Johannes Hertel, Das Pañcatantra. Seine Geschichte u. s. Verbreitung. Gelehrte Prof. schriftl. Brosch. Gz. M. 10.— (Schw. Fr. 10.—).

Hipodamia, Aeneas' Fabeln des Hippodamia im Urtext (in lateinischer Unschrift) neben deutscher deutsch. Übersetzung v. Aug. Volke. Brosch. Gz. M. 1.50 (Schw. Fr. 2.—).

Indische Erzähler. Eine Sammlung, herausgegeben von Johannes Hertel. (Gegenüberstehende Ausgabe).

Kālidāsa's Sakuntala. (Kālidāsa's Textform). M. kritischen u. erklärt. Anmerk. herausgeg. v. Carl Cappeller. Brosch. Gz. M. 5.— (Schw. Fr. 5.—); Pappbd. Gz. M. 7.— (Schw. Fr. 7.—).

Kālidāsa's Sakuntala. Kritisch herausgegeben u. übersetzt v. O. Böhtlingk. Brosch. Gz. M. 6.— (Schw. Fr. 6.—).

Pāṇini's Grammatik. Herausgegeben, übersetzt, erläutert und mit verschiedenen Indices versehen von O. Böhtlingk. Brosch. Gz. M. 14.— (Schw. Fr. 20.—).

LEOPOLD VON SCHROEDER

Mysterium u. Minus i. Rigveda. Brosch. Gz. M. 3.— (Schw. Fr. 12.—); Halbleinbd. Gz. M. 10.— (Schw. Fr. 14.—).

Reden u. Aufsätze über Indische Literatur u. Kultur. Halbleinband Gz. M. 5.— (Schw. Fr. 17.—).

Arische Religion. 1. Band: Der altarische Geist. Das höchste gute Wesen. 2. Band: Naturverehrungen. Lebensbede. Brosch. Gz. M. 25.— (Schw. Fr. 25.—); Geb. I. c. Halbleinbd. Gz. M. 27.— (Schw. Fr. 27.—); in zwei Halbleinbd. Gz. M. 29.— (Schw. Fr. 29.—).

Indische Literatur und Kultur in historischer Entwicklung. Ein Zyklus von 30 Vorlesungen, nachgelassen als Handbuch der indischen Literaturgeschichte. Manuskript in 150 Exemplaren nach der Ausgabe von 1857. Handgezeichnete Gabelstempel Nr. 1—100 Gz. M. 50.— (Schw. Fr. 50.—); handgeb. Halbleinband Nr. 101—150 Gz. M. 42.— (Schw. Fr. 45.—); Gabelstempel Nr. 151—150 Gz. M. 32.— (Schw. Fr. 35.—); zwei Bde. Nr. 531—150 Gz. M. 27.— (Schw. Fr. 30.—).

Lebenserinnerungen. Herausgegeben v. Oberregierungsrat Dr. Felix v. Schroeder. Mit Buchschmuck und vier Bildnissen. Brosch. Gz. M. 4.— (Schw. Fr. 4.—); Halbleinbd. Gz. M. 5.50 (Schw. Fr. 7.50).

Religionslehre. Ein Hittischlein für Lehrer und Schüler. Brosch. Gz. M. 1.30 (Schw. Fr. 1.20); Halbleinband Gz. M. 1.50 (Schw. Fr. 2.—).

Prinzeßin Zofe (Zuripiel). Übersetzt und für die Bühne bearbeitet von L. v. Schroeder. Brosch. Gz. M. 1.20 (Schw. Fr. 1.20).

Sakuntala's (Indisches Drama). Übersetzung und Bühnenbearbeitung von L. v. Schroeder. Brosch. Gz. M. 1.20 (Schw. Fr. 1.20).

J. S. Speyer, Die ind. Theosophie. Aus den Quellen dargestellt. Brosch. Gz. M. 7.— (Schw. Fr. 7.—); Pappbd. Gz. M. 9.— (Schw. Fr. 9.—).

Unsere letzten Neuerscheinungen:

DR. KARL SEIDENSTÜCKER, „PALI BUDDHISMUS IN ÜBERSETZUNGEN“. Texte aus dem buddhistischen Pali-Kanon und dem Kammasaṅgī. Aus dem Pali übersetzt und mit zahlreichen Erläuterungen sowie einer Tabelle über die Welten und Wozen des Buddhismus. II. bedeutend erweiterte und veränderte Aufl. 4.—8. Taus. XVII, 594 Seiten. Grundpreis broschiert M. 7.— Halbleinen 10.—

NYANATILOKA, „DAS WORT DES BUDDHA“. Eine Übersicht über das ethisch-philosophische System des Buddha. In den Worten des Sutta-Pitaka. Zusammenge stellt, übersetzt und erläutert von Nyanatiloka. 4.—12. Tausend. Elegant gebunden Grundpreis M. 2.—

DIE KEDEN BUDDHAS. Aus dem Anguttara Nikaya des Pali-Kanons. Zum erstenmal aus dem Pali übertragen und mit Anmerkungen versehen von Nyanatiloka. Mit dem sechsten erschienenen Sechser bis Eiferbuch liegt nunmehr diese aus 11 Büchern bestehende, umfangreichste Sammlung der Keden Buddhas vollständig vor. Gesamtauflage in 3 Bänden broschiert Grundpreis M. 30.—, Halbleinen 45.—, Ganzleinen u. Goldaufdruck 60.—

Vom gleichen Verfasser liegt jetzt in unserem Verlage der komplette erste Band der „FRAGEN DES MILINDA“ vor. Ein historischer Roman, enthaltend Zwiegespräche zwischen einem Griechenkönig und einem buddhistischen Mönche über die wichtigsten Punkte der buddhistischen Lehre. Aus dem Pali zum erstenmal vollständig ins Deutsche übersetzt von Nyanatiloka. XVI, 540 Seiten. Halbleinen. Grundpreis M. 8.—

Der zweite und Schlufband dieses Werkes befindet sich in Vorbereitung und wird im Laufe des Monats Juli erscheinen.

DR. PAUL DAHLKE, „BUDDHISMUS ALS RELIGION UND MORAL“. II. Aufl. 530 Seiten in Halbleinen geb. Grundpr. M. 8.—

Ende 1922 waren erschienen:

SAMYUTTA-NIKAYA. Die 10 Gruppen gründerzeitlicher Sammlung aus dem Pali-Kanon der Buddhisten zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Prof. Dr. Wilhelm Geiger. I. Lieferung. Grundzahl — 50. Der erste Band dieser äusserst wichtigen Übersetzung wird voraussichtlich noch im Laufe des Monats Juli komplett vorliegen.

PROF. DR. F. I. SCHTSCHERBAZKOJ, ERKENNTNISSTHEORIE UND LOGIK. Nach der Lehre der späteren Buddhisten. Aus dem Russischen übersetzt von Prof. Dr. G. Strauss. Auch dieses Werk des berühmten russischen Gelehrten wird voraussichtlich im Juli vollständig in unserem Verlage vorliegen.

Über unsere wichtigen Neuerscheinungen des Jahres 1922 und unsere zahlreichen anderen Verlagwerke über das Spezialgebiet des Buddhismus und seiner verwandten Gebiete bitten wir unser Verzeichnisse einfordern zu wollen.

Wir liefern unsere sämtlichen Bücher jeweils zur vorhergehenden Schlusssatzahl des Börsenvereins
Deutscher Buchhändler.

OSKAR SCHLOSS VERLAG
MÜNCHEN-NEUBIBERG

ORIENT-BUCHHANDLUNG HEINZ LAFAIRE
HANNOVER / EBHARDTSTR. 8

Spezialbuchhandlung

für

Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft
des nahen und fernen Ostens

★

Semitica / Ägyptologie / Indische und iranische
Altertumskunde / Alttestamentliche Wissen-
schaft / Ural-altaische Länder, Völker und
Sprachen / Byzantino-Orientalia / Zentralasien
Indischer Archipel / Australien und Polynesien

Wissenschaftliches Sortiment und Antiquariat
mit reichhaltigem Lager aus allen Gebieten
der Orientalistik

Sorgfältig bearbeitete Spezialkataloge stehen
kostenlos zur Verfügung

Ankauf von einschlägigen Bibliotheken und
einzelnen wertvollen Werken

Mit Rücksicht auf die Verzüge, die nur eine Spezialfirma bieten kann, bitten wir, sich beim Einkauf wie auch beim Verkauf von Orientalia an uns zu wenden. Alle Aufträge und Anfragen werden schnell und suchgemäß bearbeitet.

ORIENT-BUCHHANDLUNG HEINZ LAFAIRE
HANNOVER / EBHARDTSTR. 8

ABTEILUNG VERLAG

ARABIEN

Studien zur physikalischen und
historischen Geographie

von

H. Moritz

I. Nord-Arabien. II. Das Land
Ophir

155 Seiten. 4°. Mit 2 Karten und
58 Abbildungen

Brosch. 14.— Halbleinen 16.—

PERSISCH-
TÜRKISCHE MYSTIK

Nachdichtungen

von

Max Meyerhof

59 Seiten. 8°. Kart. — 50

DIE GRIECHISCHEN
NACHRICHTEN ÜBER
INDIEN BIS ZUM
FELDZUG ALEXANDER
DES GROSSEN

Eine Sammlung der Berichte und
Ihre Untersuchung

von

Wilh. Reese

106 Seiten. Gr. 8°. Brosch. 5.—

SCHATTENSCHNITTE
AUS NORDCHINA

herausgegeben

u. mit einer Einleitung versehen
von

Georg Jacob

54 Seiten. 8°. Mit 51 teilweise
farbigen Tafeln auf Kunstdruck-
papier. Kart. 4.—

UNIO MYSTICA

Sehnsucht und Erfüllung

Hafische Lieder in

Nachbildungen

von

Georg Jacob

55 Seiten. 8°. Brosch. 4.—

ÜBER DEN GNOMON-
SCHATTEN UND DIE
SCHATTENTAFELN DER
ARABISCHEN
ASTRONOMIE

Ein Beitrag zur arabischen
Trigonometrie nach unedirten
arabischen Handschriften

von

Karl Schöy

29 S. 4°. Mit 5 Abhildg. Kart. 2.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Preise sind in Grundzahlen festgesetzt und ergeben vervielfacht
mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler
die tatsächlichen Verkaufspreise. Bei Lieferungen nach dem Ausland
gelten die Grundzahlen gleich Schweizer Franken.

DAS ANTIQUARIAT

VIII

W. HEFFER & SONS LTD. CAMBRIDGE (ENGLAND)

sucht die folgenden Zeitschriften, Reihen und Bücher
zu kaufen und bittet um Angebote.

DESIDERATA

O R I E N T A L I A

PERIODICA. (Komplette Reihen, wo nicht anders angegeben.)

- Orientalische Bibliographie.
Congrès internationale des Orientalistes.
Journal Asiatique.
Indische Studien, hrsg. von Weber.
Zeitschrift der deutschen Morgenlan-
dischen Gesellschaft. Bde. 1 bis 16,
Bde. 1 bis 22.
Tsung Pao.
Bibliotheca Orientalis. 1876-85.
Zeitschrift für Assyriologie, Bd. 14, 15.

BÜCHER.

- Schmidt, Des Weis und der Thun. 84.
Petersburg, 1843.
Schult, Die Persisch-Islamische Minu-
turmalerei.
Levi, Theater Indien.
Reidhewil, Commentarius in Kottum.
ed. Fleischer.
Brockelmann, Geschichte der arab.
Literatur. Orig.-Ausg.
Darmstadt, Zedl Avesta.
Freytag, Arabische Vorlesung.
Halla, Dwan, hrsg. Rosenzweig-Schwan-
nan.
Hoffmann, Das Buddha-Fantasma.
Kremer, Kulturgeschichte.
Gosselin de Perceval, Essai sur l'histoire
des Arabes, 2 Bde.
Haji Khalifa, Lexicon Bibliographicum,
1 Bde.

- Doughty, Travels in Arabia Deserta,
2 Bde.
Müller, Der Islam im Morgen- und
Abendland, 2 Bde.
Wright, Grammar of the Arabic Lan-
guage, 3. Aufl. 2 Bde.
Albiruni, India Arabica text, ed. Sachse.
As Zamakhshari, Hufassat, ed. Broch.
Brockelmann, Gesch. d. arabischen Li-
teratur, 2 Bde. 1898-1902.
Bajaturangini, Iran, Soets, 2 Bde.
Viney, Pithakam, ed. Göttinger, 3 Bde.
Al-Fihrist, hrsg. von Flügel. 1871-72.
Ibn Hisham, Das Leben Muhammed.
1859-60.
Firdusi, Shahmansah, ed. Turner Macan,
4 Bde.
Weil, Geschichte der Chalifen, 3 Bde.
1848-52.
Al-Nawawi, Reg. Hist. of Illustrations
Men, ed. Wittenfeld. Göttingen,
1842-47.
Nizami, Fünf Moulana.
Siensel Name, edit. par Schaefer.
Dorn, Muhammedanische Quellen, 4 Bde.
1800-55.
Rinde, tot Dornkastei in Hortus Ja-
lousi Malabarica. 1690-1700.

PERIODICA.

- Annali dell'Indie compilata da L. Cas-
tani.
Indian Antiquary, komplette Reihe.
Epigraphica Indica, komplette Reihe.

Zeitschriften mit Angabe der Preise erbeten an obige Firma.
4, Petty Gury, Cambridge (England).

KARL W. HIERSEMAN

BUCHHÄNDLER UND ANTIQUAR

LEIPZIG

Königsplatz 29

kauft stets:

ganze Büchersammlungen
und einzelne Werke aus dem Gebiete der
orientalischen Literatur und Kunst.

•
Orientalische (arabische, armenische,
syrische, persische, türkische) Manuskripte.

•
Chinesische, japanische
und tibetanische Originalmalereien
(Kakemonos, Makimono
usw.)

•
Chinesische und japanische Farbholzschnitte
in alten guten Abdrücken.

•
Indische und persische Miniaturen usw.

•

Meine Antiquariate- und Verlagskataloge überende ich kostenlos.

KOMMENTAR ZUM NEUEN TESTAMENT AUS TALMUD UND MIDRASCH VON HERMANN L. STRACK UND PAUL BILLERBECK

ÜBERSICHT ÜBER DAS WERK.

Band I (Doppelband). Das Evangelium des Matthäus, VIII, 1055 Seiten
Lex. 8°. Gehellter Grundpreis M 16.— (Auslandspreis 25 Schweizer
Franken = 31 sh. 6 d. = 5 Dollar), in Halbleinen gebunden Grund-
preis M 24.— (30 Schw. Frkn. = 25 sh. 6 d. = 4 Dollar), in Halbfranz
Grundpreis M 32.— (35 Schw. Frkn. = 30 sh. = 7 Dollar)

(Band I ist erschienen)

Band II. Die Evangelien des Markus, Lukas und Johannes — Die Apostel-
geschichte. (Im Druck. Der Umfang dieses und der folgenden Bände
wird bedeutend geringer werden als der des I. Bandes.)

Band III. Die Briefe und die Offenbarung.

Band IV. Abhandlungen zur neutestamentlichen Theologie und Archäologie.

Band III—IV liegen im Manuscript vor.

*Die Grundpreise, multipliziert mit der jeweiligen Börsenvereinsausbezahlzahl, die
in jeder Buchhandlung zu erfragen ist, ergeben den Ladenpreis.*

Generalvertrieb des Kommentars für die Vereinigten Staaten von Nordamerika:
Lemcke & Buchner, Booksellers, Publishers, New-York 30—32 East 20th Street.
Ausfuhr nach den USA. also nicht gestattet. Angemeldet bei der Außenhandelsniederstelle.

AUS DEM VORWORT:

Zum rechten Verständnis der neutestamentlichen Schriften muß man
das Judentum jener Zeit nach Leben und Denken kennen. Man hat
daher schon vielfach versucht, die altjüdische Literatur zur Erläuterung
des Neuen Testaments heranzuziehen. Manches, aber nicht Anarmendes
bieten Apokryphen und Pseudapographen. Aus den Talmuden und Mi-
draschen haben namentlich John Lightfoot, † 1699, J. G. Meuschen,
Chr. Schöttgen, † 1751, Joh. Jak. Wettstein, † 1754, in neuerer Zeit

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK / MÜNCHEN / WILHELMSTR. 9

Franz Delitzsch, † 1890, August Wünsche mit Eifer Stoff gesammelt; aber ihre Arbeiten sind, zumal in ihrer Gesamtheit, nur wenigen zugänglich; außerdem sind sie unvollständig und vieles in ihnen ermangelt der Kritik, ist auch sonst fehlerhaft.

Den gesamten der Erläuterung des Neuen Testaments dienlichen Stoff aus der altjüdischen Literatur zu sammeln, zu sichten und in zuverlässiger Übersetzung bequem zugänglich zu machen, war seit Jahrzehnten der Wunsch des ersten der beiden Unterzeichneten. Aber für solch ein Werk reicht eines einzelnen Zeit und Kraft nicht aus. So verband er sich im Juni 1906 mit Pastor Paul Billerbeck. Auf Grund des vorgelegten Planes und des schon vorhandenen Stoffes hat dann P. B. das Ganze im Zusammenhange bearbeitet; H. Str. hat es danach einer genauen Durchsicht für den Druck unterzogen. So entstand in 16-jährigem Bemühen ein weit über den beabsichtigten Umfang hinausgehendes vierbändiges Werk, dessen ersten, umfangreichsten Band wir jetzt vorlegen. Mit Dank gegen Gott, der unsre Hände stärkte; mit Dank auch gegen die Freunde, welche zur Deckung der während des großen Krieges und noch mehr nach ihm ins Ungeheuerliche gestiegenen Herstellungskosten beitrugen — Freunde besonders in den neutral geliebten Ländern und in USAmerika, zwei auch in England!

Nicht eine eigentliche Auslegung des Neuen Testaments, sondern das zu seinem Verständnis aus Talmud und Midrasch zu gewinnende Material wollten wir darbieten; den Glauben, die Anschauungen und das Leben der Juden in der Zeit Jesu und der ältesten Christenheit wollten wir objektiv darlegen. Nachdrücklich verwahren wir uns dagegen, daß aus dem hier (zB zur Bergpredigt) Gesammelten auf die gegenwärtig wirklich oder angeblich innerhalb des Judentums geltenden Anschauungen ein Schluß gezogen werde.

Die hebräischen, bezw. aramäischen Texte sind nach Möglichkeit treu übersetzt; doch haben wir die wichtigsten Ausdrücke nach dem Wortlaute des Originals beigelegt. Parallele Stellen, die nicht wörtlich übereinstimmen, sind meist nach beiden (bezw. auch nach mehr) Übersetzungen mitgeteilt, damit jeder derjenigen folgen kann, die er für die Älteste oder sonst Beste hält. — Manche Wiederholungen ließen sich nicht gut vermeiden. Andererseits wird ein Register dafür sorgen, daß der Leser das, was an anderer als der zunächst nachgeschlagenen Stelle des Werkes steht, leicht auffinden kann.

Wenn unsre Arbeit dazu dient, das Verständnis des Neuen Testaments zu fördern, und gleichzeitig einen Beweis gibt für die trotz vielem noch vorhandene Lebenskraft der deutschen Wissenschaft, werden wir uns für die viele Jahre hindurch aufgewendete Mühe reich belohnt fühlen.

22, 40: In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz u. die Propheten.

1. Versuche innerhalb der alten Synagoge, die gesamten Einzel-forderungen der Tora auf einige große Grundprinzipien zurückzuführen.

a. Hillel, um 20 v. Chr.: Was dir unliebsam ist, das tu auch du deinem Nächsten nicht. Das ist die ganze Tora, das andere ist ihre Auslegung; s. bei 5, 43 S. 357 Anm. c.

b. R. Aqiba, † um 135: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst Lv 19, 18; das ist ein großer allgemeiner Grundsatz in der Tora $\text{וְאַתָּה לְרֵעֲךָ כָמוֹךָ}$; s. S. 357 f.

c. Ben Azzai, um 110: Als Gott Adam erschuf, machte er ihn nach der Ähnlichkeit Gottes Gn 5, 1; das ist ein größerer allgemeiner Grundsatz als jener (des R. Aqiba) $\text{וְאַתָּה לְרֵעֲךָ כָמוֹךָ}$; s. bei 5, 43 S. 358 e. u. f.

d. Bar Qappara, um 220. Berakh 63^a: Bar Q. hat öffentlich vorgetragen: Welches ist der kleinste Schriftabschnitt, an welchem alle wesentlichen Bestimmungen (die Hauptsachen) der Tora hängen $\text{מִיָּסוּד הַתּוֹרָה הַזֹּאת וְעַד הַיּוֹם הַזֶּה}$ „Auf allen deinen Wegen erkenne ihn, so wird er deine Pfade abhnen“ Spr 3, 6.

e. R. Simlai, um 250, TanchB $\text{וְעַד הַיּוֹם הַזֶּה}$ § 10 (16^b): R. Simlai hat gesagt: 613 Gebote sind dem Mose auf dem Sinai gesagt worden; dann kam David u. brachte sie auf elf, s. Ps 15, 2—5. Jesaja brachte sie auf sechs, s. Jes 33, 15. Mikha brachte sie auf drei, s. Mich 6, 8. Amos brachte sie auf zwei, s. Am 5, 4: Suchet mich u. lebet! Habakuk brachte sie auf eins, s. Hab 2, 4: Der Gerechte soll kraft seiner Glaubenstreue leben. — Dasselbe mit mehrfachen Abweichungen Mak 23^b, s. bei Gal 3, 11.

2. קְשִׁימוֹת , ihm entspricht genau das von Bar Qappara (s. oben bei d) gebrauchte מִיָּסוּד = angehängt, hangend. Wie der Ausdruck gemeint ist, erhellt aus Chag 1, 8: Die Auflösung der Gelübde schwebt in der Luft $\text{וְהַתְּלָא הַתְּלָא}$ (hat keinen Halt an ausdrücklichen Bestimmungen der schriftlichen Tora) u. hat nicht, womit man sie stützen kann. Die Halakhoth betrefFs des Sabbats, der Festfeiern u. der Veruntreuungen an Gabeiligtem, siehe, die sind wie Berge, die an einem Haar hängen $\text{וְהָיוּ כְּהָרִים שֶׁעָלִים עַל חֵטְא}$, denn für sie gibt es wenig Schrift(belege), aber viele Halakhoth (traditionelle Bestimmungen der mündlichen Tora). Die Rechtsachen u. die Kultusangelegenheiten u. die Bestimmungen über (levitische) Reinheit u. Unreinheit u. über die verbotenen Ehen, die haben, womit man sie stützen kann, sie sind die Hauptsachen (der wesentliche Inhalt) der Tora. — Diese Mischna stammt, wie aus den Parallestellen T'Er II, 23 f. (154) u. T'Chag I, 9 (233) entnommen werden kann, aus der Zeit des R. J'hoschua', um 90. — Das Haar, an dem Berge hängen, bedeutet den schwachen Halt, den gewisse Halakhoth an der Schrift haben; die Wendung will also sagen, daß der Haken der biblischen Gesetzbestimmungen, an den die Schriftgelehrten die

URTEILE:

Professor Heinrich Laible (Theologisches Literaturblatt). Ein in jahresweilanger, stiller Arbeit gesammeltes und geordnetes angelegtes Material aus dem alt-mündischen Schrifttum ist in unserem Kommentar aufgespeichert und der theologischen Welt zugänglich gemacht. . . . Fast zu jedem Vers bringt unser Kommentar Erläuterungen aus dem Talmud. Wo um ein Beispiel anzuführen, die Anmerkungen bei Lichtfoot und 1½ Seiten (was etwa 1/3 Seite unseres Kommentars entspricht) erschöpfen sind, da bringt Stack-Hillebreck Erläuterungen, die 22 Seiten Kleindruck umfassen.

Auch apokryphisches Material ist verwertet und zwar in weitem Umfang. Wichtig ist, daß bei jedem Absatz die Zeit angegeben ist, wann er faßt; nicht minder wichtig, daß die Barnabas als solche, d. h. als thematisches Oberlieferungsgut gekennzeichnet sind. Wichtig ferner, daß die vorliegenden Übersetzungen in Klammern beige gegeben sind, welche das richtige Verständnis vermitteln, und daß da, wo es von Bedeutung ist, ein oder einige Worte des Hebräischen Originaltextes in die Übersetzung eingeschaltet sind. Im Vorwort wird Dank gesagt den „Freunden, welche zur Deckung der während des großen Krieger und noch mehr nach ihm im ungeheuerlichen gestiegenen Herstellungskosten beitrugen — Freunden besonders in den neutral gebliebenen Ländern und in Nordamerika, zwei auch in England. Von Subventionen wird es abhängen, ob Band 2—4 gedruckt werden kann. Mit einem Appell an die Theologen, sich Subventionen angelegen sein zu lassen, damit das monumentale Werk in seinem Lauf nicht aufgehalten wird, zum Schaden der Wissenschaft, sei unsere Besprechung des ungewöhnlich wichtigen Buches geschlossen.“

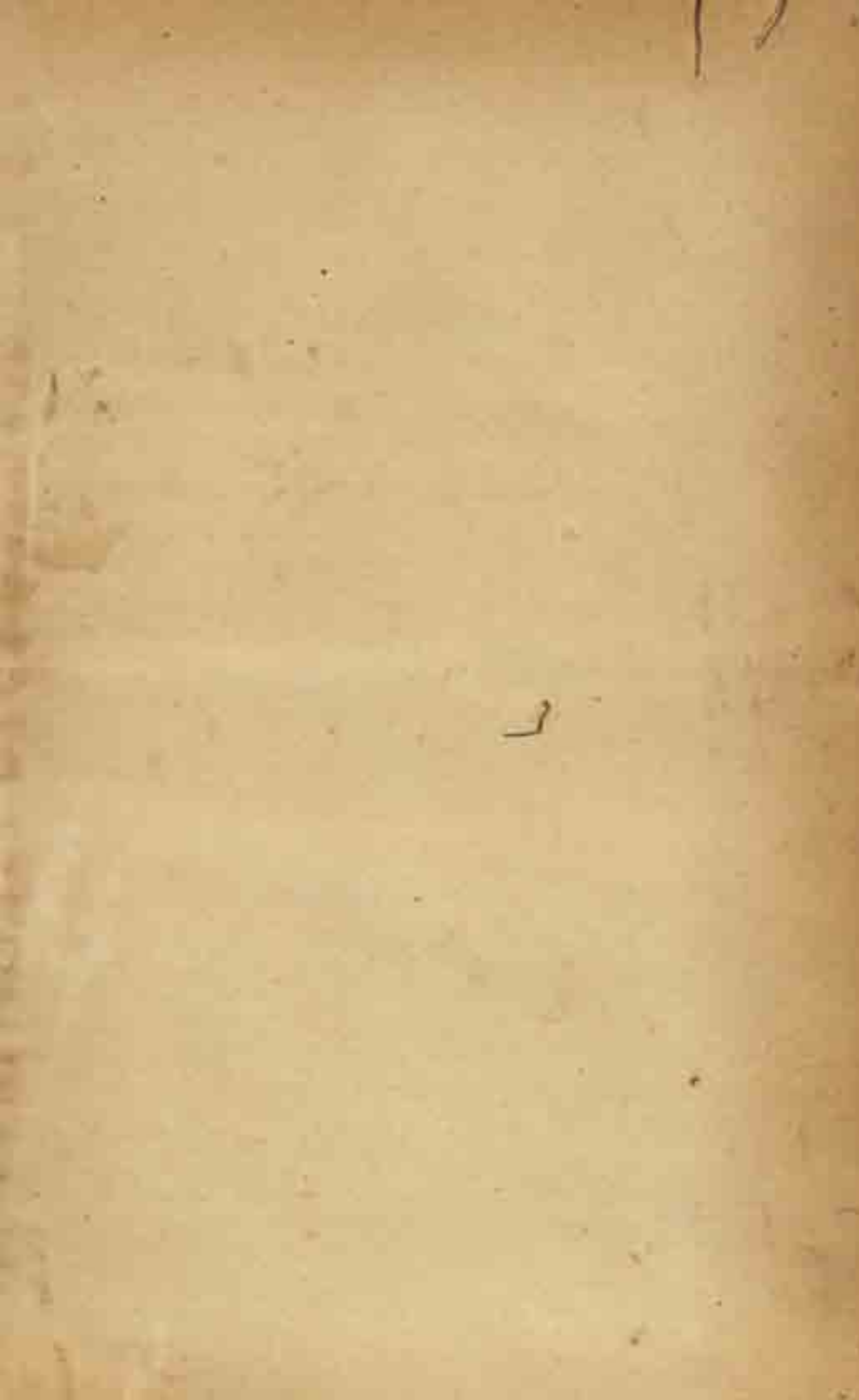
Pfarrer W. Wundt (Theologische Blätter): „Nur so selten wir auch blüher Jesus und sein Evangelium auf dem Grunde seines Vollkommens. Doch, wie das Neue Testament griechisch und nicht aramäisch geschrieben ist, sehen wir es durch eine Bille, die was nicht die Konturen, wohl aber die Farben verändert. Hier zum ersten Male treten uns im großen Zusammenhang die Personen und Ereignisse in dem Milieu entgegen, das allein der Wirklichkeit entspricht. Hier sehen wir Jesus wurzeln in der Überlieferung der Väter und sehen ihn an entscheidenden Punkten, wie in der Selbsterlösung der geistlich Armen und im Begegnen des Gottestriches darüber hinausragen. Hier begegnen wir geistes Schriftgelehrten und Pharisäern; hier auch lauschen wir den Tönen echter Frömmigkeit, wie sie um Jesus nicht erstorben war. In solcher Realistik des Milieus liegt der hohe Wahrheitswert des Werkes, mit dem seine Verfasser sich ein monumentum aere perennius gesetzt haben.“

Germania (die katholische Tageszeitung in Berlin). „Es handelt sich nicht um eine eigentliche Texterklrung, sondern um Heilserschaffung und Erläuterung des Materials aus der rabbinischen Literatur (auch Josephus und Philo kommen zu Worte). Der vorliegende Band ist ein Beweis des Blutsittlichen, der aufgewendet wurde. Es sei nur verwiesen auf die Rabbinen, Gelehrtenregister, ästhetische Lage Josephs gegenüber Maria, die Männerbilder, die Taufgeschichte, der Begriff des Göttlichen, Gttler, Strafrecht, Eherath, Gebet, Bergpredigt (deren Abhängigkeit von jiddischen Quellen gelangt wird), Sabbatbelegung u. s. . . . Das Werk wird ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Neutestamentler bilden. Für die deutsche Wissenschaft ist es eine Ehre, daß in dieser Zeit ein so großes Werk ausgearbeitet werden konnte.“

CH. F. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK, MÜNCHEN, WILHELMSTR. 9

C. H. Bunk and S. Haddad, *eds.*







"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY

GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI.

Please help us to keep the book
clean and moving.